Eur 293 h

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das

centrale

Föderativ-System.

„Das Schicksal wollte, daß ich weder von Seide noch von Wollweberei,
„weder von commerziellem Gewinn noch Verlust zu reden weiß; ich
„muß vom Staate sprechen; ich muß das Gelübde thun, still zu
„schweigen oder davon reden."

Niccolo Macchiavelli al Francesco Vettori.
d. 9. April 1513.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1844.

425. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite.
Erste Periode. Vergangenheit. Frankreich.	3
Zweite Periode. Gegenwart. Deutschland.	
Rückblicke auf das deutsche Reich.	
Der Rhein	275
Der Vertrag zu Verdun	302
Das romanische Priester= und das germanische Laienthum	326

Erste Periode.

Vergangenheit.

Frankreich.

Die Politik Europas blickt heute vorzugsweise auf den deutschen Staatenbund. Dessen innere, dessen äußere Zustände nimmt sie als wesentliches Moment in alle ihre Berechnungen, in alle ihre Entwürfe und Gegenentwürfe auf. Sie wägt sorgfältig die Kraft und die Schwäche des moralischen und politischen Einflusses ab, welchen jene Föderation auf den europäischen Staatenbund ausübt oder auszuüben unterläßt. Sie ergänzt durch die Macht des Einen oder des Andern ihrer Glieder das etwa mangelnde Gewicht, die hie und da etwa ungenügende hohe Bedeutung des deutschen Bundes. Sie hat die in diesem Bunde nothwendig liegende und natürlich gegebene Mäßigung, Friedensliebe, Gerechtigkeit zu ihren unwandelbaren Maximen, zu ihren ersten und entscheidenden Principen erhoben. Sie ist in allen noch so schwierigen Fällen, in allen die einzelnen oder die gesammten Interessen noch so bedrohlichen Störungen und Krisen der versöhnlichen Zwischensprache der deutschen Cabinette gefolgt. Sie gab Eroberungen auf, zu denen ihre Siege in der Türkei und in Syrien sie zu berechtigen schien, und wendete vielmehr sowohl im Friedensschluß zu Adrianopel wie in dem zu Canton die glückliche Errungenschaft einer einzelnen Macht in die allgemeine Begünstigung, in eine Wohlthat für alle europäischen Staaten und Völker um. Mehrmals ward die Frage einer allgemeinen Entwaffnung ernsthaft verhandelt, immer wieder das schon ergriffene Schwert in die Scheide zurückgestoßen. Die Revolution wurde besiegt und

gefesselt durch den Grundsatz einer loyalen allmäligen Reform, den sich alle Regierungen sowohl in den großen wie in den kleinen Staaten Europas mit Energie und Klugheit zu eigen machten, und die frevelhaften Unruhstifter wurden dadurch in die festeren engen Schranken einer gesetzmäßigen Opposition zurückgewiesen.

Diese besondere Rücksichtsnahme der europäischen Politik auf die Grundsätze, auf den Charakter, auf die politische Bedeutung des deutschen Staatenvereins, setzt, um so mehr als sie nicht zufälliger und (wie sich schon seit dem Wiener Congreß erwiesen) nicht blos vorübergehender Natur ist, eine neue Gestaltung, eine Umwandelung früher bestandener Verhältnisse des europäischen Föderativsystems unzweifelhaft voraus. Die deutsche Föderation ist nicht nur in verjüngter Lebensfülle, nicht blos mit größeren und gerechteren Ansprüchen auf die Aufmerksamkeit und Beachtung der übrigen Staaten Europas an Statt des römischen Reichs deutscher Nation getreten, sondern hat Frankreichs frühere Stellung in der Mitte und in dem Schwerpunkt der ganzen Staatenverbindung eingenommen und ist das Centrum des gegenwärtigen Föderativsystems von Europa geworden.

Während indessen das Staatensystem sich also um den deutschen Bund neu geordnet und gruppirt, während sich die Regierungen sämmtlicher europäischen Staaten über den wahren, gerechten und heilsamen Grundsätzen, in denen die Wohlfahrt der Gegenwart und die allein gültige und sichere Garantie der Zukunft beruht und beruhen kann, die Hände gereicht, während für jetzt und für die weitere Entwickelung und Bildung der innern und äußern Verhältnisse Europas kaum ein einziger Gegenstand sich denken läßt, bei dem ein ernsteres, den Frieden vernichtendes Zerwürfniß unfehlbar eintreten müßte, da erhebt sich von einer Seite her eine Bewegung, deren

Wellenschlag, wenn auch noch leise, ein Gewitter, dessen Donner, wenn auch noch dumpf und fern, demohnerachtet schon jetzt vernehmbar wird. Wir meinen jene Aufregung, jenes unfreundliche Erheben der verschiedenen Nationalitäten, welche Europa geographisch und geschichtlich zusammen bewohnen. Um Frankreich als dem wichtigsten und letzten großen Repräsentanten des Romanism, um den deutschen Bund als der Urheimath des Germanism, um Rußland als dem festen gesunden Kern des Slavism reihen und schaaren sich plötzlich die verschiedenen Völker mit einem Eifer, mit einer Hast, mit einer Entschiedenheit, als würde das Lager eines Jeden von dem feindlichsten Ueberfall der Andern bedroht, ja sogar als würde dasselbe schon berannt, schon zur Capitulation aufgefordert.

Auch diese Erscheinung ist nicht zufällig, nicht (wie gern man sich auch des Gegentheils überreden möchte) vorübergehender Natur. Vielmehr hängt sie in einer Wurzel mit den drei verschiedenen Staatsprincipien, in einer andern mit den drei christlichen Religionsbekenntnissen zusammen, deren Gegensätzigkeit dieselbe nur schärfer und schneidender statt milder, weicher und versöhnbarer gestellt. Wie jeder wahre und ächte Menschenfreund, das heißt wie jeder Christ nun innig und aufrichtig wünschen und von dem Allgütigen fortwährend erflehen muß, daß das Band einer duldsamen Liebe, eines festen Friedens, einer brüderlichen Eintracht, einer gegenseitigen Tröstung und Nachsicht alle Völker und zumal die unseres Erdtheils umschließen und verbinden möge, wie jeder auch in seinem Gewissen dazu verpflichtet ist, nach seinen Kräften zum Bau dieser Harmonie, zur Befestigung dieser Humanität, zum Erreichen dieses edelsten und schönsten aller menschlichen Endzwecke beizutragen und thätig mitzuwirken, so geben auch wir uns das Zeugniß, daß uns diese Pflicht und jenes Ziel stets klar, stets lebendig, stets ausschließlich bedingend

und leitend vor Augen ist. Jedoch liegen einmal die Würfel ohne unsere Verschuldung also, daß der bestehende äußere Frieden nur ein falscher, geheuchelter, verrätherischer, somit allseitig zum Verderben führender ist, daß nur ein ehrlicher wackerer Kampf zum wahren segensreichen Frieden, zur offenen aufrichtigen und völligen Versöhnung unter den verschiedenen Völkerstämmen führen kann und führt, wohlan! so freuen auch wir uns des rechten, gerechten und nothwendig gewordenen Streits und leisten im voraus auf alle halben Geständnisse, auf alle kleinmüthigen Ausweichungen, auf jede zweideutige Stellung willig Verzicht.

Erinnern wir uns noch, welcher unsägliche Haß, welche maßlosen Vorwürfe und Beschuldigungen, welche giftigen Sünden-Register, welche Masse von Galle in Hohn und Verspottung vor dreißig Jahren den besiegten Franzosen von den siegreichen Deutschen über den Rhein nachgeschleudert wurden, so mag solches damals durch die französische harte Unterjochung Deutschlands einigermaßen entschuldigt werden. Allein warum wird heute Rußlands Name in jenes Verzeichniß des Todes eingetragen, warum bietet man jetzo alles auf, was die Sprache und Einbildungskraft nur irgend vermag, um Lästerungen wider Rußland zu liefern? Was giebt es noch für ein Verbrechen, dessen man Rußland zu beschuldigen vergessen habe? Barbarische Grausamkeit gegen Freund und Feind, Verrätherei gegen Bundesgenossen, eine Selbstsucht, welche die Welt in Flammen aufgehen ließe, wenn das Ihrige nur stehen bleiben könnte, unersättliche Geldgier mit höllischem Ehrgeiz gepaart, Zerstörung aller fremden Industrie, soweit solches nur möglich sei, Bestechung aller Regenten und Minister, ein blutdürstiges Ringen nach Krieg und Eroberung und das offenbare Streben nach ungetheilter tyrannischer Herrschaft über alle Völker — das sind einige der Züge eines Gemäldes, wel-

ches man täglich dem Erstaunen der Zeitgenossen mit einer Keckheit (denn die eigene Scham verschwand bei wachsender Selbstvergötterung) überliefern sieht, die jede Widerrede überflüssig macht. Die in Deutschland planmäßig verbreitete Abneigung gegen Rußland — das seltsamste unter allen Symptomen einer tiefen verhängnißvollen Verblendung — das tägliche sich immer gleiche Geschwätz verkehrter, nichts prüfender und bodenlos unwissender Scribenten wehrt jedem Lichtstrahl einer gründlicheren Einsicht eines billigen und gerechten Urtheils den Zugang. Man will verdammen und verdammt. Da ist es keine erheiternde Arbeit, zu zeigen, in welchem bösen und giftigen Sinn, mit welcher frevelhaften Unerschrockenheit und Willkühr und mit welcher entschlossenen Verachtung selbst jedes äußern Anstrichs von Wahrheit, jene Anklagen abgefaßt sind, aber weit entfernt, dadurch die besseren Deutschen von einer tiefer dringenden Prüfung zurückzuschrecken, muß diese Bethörung des öffentlichen Urtheils, in welcher man für abgethan hält, was noch nie auch nur eingeleitet wurde, vielmehr ein Sporn für sie sein, eine so leichtsinnig bei Seite geworfene Sache mit Ernst und Strenge zu ergründen. Von den Deutschen muß, von den Deutschen wird auch (wir sind dessen von der alten Wahrheitsliebe dieses Volks vollkommen überzeugt), wenn erst die Leidenschaften ausgeredet, ausgetobet, Rußland die vorenthaltene Gerechtigkeit zurückgegeben werden. Denn sich jener Waffen bedienen, galt bisher und mit Recht für ein Zeichen von Schwäche, für das letzte trostlose Hülfsmittel, das ein gewaltiger Sieger armen Unterdrückten gleichgültig überläßt. Das deutsche Volk im Bundesverein ist aber unsers Wissens nirgends unterjocht und am wenigsten von einer fremden Macht. Wir hören im Gegentheil in den mannichfachsten Weisen dessen Freiheit laut besingen und wünschen aufrichtig die weitere gesetzmäßige Entfaltung derselben; wir lesen in

den gründlichsten Erörterungen die constatirte selbstständige Einheit dieser Nation und begrüßen dieselbe als das glücklichste Zeichen der Zeit, als die wahre wesentlichste Bürgschaft des europäischen Friedens. Nichtsdestoweniger deuten all die Säuern, Herbigkeiten, faulen Gasstoffe, die in wilder Gährung durcheinander kochen, all die evidenten handgreiflichen Ungerechtigkeiten, der massive Unsinn, die rohe Entzückung über die grobkörnigsten Lügen, über die beleidigendste Verhöhnung, über die schrankenloseste Verleumdung anderer Völker, welche aus dem teutonischen Pokal in ekelem Brei noch ausschäumen, und die von einem nicht unbedeutenden Theil des deutschen Volks mit einer wollüstigen Gier hinabgeschlürft werden, als enthalte solches die ächte heilende und stärkende Lebensessenz Germaniens, nichtsdestoweniger deuten diese noch nicht beseitigten Ingredienzien der deutschen National-Entwickelung auf deren unvollendeten Proceß, auf einen mächtigen (wir wollen nicht sagen, übermächtigen) Beisatz eines Gefühls von Schwäche, eines Mangels an Selbstvertrauen, einer Beschränkung der Selbstachtung hin. Der deutsche Aar soll und will sich wieder erheben. Er wird auch (so hoffen wir zuversichtlich) den Lehm von seinen Schwingen schütteln, den reinen klaren Aether wieder gewinnen und dort horsten, wo Adler ihr Nest bauen, nicht in den Sümpfen und hohen Rohrgehägen, wo der Kibitz wohnet, nicht in dem finstern alten Mauerwerk, wo Todtenkäuzchen sitzen. Zwischen inniger Freundschaft, zwischen einer engen auf gleichen staatlichen, politischen und religiösen Ansichten und Elementen beruhenden Gemeinschaft und zwischen einer Eifersucht und Gehässigkeit ohne alle Grenzen und einer Feindschaft und Verachtung ohne allen Grund giebt es nothwendige, wohlthätige und achtbare Abstufungen, vermittelnde und ausgleichende Verhältnisse, wie bei Personen so bei Nationen. Große, mächtige, abgeschlossene Nationa-

litäten, wie die deutsche und russische, werden allzeit der Unterschiede viele und mannichfache behalten und werden dieselben sogar, als ihres eigenthümlichen Charakters sorgfältig pflegen, emsig überwachen und von falschem Beiwuchs wie von Unkraut säubern müssen, wenn sie sich wahrhaft schätzen und eine gegenseitige Achtung in Anspruch nehmen wollen. Aber wie? Sprechen wir denn nur von den Heldenmüthigkeiten, welche die deutsche Presse wider Rußland ausübt und erprobt hat? Ist innerhalb von vier Jahren nicht Frankreich, nicht Holland, nicht Dänemark und die Schweiz, nicht der brittische Welthandel, nicht sogar ein ganz deutscher Staat, Hannover, auf völlig gleiche Weise wie Rußland geschmäht, verleumdet, herabgerissen, verlästert, und in Schmuz getreten worden? Hat man nicht den schon abgestandenen Haß gegen „das verruchte und abscheuliche Geschlecht der Franzmänner" wie Rühs sich ausdrückte, vor vier Jahren eilig neu aufgewärmt; hat man nicht Jean Pauls Stubenwitz (und namentlich die Oberdeutsche Zeitung) — daß die Holländer „eine wohlfeilere Ausgabe der Deutschen auf Löschpapier und ohne Kupfer" seien, mit unendlich hämischem Wohlgefallen zu einer politischen Charakteristik der tapfern Niederländer machen wollen; hat man hinsichtlich der sogenannten Danisirungsversuche in Schleswig auf die Dänen „auf jenes kleine schwache Seeräuber-Volk, das ohne die Landschaften, die es von dem deutschen Reich zu Lehn getragen, wenig was sein würde" nicht mit namenloser Verachtung hingewiesen und was ist wohl der Schweiz, zumal jener lateinischen Glaubens, was England, was Hannover an Schimpf und Vorwürfen aller Art, an Anklagen über Obscurantismus, Mercantil-Despotismus und Absolutismus geschenkt und erlassen worden! Was Junius sagte: every thing is good, if a thorn in the King's side, das wurde von

Deutschen gegen andere Völker angewandt. Die Besonnenen, die Ruhigen, die Ernsten, Gebildeten unter der deutschen Nation haben ohne Zweifel dieses Treiben der Presse längst schon in Widerwillen und Abscheu gerichtet [1]), auch mag, was einzelne Privatschriftsteller gesündigt, der Nation nicht wohl angerechnet werden können, jedoch immer bleibt bedenklich, wenn solche Libellenschreiber durch den Beifall der Majorität autorisirt und getragen, als wirkliche Wortführer, als die getreuen Repräsentanten eines Nationalwillens und einer Nationalgesinnung angesehen werden sollen. Denn damit hören die Feindseligkeiten jener auf Privatsache zu sein, damit werden ihre Herausforderungen, so leichtsinnig, so unüberlegt, so unbedeutend und erfolglos sie auch an sich sein mögen, merkwürdige und ernsthafte Zeugnisse nicht gegen den Angegriffenen, sondern gegen den angreifenden Theil.

Das alles ist es, was Europas Blicke auf Deutschland zieht, an Deutschland festhält. Der deutsche Staatenbund ist das Centrum des Föderativsystems, der Bürge des europäischen Friedens, der Vermittler der Gegenwart mit der Zukunft geworden. Sollte ihm die nöthige innere Stärke nicht entgehen, so mußte auch innerhalb des

1) So schreibt das Leipziger Repertorium des Hrn. Brockhaus: „Wenn man auch noch so gut weiß, daß fast die ganze deutsche politische Journal-Presse in den Händen von Menschen ist, denen man, sobald sie nicht durch den Nimbus eines Journals gedeckt wären, nicht den mindesten Credit schenken würde, daß eine kleine Anzahl Correspondenzfabrikanten, jetzt meistentheils Juden diese Presse beherrscht, und nur das radikale Princip in ihr Begünstigung findet, weil es wie alles stark Reizende den meisten Absatz findet und auch sonst den Verhältnissen unserer Catilinarier am besten entspricht; wenn man auch noch so viele Erfahrungen gemacht, wie das Beste von diesen Partheiscribenten aus einem Munde verschrien, das Schlechteste gelobhudelt wird, man läßt sich doch immer wieder betrügen." (II. Jahrg. Heft 2. S. 71.) Dieses Bekenntniß ist freilich traurig, aber die Charakteristik der deutschen Journal-Presse scheint sehr treffend, wenigstens muß man die Wahrheit derselben dem erfahrenen Verleger und Besitzer der deutschen allgemeinen Zeitung glauben!!

Bundesgebiets der germanische Stamm in neu aufstrebendem Gesammtleben sich **einen**. Das war eine aus den Verhältnissen sich nothwendig ergebende Bedingung. Jedoch dieses Aufflammen des Germanismus greift über jene Grenzen weit hinaus. Nach allen Richtungen hin sucht derselbe mit sorgsamen Fleiß die Sprachscheiden auf, wühlt in den alten Urkunden nach authentischen Beweisen über ihm versippte Völkerzweige und fordert alle gleichviel in welchem Grad mit ihm verwandte „Freundschaft“ auf, in einem großen **nationalen** deutschen Bund sich zu vereinigen. Dieses hohe, dieses unstreitig glänzende Ziel im Auge darf allerdings wohl übersehen werden, wenn jetzt sich in der Schweiz, im Elsaß, im Niederland und Holland Antipathien wider jenen Nationalbund lebhaft äußern, und wenn England, Dänemark und Schweden jenem Ziel sich absolut entziehen wollen, denn dies große Problem vermag unmöglich eine Generation, auch selbst die zweite nicht, zu lösen. In der weiteren Entwickelung der vereinten Kräfte und Gesinnungen können sich dann jene Antipathien ebenso gut wie einige gegenwärtige Sympathien schwächen, mildern und zerstreuen. Die Frage ist nur, ob überhaupt jenem Experiment irgend ein politischer ausbildbarer Stoff oder nur eine moralische Begeistigung und Tendenz zum Grunde liegt. Im letztern Fall verdiente die ganze Bewegung eine nur secundäre Beachtung, anders aber, wenn ersteres zugestanden werden müßte; und dem ist so. Denn muß zugegeben werden, daß eine Einigung des germanischen Stammes innerhalb der Grenzen des Bundesgebiets zur Stärkung und Befestigung des deutschen Staatenvereines nothwendig, **politisch** nothwendig sei, wie solches unbedingt zuzugestehen ist, so läßt sich auch nicht leugnen, daß auf dieser völkerrechtlichen Basis politisch fortgebaut und die auße jenem Bundesverein jetzt abgesondert und isolirt liegenden deutsch-

nationalen Bestandtheile wenigstens theilweis an das deutsch-europäische Centrum herangezogen und sogar durch specielle Traktate demselben politisch verbunden werden können. Wer wollte da in Abrede stellen, daß sich dadurch der deutsche Bund wesentlich consolidiren und sogar in nationaler Rücksicht ergänzen und vervollkommnen würde! Wäre solches indessen die positive friedliche und den allgemeinen Frieden befestigende Seite dieser nationalen Entwickelung — das glückliche Resultat eines energischen und consequenten Zusammenwirkens der deutschen Regierungen — so giebt es doch auch eine negative, den Krieg provocirende und endlich auch denselben unfehlbar herbeiführende Kehrseite jener nationalen Fahnen-Entfaltung. Es ist diejenige, wo die völkerrechtliche Basis des deutschen Staatenvereins von vornherein verlassen und dieselbe als zu beengt und antinational verworfen, dagegen aber eine nach radikalen Grundsätzen gemodelte, durchaus chimärische zum Fundament einer allgemeinen Aufregung und Verbindung der deutschen Volkszweige ohne Rücksicht darauf, wo und wie dieselben einzeln zerstreut, von einander entfernt und mit andern Volksstämmen staatlich und rechtlich verbunden sein mögen, gemacht wird. Diese Bahn hat die deutsche politische Presse, haben die sogenannten deutschen Volks-Führer mit ihrem gebildeten und ungebildeten „Schweif" sich gewählt. Berauscht durch Nikl. Beckers Rheinlied, verblendet durch eine kühne verwegene Verwechselung dessen, was ist, mit dem, was sie wünschen, trotzend auf eine Macht, die ihnen Staatsrath Nebenius [1]) auf **1,880,000** kampffähiger Männer außer der allgemeinen deutschen Landsturmsbewaffnung zusammengerechnet hat, bemerken sie nicht, daß ihnen mit jedem Schritt vorwärts der Boden des Rechts mehr und

1) Das südwestliche Deutschland Carlsruhe 1840. S. 38.

mehr entschwindet, daß ihre Nachbarn im Westen und Osten mißtrauisch gemacht durch die gegen sie so leichtfertig und übermüthig ausgestoßenen Drohungen und durch die täglichen witz- und zwecklosen Neckereien fortwährend gereizt, sich strenger abscheiden, auf ihre Nationalität zurückziehen und die Kräfte concentrirt halten, welche ihnen ihre individuelle Macht darbietet, und daß endlich eben das deutsche Volk, zu dessen Führern sie sich eigenmächtig aufgeworfen, sie und ihre Lehren und Handlungen in demselben Augenblick gänzlich verlassen und unbedingt verdammen werde, wenn sie wähnen sollten, die goldene Brücke hinter demselben abbrechen zu dürfen. Wer aber steht dafür, daß dann auch die Zeit der Geduld, der Zurückhaltung und Mäßigung des westlichen Nachbars nicht vorüber sei und Louis Philipp nicht auf der Bahre liege!

Diese Bemerkungen leiten auf eine richtige Darstellung und Auffassung des europäischen Föderativ-Systems, in welchem gegenwärtig der deutsche Bund von so hoher allgemeiner politischer Bedeutung ist, nothwendig hin.

Bei der wechselseitigen engen Verbindung, welche das Völkersystem seit einigen Jahrhunderten gestiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung des einen Staats auf den andern, bei der großen Erschütterung, Gefahr und Noth, welchen alle Staaten ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf Umfang, Macht und Einfluß bloßgestellt wurden, wenn die völkerrechtlichen Verträge, in denen das Gesetz ihrer Verbindung ruht, von einem Theile verletzt und muthwillig gebrochen wurden, und bei der daraus entsprungenen Abhängigkeit jedes einzelnen Staates von dem ganzen Verein, welche jenes wohlthätige und gefahrvolle System geschaffen hatte, wurden auch die auswärtigen Verhältnisse eines jeden Reichs die wesentliche Bedingung seiner innern Wohlfahrt und fast ohne Ausnahme die erste

Quelle, woraus sein Glück und sein Bestand oder sein Verderben und Untergang herfloß. Isolirt von diesem großen Staatenbund konnte auch der mächtigste Staat, ward er einmal in diesen Kreis hineingezogen, fortan nicht leben, nicht sicher sein. Denn selbst die Maxime einer unerschütterlichen und untadelhaften Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für sich die oberste Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann absolute Sicherheit bewirken, wenn alle andern Staaten von einem ähnlichen Geiste geleistet werden. Solches durfte aber nicht vermuthet werden. Auch hätte eine bloße Vermuthung von der Gerechtigkeit anderer der eigenen Sicherheit nie vollständig genügen können. Verbindungen waren also unvermeidlich und daher wurde von höchster Wichtigkeit, solche klug zu wählen und richtig und geschickt zu behandeln. Wohl zeichneten nun jedem Staat die eigene geographische, commercielle, politische und militairische Bahn die Bündnisse vor, welche ihm unmittelbar zunächst noth thaten, aber als Glied eines Ganzen — aus dem er, theils durch analogische Vergleichung seiner eigenthümlichen Verhältnisse mit denen der übrigen Theile, theils durch die ihm zugefallene, nach den jedesmaligen Schwankungen und Gestaltungen des Systems sich modificirende, individuelle politische Bestimmung die wahre eigene Lage erst ganz zu erkennen und erst richtig zu würdigen vermochte, verdienten jene Allianzen, welche ihm die Erhaltung und Befestigung des Staatenbundes selbst vorschrieb, die größte Aufmerksamkeit und den steten Vorzug. Zunächst war daher für jedes Glied nothwendig, das Wesen dieses Staatenbundes möglichst richtig zu erfassen und um solches zu erreichen, die Elemente der politischen Entwickelung desselben möglichst vollständig zu erforschen.

Da der europäische Staatenbund allmälig aus einzelnen Zuständen des gegenseitigen Wechselverkehrs der Staaten hervorging

und auch nicht anders entstehen konnte, so war begreiflich, daß, bevor sich für denselben einige allgemeine bestimmte Normen und Regeln abstrahiren ließen, der Thatbestand selbst erst geordnet und festgestellt sein mußte. Daher kam es dann, daß die auswärtigen Angelegenheiten aller betheiligten Staaten über ein Jahrhundert hindurch mit weit größerem und feinerem politischen Takt, als mit klarem Bewußtsein hinsichtlich des Wesens und der nothwendigen Bestandtheile des Ganzen, so wie deren richtigen zweckgemäßen Zusammenstellung und Verbindung geleitet und jene Staaten-Föderation durch eine im Selbsterhaltungsprincip wohlbegründete egoistische Politik factisch ausgebildet wurde, ohne bei einer irgend haltbaren und Rath ertheilenden Theorie zuvor Anfrage halten zu können. Nichtsdestoweniger nimmt noch heute jene geschichtliche und rechtliche Entwickelung des Staatensystems das ernsthafteste Studium und Nachdenken unserer Staatsmänner und Publicisten in Anspruch, nicht nur deshalb, weil jene frühere erste Bildung des Systems das Fundament ihrer gegenwärtigen weiteren Ausbildung ist, sondern auch weil, was in jenen reichen politischen Erfahrungen für unsere Zeit und für die Zukunft zur Nachahmung, Warnung und Belehrung deponirt worden, von der nachspürenden völkerrechtlichen Theorie noch keineswegs in allen Stücken gesammelt, genügend gewürdigt, unpartheiisch geprüft, und so geordnet worden ist, daß man das Ergebniß für ein entsprechendes Resultat so glänzender, ununterbrochener, vielseitiger oft riesenhafter Arbeiten und Anstrengungen aller Cabinette der abendländischen Christenheit halten und als „wenigstens fragmentarisch gelungen" anerkennen dürfte. Aber die Zeit hat Eile. Die Gegenwart entzückt, fesselt, verwickelt und verwirrt. Kaum kennt, kaum beachtet man noch in einem flüchtigen zerstreuten Nachlesen die mühe-

vollen ernsten Verhandlungen des Wiener Congresses. Wer hält es da noch der Mühe werth die bewunderungswürdigen Negociationen des westphälischen Friedens oder diejenigen zu Nimwegen, Ryswick, Utrecht sorgfältig zu studiren und bis zur Ligue von Cambrai — dem Kunstwerk des Cardinals von Amboise, durch welches Italien aufhörte, wie Ascanio Sforza sich ausdrückte „der innere Hof im Haus der Welt" zu sein — forschend und nicht selten nur durch leise angedeutete Combinationen, oft blos durch dunkele oder verstümmelte Instructionen geführt, in der Vergangenheit hinabzusteigen!

Als sich der europäische Staatenbund gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts organisirte, da war das katholisch-kirchliche Band der Christenheit schon seit siebenhundert Jahren zerrissen worden. Eine Folge dieser Trennung war die zunehmende Schwäche, endlich der Untergang des byzantinischen Kaiserthums und die Ueberführung der Osmanen nach Europa; eine andere die Stiftung des Pabstthums, zwei Uebel, von denen schwer zu entscheiden, welches das größere von ihnen gewesen. Bis zur Trennung der lateinischen Kirche von der rechtgläubigen des Morgenlandes, das heißt, so lange die Bischöfe von Rom noch die mit dem katholischen Ehrenprimat geschmückten Patriarchen des Abendlandes blieben und waren, so lange herrschte das germanische Princip über das romanische, das abendländische Kaiserthum über Rom in allen politischen Dingen und Verhältnissen. Mit jener unseligen Losreißung der abendländischen Kirche aber trat sofort auch das romanische Element über das germanische, das neue Pabstthum über das alte occidentalische Kaiserthum. Nun hörte man von zwei Gestirnen, der Sonne, dem Pabste und dem Monde so der Kaiser sei. Nun

ward behauptet, daß die doppelte Gewalt des Pabstes ein Glaubens-Artikel sei [1]); und daß die weltliche Herrschaft aus der Anmaßung Nimrods des großen Jägers abstamme [2]). Nun wurden der Kaiser „ein Drache," die Könige von England, Frankreich und Aragonien (diese reguli) „kleine Schlangen" genannt [3]). Nun wurden die Unterthanen vom Gehorsam losgesprochen und die Kaiser abgesetzt [4]), oder von diesen ein Huldigungseid gefordert [5]). Nun durchzogen alle Länder päbstliche Legaten, (wie Friedrich Barbarossa an die Kurfürsten berichtet: „mit vielen leeren sigillirten Briefen und Zetteln, auf die sie was sie wollten schreiben und vermöge deren sie, wie sie zeither gewohnt gewesen, ihr Gift allen Kirchen mittheilen, die Altäre entblößen, die Kirchengefäße mit sich forttragen und die Kreuze berauben könnten" [6]). Nun wurde von dem katholischen Episcopat ein Vasallen-Eid verlangt und über dasselbe willkührlich gerichtet [7]). Nun als unzweifelhafte Befugniß dargestellt, daß dem

1) Von Bonifazius VIII. bei der Bestätigung Kaiser Albrechts I. 1301. Der Pabst sagt: porro subesse romano Pontifici omni humanae creaturae declaramus, dicimus, definimus et pronunciamus, omnino esse de necessitate salutis. de Marca concord. sacerdot. et imper. p. 110.

2) Von Innocenz III. gegen Philipp den Hohenstaufen. (Raumers Gesch. d. Hohenst. lib. IV. Hptstk. 5.)

3) Von Innocenz IV. 1245. (Ebendas.) Bellarmin in seinem tract. de potestate summi Pontif. in rebus temporal. zählt achtzehn Päbste, welche Könige abgesetzt haben.

4) Von Gregor VII., Victor II., Urban II., Paschalis II. wurde Heinrich IV. abgesetzt; von Alexander III. Friedrich Barbarossa; von Cölestin III. Heinrich VI.; von Innocenz III. Otto IV.; von Gregor IX. und Innocenz IV. Friedrich II.; von Johann XXII. und Clemens VI. Ludwig der Baier u. a. m.

5) Wie von Herrmann von Luxenburg. Die Zusagen, welche Carl IV., Rudolph von Habsburg, Albrecht I. dem Pabst machten, waren nicht weniger.

6) Der Kaiser bemerkt dabei, daß solche Briefe und Zettel bei den Legaten wären gefunden worden. S. Mich. Ign. Schmidts Gesch. d. Deutsch. Ulm 1786. II. 595.

7) de Marca l. c. VII. c. 26.

Pabst die Reichsregierung während eines Interregnums gebühre [1]). Und doch, schreibt der unsterbliche Burke, „führte diese stolzeste Re„gierung, die je auf Erden ertragen ward, einen so demüthigen Titel. „Denn der, welcher Könige und Nationen mit Füßen trat, nannte „sich den Knecht der Knechte, und Mandate, vor welchen Kronen „sanken, waren mit dem Siegel des Fischers bezeichnet.“ Jedoch nachdem das Pabstthum das abendländische Kaiserthum, die Schöpfung des abendländischen katholischen Patriarchats gestürzt und tödtlich getroffen hatte, sank es selbst tief und rasch zusammen. Die Gefangenschaft zu Avignon und die Concilien zu Pisa, Constanz und Basel zerstörten unwiederbringlich den Nimbus, die Doctrin und die weltliche und kirchliche „Omnipotenz“ [2]) des Pabstthums. Aber seine Herrschaft, sein regulirendes Princip, seine centrale politische Bedeutung blieb nichtsdestoweniger dem romanischen Element Europas vererbt.

Eine starke, scharfkantige, breite Scheidewand hatte die Lostrennung der lateinischen, päbstlichen von der katholisch-apostolischen Kirche zwischen dem Abend- und Morgenlande oder zwischen dem Westen und Osten Europas gezogen. Deshalb blieb auch das slavische Element der ersten Entwickelung des europäischen Staatensystems entfremdet. Böhmen, Mähren, Schlesien, die windische Mark, wiewohl in das deutsche Reich hineinverflochten, waren unthätig und ohne Selbstbestimmung. Polen, obgleich durch das lateinische, ihm aufgedrungene Bekenntniß zum Westen hingezogen, wurde doch

1) Von Clemens V. in Clementinis cap. Pastoralis de sent. et re judic. Nos tam ex superioritate quam ad imperium non est dubium habere nos quam xe potestate in qua vacante imperio, imperatori succedimus.

2) Innocenz IV. sagte: der Papst ist „der Richter über die Gewissen, der, der Alles richtet, selbst einst im Himmel die Engel richten wird und von Niemand gerichtet werden kann.“ (Raumer a. a. O. Buch VII. Hptstk. 18.)

weit stärker theils durch den deutschen Orden theils durch die in Böhmen, Schlesien, Mähren, Ungarn und Siebenbürgen Wurzel fassende österreichische Herrschaft auf Litthauen, Kiew und die Ukraine zurückgeworfen [1]). So gestaltete sich das erste europäische Föderativ-system ausschließlich nur aus romanischen und germanischen Staaten.

Zwar inwohnte der kaiserlichen Würde und Krone, welche das Reich der Deutschen verlieh, noch immer eine besondere religiös-politische Bedeutung. Allein mit dem sinkenden Pabstthum war das beanspruchte imperium mundi rasch verkommen. In Spanien hatte man dasselbe ohnehin nie, in Frankreich und Italien nur mit Widerwillen und nothgedrungen beachtet. Nun aber, als die Krone Carls des Großen in die Haus-Erbschaft einer Dynastie gerieth und als das Reich der Deutschen, innerlich zertheilt, kein Uebergewicht mehr besaß, da ordneten sich die abendländischen Staaten in einer selbstständigen Unabhängigkeit neben einander. Und an die Stelle der doctrinären Universal-Monarchie der abendländischen Kaiser trat eine abendländische factische Staaten-Republik.

Denn ein bloßes Nebeneinander-Existiren der Staaten war nach den großen geistigen Bewegungen, welche im Mittelalter mitten durch die romanisch-germanischen Völker gefluthet, für deren

1) Die Ungarn wurden zurückgetrieben — schreibt der verehrte Prof. Ranke — und wurden Christen; zu derselben Zeit wurden es auch die Polen. Beide haben eine Zeit lang zwischen der römischen und griechischen Form geschwankt, ehe sie sich und ohne Zweifel durch den Einfluß der deutschen Kaiser für die römische entschieden. Man wird nicht sagen, daß auch diese Völker zur Einheit unserer Nationen gehört: ihre Sitte und Verfassung hat sie von derselben immerfort entfernt; selbstständige Einwirkungen haben sie nicht weiter gehabt, nur dienend oder widerstrebend erscheinen sie: die Wellen der allgemeinen Bewegungen laufen so zu sagen zuweilen in ihnen ab." Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535. S. XXII.

Staatencomplexe nicht mehr möglich. Wenn sie bestehen wollten, mußten sie mit und durcheinander bestehen, in Gemeinschaft. Und auf dieser nothwendigen Gemeinschaft mußte das ganze neue Völkerrecht begründet, aus derselben das System des politischen Gleichgewichts entwickelt werden.

Betrachtet man nun den Umfang der Staatenföderation, die von dem Cap St. Vincent bis zu dem Putziger Wiek, von dem Cap Wrath bis zu dem Cap Passaro reichte (denn die Scandinavische Halbinsel, obgleich damals durch die Calmarische Union, wie überhaupt durch germanische Abstammung des Volks Deutschland nahe gestellt, konnte noch nicht, so wenig wie Polen und Ungarn als nothwendiges Glied jenes Staatenbundes angesehen werden), so zeigt sich, daß um Frankreich gelagert, sich nördlich der deutsche Stamm in dem Reich, dem Niederland, England und Dänemark, südlich der übrige romanische in Aragon, Castilien und Portugal so wie in Sicilien und der italienischen Halbinsel hinzog. Diese föderative Verfassung hatte daher von Anfang an ein Centrum und eine zwischen romanischen und germanischen Staaten ziemlich gleichgetheilte Peripherie. Aus dieser geographischen Bildung der abendländischen Staatenverbindung ergab sich ferner, daß dort, wo die, Frankreich durchkreuzenden, Diametrallinien die Peripherie trafen, also in Navarra, den Vascongadas und dem burgundischen Niederland, in Savoyen, Mailand und der Bretagne auch die Erhaltungspunkte und Gleichgewichte des Systems liegen mußten und wirklich lagen. Carl **VIII.** hatte zwar die Bretagne mit Frankreich glücklich vereint. An deren Stelle trat aber, worauf auch der günstige Hafen von Brest [1]) hinwies, ein rivales maritimes Interesse.

1) Dieser vortreffliche Hafen giebt Frankreich 60 französische Meilen oder 24 Stunden über jede Flotte und See-Armee voraus, die im gleichen Augenblick aus

Endlich muß auch beachtet werden, daß Frankreich auf beiden Hälften der Peripherie der Föderation einer mächtigen Land- und Seemacht zugleich, im Süden Spanien, Venedig und Genua, im Norden Deutschland und England begegnete.

War nun diese geographische Zusammenfügung des Staaten-Vereins die wichtigste Basis desselben, so mußten jener auch gewisse Grundregeln entsprechen, ohne deren beharrlichen und nothwendigen Einfluß die Ordnung nicht gesichert, der Staatenbund nicht erhalten werden konnte. Aus der Natur dieser gegebenen Verhältnisse entsprangen nun allmälig als immerwährende Richtpunkte folgende allgemeine Maximen:

1) daß der föderative Centralstaat bei der Föderation, bei derem Bestehen, deren Bewegung, deren Gleichgewicht der Kräfte, bei deren Austauschung und Versöhnung der mannichfaltigsten Interessen der betheiligtste sei, weil für ihn jede plötzliche Störung des Ganzen, jedes Uebermaß in Anspannung oder Erschlaffung desselben, jede ernsthafte allgemeine Verwickelung, jede einem Glied der Föderation Untergang drohende Krisis doppelt gefahrvoll, dagegen jede gleichmäßige Wechselwirkung, jede rechtliche Entwickelung, jede friedlich zu vermittelnde Streitfrage, jeder gerechte, die Behauptung und Erfüllung der Traktate bezweckender Krieg doppelt günstig und vortheilhaft sei;

---

den Häfen von Plymouth und Portsmouth ausläuft, von welchen Orten man obendrein nur mit denselben Winden auslaufen kann, welche solches in Brest erlauben. Dazu kommt, daß eine französische Flotte in Brest nicht blokirt werden kann, weil es drei Päße (Ras, Yroise und Four) giebt. Auch kann man aus Brest mit dem ersten günstigen Wind alle Flotten Englands auffangen, während alle Macht Englands, zumal im Winter und in der Jahreszeit der Windstöße, die immer von N.-West und S.-West herrschen, eine französische Flotte nicht verhindern kann, hier einzulaufen.

2) daß, weil der föderative Centralstaat vermöge seiner Lage, Kräfte und Bedeutung den Feinden jedes einzelnen peripherisch gestellten Staats Schaden zuzufügen vermöge, daher auch als der natürliche Freund jedes einzelnen Staats angesehen werden darf, so müsse er nicht nur für den ganzen Zusammenhang der Föderation, sondern auch für jeden einzelnen verbundenen Staat als das wichtigste Glied des Vereins gelten, welches ohne Nachtheil in keiner politischen Combination werde übersehen und vernachlässigt werden können, ebensowenig als der Centralstaat die geringste Alterirung des Systems ohne seinen Schaden unbeachtet lassen dürfe;

3) daß die innere staatliche Stärke und die äußere politische Bedeutung, so wie der aus dem System entsprießende moralische Einfluß des föderativen Centralstaats der Gesammtkraft der peripherisch getheilten föderirten Staaten entweder selbst genügend entsprechen oder daß derselbe bei Mangel an eigener innerer organischer Kraftzunahme, welche als Gegengewicht zu dienen ungenügend geworden, durch Association so gestärkt werden müsse, daß das System consolidirt, der Friede möglichst bewahrt bleibe;

4) daß, da die föderirten Staaten als völlig gegenseitig unabhängige zusammengetreten und diese Verbindung lediglich nur zur Sicherstellung und Fortdauer dieser Unabhängigkeit eingehen konnten, somit kein Principat eines einzelnen Staats anerkennen und zulassen dürfen, der föderative Centralstaat ganz vorzüglich berufen sei das Princip der Gerechtigkeit zu vertreten, er daher seine geographische Lage und seine politische Bedeutung in der Föderation zur Schwächung und Unterdrückung des peripherischen Gegengewichts am wenigsten und nie und nimmer mißbrauchen soll, indem er sonst in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse,

als aus der nothwendigen steten Rücksicht auf die Gesammtverbindung und deren rechtmäßigen Erhaltung in seine Grenzen und seine Bestimmung durch einen Krieg zurückgeworfen werden müßte, in welchem die äußersten Anstrengungen, die unermüdetste Ausdauer auf dem Schlachtfeld, sogar die gewaltsamsten Mittel der Coalition vollkommen gerechtfertigt erscheinen würden; und endlich

5) daß jeder föderirte Staat, so groß oder so klein sein Besitzthum, so unzweifelhaft stark oder so schwach vertheidigt seine Rechte auch immer sein mögen, in demselben allwege geschützt und ungekränkt erhalten werde, so lange er sich selbst auf dem Boden des strengen Rechts und der Traktate hält, daß folglich die Willkühr, (gleichviel ob von einem einzelnen Staat oder im Einverständniß mehrerer Staaten versucht,) welche unter Vorwänden einer „Ausrundung," „Theilung," „Indemnität," „Reunion" oder wie sie heißen mögen, zur Unterjochung schwächerer Nachbarn und zur allmäligen Entkräftung der stärkeren schreitet, als eine offene Feindseligkeit wider die Föderation selbst und als ein Bruch des Gleichgewichts, zumal von dem Centralstaat als dem ersten Wächter des Völkerrechts, beurtheilt und behandelt werden müsse.

Ehe wir nun untersuchen, wie **Frankreich** — als der föderative Centralstaat in der ersten Entwickelungs-Periode des Föderativ-Systems, — dem Wohl und der Consolidirung des Bundes genügt und nicht genügt oder was dafür und was dagegen gethan; auf welche Art und Weise es die weitere Ausbildung des Systems vorbereitet und befördert; und in welchen Zuständen es das System und die Föderation als Centralstaat verlassen hat, müssen wir die Mittel und Zustände Frankreichs betrachten, welche demselben am Schluß des 15. Jahrhunderts eigneten. Die Aufgabe war für Frankreich groß, die Lösung derselben schwer, der Erfolg über alle Erwartung.

Dreihundert Jahre war Frankreich das Herz Europas, die Mitte, der Schwerpunkt der europäischen Politik. Das Bild von Sonne und Planeten paßt auf dieses Verhältniß nicht, nicht blos deshalb, weil es die unabhängigen, selbstständigen Staaten der Föderation herabwürdigen würde, sondern hauptsächlich weil es der „Wahrheit" der bestandenen Verhältnisse nicht conform ist. Aber wohl mag zugestanden werden, daß Frankreich der Schlußstein des Systems und Staatenbaues gewesen war. Als es jedoch um sich her alles nivelliren, nicht mehr Mitte allein, sondern Mitte und Umfang Europas zugleich sein wollte, da hatte es nicht bemerkt, daß der Erbe seiner Centralstellung längst schon da war und daß es sich also nur darum noch handele, ob es mächtig und fest auf die Peripherie der Föderation selbst übertreten wolle oder ob es schwach und haltlos der Großmuth Anderer überliefert, auf dieselbe übertreten müsse.

Es ist sattsam bekannt, daß Carls VIII. Zug nach Neapel die Eifersucht Spaniens und Oesterreichs erregte und daß sich aus dieser Unternehmung der Begriff eines zu allgemeiner Sicherheit nothwendigen Gleichgewichts der Macht klarer und bestimmter entwickelte. Frankreich hatte dadurch die erste bedeutendste und mahnendste Veranlassung zu einer Verbindung gegeben, deren wesentlicher und charakteristischer Zweck, die Behauptung und wechselseitige Verbürgung der wohlerworbenen Rechte eines Jeglichen ihrer Mitglieder sein sollte und zwar durch ein überwiegendes oder wenigstens gleiches Verhältniß der Vertheidigungs- gegen die Angriffsmittel eines Einzigen oder Mehrerer. Frankreich hatte dadurch die Nothwendigkeit erwiesen, daß allgemeine Maßregeln gesucht und genommen werden müßten, durch welche die Staaten sich gegenseitig in den Grenzen des Rechts allzeit zu erhalten vermöchten.

Obgleich durch das tägliche Lesen der Commentarien des Julius

Cäsar und Carls des Großen Lebensbeschreibung, so wie durch die Gesellschaft ritterlich kühner hommes d'armes, mit denen er von Turnier zu Turnier eilte, zu Eroberungszügen wohl befähigt [1]), war doch Carl VIII. in diesem Fall vollkommen überzeugt, daß ihm Neapel mit der Provence rechtlich zugefallen und der Bastard des Aragonesen nur Neapels Usurpator sei. Doctoren der Rechte hatten seine Ansprüche auf Neapel bestätigt, und selbst die Aragonen daselbst (Ferdinand I. und Alfons II.) diese Meinung durch ihre Anerbietungen, die französische Oberherrlichkeit anerkennen zu wollen, bekräftigt. Sei dem jedoch wie ihm wolle, gewiß ist, daß unter viel mangelhafteren Rechtsgründen, als Carl VIII. bei dessen Zug nach Neapel zur Seite standen, Kriege schon begonnen und Machtvergrößerungen versucht und bezweckt worden waren, ohne eine so allgemeine europäische Conflagration erregt und den Beginn eines abendländischen Staatenvereins hervorgerufen zu haben. Auch läßt sich gewiß nicht mit Grund behaupten, daß Frankreichs Macht oder Glück damals eine Präpotenz wahrscheinlich und ein eifersüchtiges Zusammentreten aller andern Staaten unbedingt nothwendig gemacht hätte. Das vereinte Castilien und Aragonien im Besitz von Corsika und Sicilien, beherrscht von dem gewaltigen schlauen Ferdinand dem Katholischen und dem weisen Ximenes von Cisneros stand Frankreich an Macht so wenig wie an glücklichen Unternehmungen nach. Ebenso war das Haus Oesterreich im raschen Steigen begriffen. Das sichere Vorgefühl der künftigen Größe desselben, welches Friedrich III. [2])

---

1) Dans son expédition d'Italie on ne voit que la forfanterie d'une jeune homme ébloui par une conquête facile, schreibt Flassan histoire générale de la diplomatie française édit. IIde tom. I. p. 275.

2) Der päbstliche Nuntius Campanus schildert diesen Kaiser, indem er schreibt egregie dormit, nescio an unquam incalescit, bemerkt aber doch dabei dubii et latebrosi consilii hominem, nihil ad communem salutem, omnia ad suam utilitatem revocare.

mit den Vocalen *A, E, I, O, U* (Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan oder nach Anderer Deutung: Austria Erit In Orbe Ultima) bezeichnet, trugen Maximilian und dessen Sohn Philipp unerschütterlich in sich und der Erstere hatte geradezu eine Universalmonarchie über alle romanisch-germanischen Nationen im Sinn [1]). Nicht mindere Kraft als Frankreich besaß nach Vereinigung der rothen und weißen Rose, England. Keine Nation war ihrem König unterthäniger wie damals die englische. Vor der Sternkammer, vor den fiscalischen Richtern beugten sich die Lords und das Volk. Das Parliament diente in fast knechtischer Furcht. Und der König, im Besitz eines ansehnlichen Schatzes und tapferer erfahrner Söldner, konnte zu auswärtigen Unternehmungen übergehen wenn er wollte, mit fast zuverlässiger Erwartung siegreichen Erfolges. Demohnerachtet bezog sich die ganze Aufmerksamkeit jeder dieser Mächte nur auf Frankreich. Und die Ligue, welche Spanien und England, der Kaiser und der Pabst wider diesen Staat zusammenschlossen, war in ihrem Angriff weit furchtbarer als ein aggressives Frankreich selbst bei den außerordentlichsten und eigensinnigsten Glückszufällen werden konnte. Nicht dieses, sondern jene schienen daher den Rechtszustand des Occidents vernichten zu wollen. Woher nun diese Feindschaft, diese Erbitterung von West und Ost, von Nord und Süd wider Frankreich? Den Besitz von Neapel hatte Frankreich in Jahresfrist wieder

---

1) Ranke a. a. O. S. 236. Dahin gehörte auch der gefaßte Entschluß Maximilians nach Julius II. Tode Pabst werden zu wollen. Daß einige Cardinäle, die Sanseverinen und Mantua für diesen Plan schon gewonnen waren, überrascht nicht. Aber unbegreiflich erscheint, wie Ferdinand der Katholische und Heinrich VIII. von England sich damit einverstanden erklären und die Verbündeten darin sogar auf die Unterstützung Ludwigs XII. von Frankreich hoffen und rechnen durften! Denn die Gefahr, Pabstthum und Kaiserthum im Haus Oesterreich vereinigt und vielleicht erblich vereinigt zu sehen, dieseGefahr war unstreitig für das Abendland weit größer, wie in allen Projekten, welche ein König von Frankreich nur irgend zu fassen vermochte, liegen konnte.

verloren, aber den Besitz seiner abendländischen politischen Centralstellung vermochte Niemand ihm zu rauben! Und alle Staaten fühlten den Vortheil und Einfluß, den Frankreich aus dieser geographischen Lage ziehen könnte. Daß es solchen dereinst auch ziehen würde, ahneten alle mit richtigem Instinkt. Es galt daher demjenigen Vorbeugung in Zeiten, was den andern Staaten ein Uebel, Hinderniß selbstsüchtiger Entwürfe, Möglichkeit künftiger Niederlagen, gewisse Beschränkung, ein ärgerliches Gegengewicht zu sein dünkte.

Die Könige von Frankreich hatten mit Verstand, List, Gewalt und Glück fast alle großen Herzogthümer nach und nach mit der Krone vereinigt. Von ihren im Mittelpunkt des Landes gelegenen Domänen aus, hatten sie Frankreich sich unterworfen. Noch fehlten der Krone Bourbonnais, la Marche und Auvergne, welche ihr der Zweig Valois-Orleans-Angoulême unter Franz **1.** und die Besitzungen des seit Ludwig dem Heiligen abgetrennten Zweiges der Bourbonen, Navarra, Béarn, die Grafschaften Foix, Narbonne, Commingues, Bresse, welche erst Heinrich **IV.** gänzlich vereinte. Nichtsdestoweniger war schon Frankreich ein völlig zusammenhängender, ein in ziemlich natürlichen Grenzen geschlossener Staat. Die Prinzen von Geblüt durften nicht wohl wagen wider die Krone zu streiten [1]), ohne wie Ludwig **XII.** in die Gefahr zu gerathen, das Recht der Thronfolge zu verlieren oder wie Carl von Bourbon sein Haus-Eigenthum selbst einzubüßen. Machiavelli macht daher in seinem Rapport über Frankreich **1512.** die sehr richtige Bemerkung: „wenn

1) Wenn dieses zur Zeit der Religionskämpfe und der Ligue so wie später unter Richelieu und Mazarin doch wieder stattfand, so hatte diese Opposition die frühere staatsrechtliche Bedeutung nicht mehr. Heinrich IV. gelang es wohl, sein Thronrecht zu behaupten, doch nur nachdem er in den Beichtstuhl gegangen war. Die Guise traten als Carolinger den Capets entgegen.

zuvor jeder benachbarte Fürst den Muth hatte, Frankreich anzugreifen, weil immer ein Herzog von Bretagne, Guienne oder Burgund oder ein Graf von Flandern ihn im Angriff unterstützte, so fehlten nun diese Mittel und Frankreich ward mächtiger, indem dessen Feinde dadurch schwächer wurden."

Dieses Königreich besaß einen Flächeninhalt von über 8000 □Meilen [1]). Seine Einwohnerzahl mochte sich auf mehr als vierzehn Millionen belaufen [2]). Nachdem England Guienne verloren und die Krone von Frankreich auch die Bretagne gewonnen hatte, so war letztere in den Besitz einer ausgedehnten Küste am atlantischen Ocean von 470 Meilen gelangt und der Ströme, welche sich in diesen ergießen. Kaum minder wichtig war aber für dieses Reich die unmittelbare Berührung des Mittelmeeres in einer Küstenlänge von 130 Meilen. Dadurch beherrschte es all seine Flußgebiete im Innern. Dazu kam, daß seine längeren Bergzüge, nach allen Seiten sanft geneigt, nicht nur den Landstraßen bequeme Auf- und Abwege, sondern auch diesen Wassercommunikationen den Durchzug gestatteten. Daher stimmten die Thal- und Flußdirektionen, die Land- und Wasserstraßen mit den kommerziellen und politischen Interessen vollkommen günstig überein, denn sie wiesen sämmtlich auf entsprechende Richtungen, auf die Hafenplätze des Ozeans im Westen, des Mittelmeers im Süden und auf die Hauptstadt des Nordens strahlenförmig hin. Mochte sich da auch **Limnaeus** in seiner Angabe der schiffbaren Flüsse Frankreichs irren (er zählt in seiner sonst schätzbaren **notitia regni Franciae** zweihundert sieben und zwanzig), gewiß ist

1) L'état de la France. tom. I. pag. 28.

2) Nouvelles recherches sur la France par **Piganiol** I, 46. In dem project d'une Dixme royale p. 180. wurde 1694. die Volksmenge Frankreichs auf 19,094,146 S. noch jedenfalls zu hoch angegeben, denn 1750. wurde dieselbe noch nicht höher gerechnet.

immer, daß Frankreich einen Reichthum freier innerer Flußverbindungen besitzt, welche zu allen Zeiten den Verkehr erleichtern, beleben und bis zu den Meerufern ausbreiten und sämmtliche Provinzen eng verbinden konnten. Von Paris und Orleans aus hatte sich das Herzogthum Francien zu einem mächtigen Königreich erhoben und dessen Theile hatten sich zu einem so vollkommenen Ganzen schon geordnet, daß eine weitere Ausrundung nicht mehr nothwendig, wenigstens nicht mehr wesentlich ward. Der fruchtbare Boden gab den Bewohnern damals für sehr geringen Aufwand einen Ueberfluß von Lebensmitteln, nur das Geld war selten. Denn da Jedermann wie Macchiavelli berichtet, soviel erntete, daß er verkaufen konnte, gab es wenige Käufer und das Volk vermochte kaum die Steuern zu bezahlen, obgleich sie „sehr klein" waren. „Hatte einer vom Volke einen Gulden, so glaubte er reich zu sein." Das Geld floß in die Kassen des Königs und der Herren. Der lange furchtbare Kampf mit England hatte zahllose wüste Plätze zurückgelassen und den früheren Wohlstand in Frankreich fast allenthalben zerstört. Doch schon Carl **VII.** gelang es wieder den Ackerbau neu zu beleben und in den ersten dreißig Jahren nach Ludwig **XI.** wurde fast der dritte Theil der Häuser im Königreich neu gebaut und wenige ohne einen Laden für den innern Verkehr [1]). Denn Ludwig **XI.** suchte den innern Verkehr durch große Märkte, welche er vielen Städten bewilligte, kräftig zu heben und eine National-Industrie bleibend zu gründen. Deshalb stiftete er die erste Seiden-Manufaktur zu Tours (**1470**.) Wollene und leinene Stoffe lieferten die Bretagne und Normandie nicht nur für den innern Gebrauch zur Genüge, sondern auch schon zur Ausfuhr nach England. Mit der deutschen Hansa hatte Ludwig Frie-

1) Prof. Ranke a. a. O. S. 7.

den und Freundschaft auf ewige Zeiten geschlossen [1]), und diese verführte als Zwischenhändler die große Ausfuhr französischer Weine, des Oels und Salzes. Wohl waren die kleinen Handelsrepubliken des Südens, Marseille, Arles, St. Gilles, Montpellier und Narbonne, nachdem ihnen der Graf von Anjou ihre Privilegien entzogen, so gesunken, daß sie die frühere Concurrenz mit den italienischen Handelsstaaten nicht mehr behaupten konnten. Dagegen hatte aber Lyon, wo schon Carl VII. drei jährliche Messen gestiftet, an commercieller und industrieller Bedeutung so wie viele Städte des Innern und Nordens wesentlich gewonnen. Den Flamändern blieb erlaubt, ihre Waaren besonders nach Lyon und Paris zu bringen und den Engländern, selbst während der Kriege unter Ludwig XI. und dessen Nachfolgern, im Hafen von La Rochelle unter Geleitsbriefen Handel zu treiben. Rouen, Abbéville, Béauvais, Cambrai, Chalons, Troyes eiferten der flandrischen Industrie rühmlich nach, während Bordeaux, Toulouse, Carcassone durch den Handel mit Spanien Reichthum gewannen. So stiegen auch die Grenzzölle, welche von Philipp dem Schönen unter den Namen der Haut Passage und der Rêve eingeführt worden waren, und die unter Carl VII. und Ludwig XI. nicht viel über 8000 Livres betragen hatten, unter Franz I. bis zu der außerordentlichen Einnahme von 100,000 Thaler. Ludwig XI. ordnete und verbesserte das in Zerrüttung gerathene Bergwerkswesen. Allein die Gruben lieferten nicht mehr das bei den Alten (Plinius XXXIII, 4.) so berühmt gewesene feine gallische Gold und selbst Silber nur in geringen Quantitäten. Gold- und Silberkörner fanden sich wohl noch in der Rhone (von Valence bis zu ihrem Aus-

---

1) Flassan histoire générale et raisonnée de la diplomatie française. édit. IIde. tom. I. pag. 244 sqq.

fluß), aber auch diese Ausbeute war von keinem wesentlichen Belang. Dagegen wußte Frankreich nach der Entdeckung der neuen Welt für seine Weine, sein Oel, sein Getreide und Salz wie für seine Seiden-, Sammet- und Luxusfabrikate, theils aus Spanien und Portugal, theils aus dem spanischen Niederland Gold und Silber reichlich zu erhalten. So erwies sich (weil, wie in keinem andern Staat, in Frankreich Ackerbau und Industrie sich schon einigermaßen wechselseitig unterstützten) die Entdeckung Amerikas und der Gewinn seiner edeln Metallschätze weit günstiger und wohlthätiger für Frankreich [1]) als wie für die Staaten, welche letztere unmittelbar erbeuteten [2]), ja vielleicht wie für jeden andern europäischen Staat, eben weil noch in keinem der letztern die agrarischen und industriellen Interessen im geringsten sich schon balançirten. Die französische Handels-Schifffahrt war nicht von großer Bedeutung. Da Frankreich in Kriegen mit England jederzeit der Schifffahrt durch den Kanal entsagen muß, so belebte der französische Handel hauptsächlich die Frachtschifffahrt der Niederländer, nachdem die Hansa im sechzehnten Jahrhundert den Engländern und deren adventurers erlegen war.

Evident ist daher, daß Frankreich, als es seine Centralstellung im abendländischen Staatensystem einzunehmen begann, auf fester eigener Grundlage, auf einem ergiebigen Ackerbau und einer sich entwickelnden nationalen Industrie beruhte und hinsichtlich dieser Grund-Elemente eines nationalen Reichthums von keinem andern Staat abhängig war und abhängig zu werden fürchten durfte.

Blicken wir nun auf den Geist der Regierung und die organische Bildung des französischen Staats, so überrascht uns der Gegensatz,

---

1) List das nationale System der politischen Oeconomie 2. Aufl. I. S. 120.
2) Montesquieu de l'esprit des loix liv. XXI. ch. 18.

in welchem Frankreich zum christlich-germanischen Staatsrecht auftritt. Zwar galt im weitesten Verstande der Lehrsatz, daß der König von Frankreich aus Gottes Gnaden herrsche, aber nirgends begegnen wir mehr dem Glauben, daß Recht und Eigenthum Aller und auch jedes Einzelnen ein Lehn Gottes sei, sondern überall drängt sich uns die Praxis, auf daß alles Recht und alle Gewalt als in einer Staats-Idee vereinigt und von dieser ausgehend betrachtet werden müsse. Nach ihr sollte sich selbst der Einzelne und jede Corporation verlieren und aufgeben, um sich in der Gesammtheit, in dem Staat, in Frankreich wieder zu finden. Daß daher hier von einer christlich-germanischen Privatfreiheit und einem Privatrecht im christlich-germanischen Sinn nicht die Rede sein konnte und daß, wenn die Noth einmal die Reichsstände zu berufen zwang, solche Rücksicht als eine Exemtion auf Widerruf angesehen wurde und angesehen werden mußte, solches ergab sich von selbst. Was diesen Gegensatz Frankreichs zum christlich-germanischen Staatsrecht aber noch einigermaßen milderte, das war, daß die Staatsidee noch als Königthum hervortrat, daß noch Stände, wenigstens im öffentlichen französischen Staatsrecht, anerkannt wurden — insbesondere wurden die Stände von Languedoc wegen ihrer Treue und Ergebenheit aufrecht erhalten — und daß der Klerus, welchen das Concordat von 1517, wie Hr. Mignet sich trefflich ausdrückt [1]): „zu einer königlichen Geistlichkeit" gemacht hatte, sich wieder aus dieser Abhängigkeit herausriß und ein, wenn auch schwaches, doch immer reges Oppositions-Element im wahrhaft apostolischen, nicht päbstischen Geist bewahrte und geltend machte. Daher kommt, daß man gewöhnlich jenen Absolutismus, der sich mit dem l'état c'est moi principiell

1) In der Abhandlung: Ueber die Territoriale und politische Bildung Frankreichs.

manifestirte, wie ein besonderes diplomatisches Kunststückchen erst dem Cardinal Richelieu als dessen Schöpfer zuschreiben zu müssen wähnt. Allein Hr. Mignet hat dagegen bewiesen, daß jener Absolutismus vollendet in Frankreich dastand, in demselben Augenblick, als die territoriale und politische Bildung Frankreichs im Wesentlichen vollbracht war, d. h. schon zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Wir beschränken uns zur Constatirung jener Thatsache auf folgende Auszüge aus Mignets vortrefflicher Abhandlung [1]):

Er schreibt: „Die Capetingischen Fürsten beschäftigten sich zuvör„derst mit der Unterwerfung der Barone des Herzogthums Frankreich, „um die Feudal-Ordnung in ihren Lehen wieder herzustellen. Lud„wig VI. vollführte diese Veränderung (1115.) Ludwig der Dicke „dehnte diese Revolution auf das Königreich aus. Von dem Jahr „1115 bis 1138 gelang es ihm, in einem Theil desselben die Autori„tät der Krone festzustellen. Er stellte an die Spitze von feudalen „Souveränen und republikanischen Bürgersleuten das Königthum „als Mittler und Souverain. Und die Capetingische Dynastie „wandte während des zwölften Jahrhunderts alles an, um dieses „System zu befestigen. Philipp August flößte nun der Krone die „Lust der Eroberung ein, da sein Großvater ihr nur die Oberlehns„herrschaft erworben hatte. Ihre Domänen machten es ihr geogra„phisch leicht möglich, und ihr Rang in der feudalen Gesellschaft bot „ihr die Mittel dazu dar. Der heilige Ludwig gab den Erwerbun„gen die Sanction des Rechts. Er knüpfte die drei Classen der „Geistlichen, der Bürger und des Lehnsadels enger an die Krone. „Er machte den Klerus durch die pragmatische Sanction national, „setzte der Autorität des römischen Hofs gewisse Grenzen und gab

1) Wir geben diese Auszüge nach der deutschen Uebersetzung des Hrn. Stolz. Leipzig 1843., erlauben uns aber dieselben zu einem Ganzen zusammenzureihen.

„jenem hierdurch ein weltliches Haupt und einen Beistand. Die „Städte unterwarf er in allen Dingen, welche die Justiz und die „Waffen betrafen, seinen Beamten. Die Gerichtshöfe des Feudal„Adels machte er von der königlichen Jurisdiktion abhängig. Aber „die feudale Monarchie konnte nicht die Lehnsgesetzgebung verletzen. „Daher gab es kein anderes Mittel, die meisten erworbenen Länder „zu regieren, als denselben aus ihrer (der Monarchie) Mitte genom„mene Dynastien zu geben. Diese letztern brachten dorthin den „Adel, die Sprache und die Sitten des centralen Frankreichs. Ihre „Verwandtschaft mit der Mutterdynastie und die genauere Subordi„nation, die sie gegen dieselbe beobachteten, mußten nach und nach „die ihnen zugefallenen Länder Frankreich nähern, das im Fall des „Aussterbens der apanagirten Familien zum Besitz ihrer Güter und „Länder gelangte. Diese Familien suchten sich auszudehnen und „ihre Vergrößerung kam durch diesen Heimfall der Krone zu gut. „Der Tod berichtigte durch das Aussterben der Seitenlinien die un„vollkommene Politik der Apanagen und diese gewährte den Vortheil „andererseits, daß sie die große Arbeit der Bildung Frankreichs un„unterbrochen fortzusetzen erlaubte, indem sie der Dynastie Dauer „verlieh, welche mehrmals erloschen wäre, wenn sie nicht ein Mittel „gefunden hätte, sich in den apanagirten Seitenlinien zu erneuern. „Die Feststellung der capetingischen Dynastien in den Provinzen „war der erste Akt der monarchischen Eroberung Frankreichs."

„Während der langen und mühsamen Zusammensetzung Frank„reichs befand sich die zu dessen Bildung erforderliche Kraft in der „königlichen Autorität. Da nun die Ausübung derselben von dem„jenigen abhing, der damit bekleidet war, so machte das monarchische „System Fortschritte, wenn der König volljährig war, aber wenn der„selbe minderjährig, gefangen oder des Verstandes beraubt war, zeigte

„sich eine Reaction gegen dies System. Während der Minderjährig=
„keit des heil. Ludwigs war das Königthum von dem Gebiets=Adel
„angegriffen worden, der sich gegen die Eroberungen von Philipp
„August und Ludwig VIII. auflehnte. Unter Ludwig le Hutie war
„er von dem politischen Feudalthum, das sich gegen die gerichtlichen
„Institutionen des heiligen Ludwigs und Philipps des Schönen
„aufgelehnt hatte, zu Wiederabtretungen genöthigt worden. Dann
„erhoben sich die Bürger während der Gefangenschaft des Königs
„Johann in der Versammlung der republicanischen Stände im
„J. 1356. gegen die Auflage und deren Erhebung, und endlich kämpf=
„ten die Glieder der königlichen Familie selbst um den Besitz der Ge=
„walt und der Leitung der Geschäfte im Namen eines wahnsinnigen
„Königs."

„Doch das Königthum, obgleich oft gezwungen, Rückschritte zu
„machen und nahe daran, besiegt zu werden, ging aus jedem Streit
„mit ausgedehnteren Domänen und einer absoluteren Macht hervor.
„Der Widerstand hatte es gestärkt, statt zu schwächen. Es hatte ihm
„immer als letztes Resultat erlaubt, einen Schritt weiter auf dem
„Gebiet vorzurücken und das System seiner Autorität einem genauer
„bestimmten Probeversuch zu unterwerfen. Diese beständige Wieder=
„holung des nämlichen Phänomens bewies, daß auf Seite der
„Monarchie die Stärke war, daß ihr die Zukunft angehörte, ihren
„Gegnern die Vergangenheit. Denn der Versuch der Apanagisten
„führte nun die Vereinigung des Gebiets auf ihre Kosten herbei.
„Diese Vereinigung ging besonders unter Ludwig XI. vor. Nun
„verließ auch das Königthum, sich auf die von ihm langsam geschaf=
„fene monarchische Verfassung stützend, das System der Apanagen und
„machte aus diesen Gebieten Provinzen des Staats, nachdem schon
„die Justiz, die Finanzen, das Heer monarchisch geworden und die

„zeitliche Gewalt und der politische Einfluß des Pabstthums in „Frankreich gebrochen oder wenigstens völlig geschwächt worden „waren [1].“

„Das Königthum hatte jedoch nicht blos Gebiete zu vereinigen, „es mußte Classen unterwerfen, Gesetzgebungen modificiren, fremde „Sprachen ersetzen, Stämme in eine Nationalmasse verschmelzen. „Es trug den Sieg davon, da es mehr werth war als das, was es „besiegte. Die Allgewalt der Krone führte zur Homogeneität der „Nation. Am Ende des funfzehnten Jahrhunderts war das König- „thum dahin gelangt, das Gebiet und die Politik des neuen Frankreichs „zu gründen. Und Frankreich, im Mittelpunkt des Continents „gelegen, ist für Europa das gewesen, was das im Mittel- „punkt Frankreichs gestellte Königthum für dasselbe war.“

Dieses sind die Resultate langer und fleißiger Forschungen in der vaterländischen Geschichte Eines der ausgezeichneten französischen Historiker.

Wir erkennen hieraus, wie systematisch die Macht, welche Hr. Mignet das „Königthum“ oder das „monarchische System“ nennt, seit dem Ende des neunten Jahrhunderts bis zu dem des funfzehnten, also während sechs hundert Jahren alle Potenzen des Reichs in sich absorbirt und neutralisirt; wie sie kein eigenes Leben im Staat neben und außer sich bestehen läßt, wie sie jede Sonderkraft, jedes Privatrecht, jede Privatfreiheit in sich auffaugt und wie sie durch alle harten Prüfungen und Bedrängnisse doch immer sieghaft aus dem Kampf widerstrebender Elemente hervortritt und unverrückt zum Ziel ihrer Allgewalt schreitet, welches sie im Wesentlichen in eben dem Zeitpunkt erreicht, wo ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit über ihre Lan-

1) Wir ergänzen diese Skizze aus Hrn. Mignets Einleitung in die Geschichte der spanischen Erbfolge.

des-Grenzen hinaus in Anspruch genommen werden. Fragen wir nun nicht, wie solches geschehen, sondern wie dieser Zustand bestehen und sowohl im allgemeinen Staatsleben, als auch hauptsächlich in der Gesinnung und der Denkweise des Volks Wurzel fassen und letztere so völlig umschlingen konnte, daß das Glück und Wohl aller und jedes einzelnen Franzosen mit jenem Zustand unzertrennlich verbunden geglaubt wurde, so reicht eine Hinweisung auf die Gewalt und auf den Ludwig XI. begleitenden Henker nicht aus. Ein moralisches Element mußte hierbei vorzüglich wirken und wirkte auch bei. Denn man legte in Frankreich, früher als in jedem anderen christlichen Staat, in den Begriff der königlichen Würde den der absoluten und unbeschränkten Befugniß hinein, man glaubte gewissermaßen ein Zusammenfallen des göttlichen und menschlichen Willens in der Person des Regenten, trotz den römischen Kirchendoctrinen, man leugnete die Möglichkeit eines über den Regenten stehenden Rechts und erkannte demnach — wiewohl mehr in der Theorie als im Thatbestand — des Fürsten Willen gegenüber kein Sonderrecht und keine Sonderfreiheit an. Aehnliches war wohl auch in dem langen Streit der Hohenstaufen mit dem Pabstthum laut geworden, aber der deutsche Sinn und Geist hatte solches ignorirt oder es mit Aerger abgewiesen. In Frankreich dagegen hatten diese staatsrechtliche Vorstellung, diese theokratische Auffassung der Königswürde mehrere Umstände unterstützt und verbreitet. Die Heiligsprechung eines Königs, welchen Innocenz IV. „eine Viper" gescholten und welcher die pragmatische Sanction gegen Rom decretirt hatte, die Mißhandlung Bonifaz VIII. [1]) in Anagni, der Aufenthalt der

1) Wenn Peter Flotte von Revel, Philipps Gesandter, zu Bonifaz sagte: „Heiliger Vater, deine Macht besteht nur in Worten, aber die Macht meines Königs

Päbste zu Avignon und das selbstständige Walten einer französischen Nationalsynode während der Neutralität (Pabstlosigkeit) der gallikanischen Kirche (von 1408 an), dieses hatte das Königthum auf Unkosten des Pabstthums in Frankreich mehr wie anderwärts gehoben. Ebenso war aus den Kriegen mit England und der Rivalität der französischen und englischen Nation die königliche Gewalt ausgebildeter und mächtiger hervorgegangen. Der Streit Burgunds und der Armagnacs hatte dieselbe noch weiter befestigt. Das Erwachen der alten Literatur und die veränderte Richtung, welche dadurch der Geist erhielt, so wie der allmälige Gebrauch des auf Ludwigs IX. Befehl ins Französische übersetzten römischen Rechts konnten der königlichen Autorität nur günstig sein. Die geistliche Gerichtsbarkeit, welche die der Lehnsherren entkräftete und der königlichen Gewicht gab, mußte dieser endlich weichen. Städte und Bürgerwesen suchten und fanden ohnedem nur unter dem königlichen Banner den Schutz vor den Bedrückungen der großen Lehnsherren. So wurden endlich alle Gebiete païs de l'obéissance-le-Roi. Aber am stärksten führte die Franzosen ein ihnen inwohnendes Bedürfniß tiefer Ehrerbietung, ein Bedürfniß der höchsten Ehrenstellung des Dienstherrn (um für sich eine möglichst ehrenvolle Dienststellung zu gewinnen) zu der theokratischen Auffassung des Staats. So geschah, daß zwischen dem französischen Fürstendienst und dem antik römischen Götterdienst ein wesentlicher Unterschied nicht mehr statt fand. Nur daß, was bei den Römern ein Gebot der Religion war, bei jenen ein Gebot der Ehre hieß, von dem Montesquieu sagt: il est vrai, que philosophiquement parlant c'est un honneur faux qui conduit toutes les parties de l'état, mais cet honneur faux est

---

in der That," so beweist solches, daß der Volksglaube in Frankreich die Worte des Pabstthums nicht mehr unterstützte, sondern dem Königthum schon zugefallen war.

aussi utile au public que le vrai [1]). Deshalb kam es nur darauf an, qu' il faut mettre dans les vertus une certaine noblesse, dans les moeurs une certaine franchise, dans les manières une certaine politesse. Denn on n'y juge pas les actions des hommes comme bonnes, mais comme belles, non comme justes, mais comme grandes, non comme raisonnables, mais comme extraordinaires. Cet honneur bizarre fait, que les vertus ne sont que ce qu' il veut et comme il les veut, il étend ou il borne les devoirs à sa fantasie, soit qu' ils aient leur source dans la religion, dans la politique ou dans la morale. Il n'y a rien dans la monarchie que les loix, la religion et l'honneur prescrivent tant que l'obéissance aux volontés du prince [2]). C'est dans les monarchies que l'on verra autour du prince les sujets reçevoir ses rayons [3]). Lorsque Philipp II. fit entendre aux oreilles des François le mot de liberté, la couronne fut toujours soutenue par cette noblesse qui tient à honneur d'obéir à un roi, mais qui regarde comme la souveraine infamie de partager la puissance avec le peuple [4]). Diese Ansicht ging so weit, daß in dem Prozeß des Herzogs la Valette der Parlaments-Präsident de Belièvre zu Ludwig XIII. sagen durfte, que la face du prince porte toutes les grâces et que sa vue seule levoit les

1) de l'esprit des loix, liv. III. ch. 7.

2) eod. liv. IV. ch. 2.

3) eod. liv. V. ch. 12. Vortrefflich bemerkt Prof. Leo über den Charakter der Franzosen: „Es ist das Auszeichnende dieser Nation, überall, gleich den alten Römern, das Verhäl niß als solches zu vergöttern, sich für das Formelle zu begeistern. Die französische Nation hat insofern weit mehr römischen Sinn bewahrt, als die italienische, bei der sich nur einzelne ähnliche Charaktere, wie etwa Machiavelli und auch diese mehr, wenn sie sich schriftlich, als wenn sie sich im Leben äußern, finden." **Lehrbuch der Universalgeschichte.** 2. Aufl. III, 434.

4) eod. liv. VIII. ch. 9.

interdits des églises [1]). On ne peut pas séparer la dignité du monarque que celle du royaume [2]). Wenn aber von alle dem Montesquieu als Grund anführt: le gouvernement d'un seul se trouve plus souvent dans les païs fertiles. Ces païs fertiles sont des plaines où l'on ne peut rien disputer au plus fort, on se soumet donc à lui et quand on lui est soumis, l'esprit de liberté n'y sauroit revenir (!) les biens de la campagne sont un gage de la fidélité [3]), so ist dieser Grund, wiewohl er eine kleine Wahrheit enthält, hier völlig unpassend. On n'ira point alléguer au prince les loix de la religion (chrétienne); un courtisan se croiroit ridicule [4]) bemerkt Montesquieu selbst, indem er fortfährt, on lui alléguera sans cesse celles de l'honneur. Sehr natürlich. Denn nicht wegen der Natur ihres fruchtbaren und flachen Landes, noch wegen Erfüllung oder Berücksichtigung eines christlichen Gebots, sondern nur wegen jenes religiösen Ehrendienstes war der französische König souverain par excellence [5]).

Es ist übrigens nicht in Abrede zu stellen, daß das drückende und etwa Verletzende dieses Absolutismus sich selbst wieder milderte. Die königliche Gewalt schonte aus der ihr angeborenen Gnade, die

1) eod. liv. VI. ch. 5. Schon Ludwig der Heilige hob die Interdikte eigenmächtig auf. Schmidt Gesch. von Frankreich I, 602.

2) de l'esprit des loix. liv. V. ch. 9.

3) eod. liv. XVIII. ch. 1. et 2.

4) liv. III. ch. 10.

5) Als Gregor IX. dem Grafen Artois, dem Bruder Ludwigs IX. das Kaiserthum anbot, schickte letzterer und dessen Mutter Blanka eine Gesandtschaft an den Kaiser, um diesen von jenem Antrag in Kenntniß zu setzen. Die Gesandten erklärten dabei dem Kaiser: „Auch drängt uns kein Ehrgeiz, denn wir glauben, **daß unser Erbkönig einem blos gewählten Kaiser sogar noch vorangehe.** Es genügt daher dem Grafen Artois, der Bruder eines solchen Königs zu sein." Raumer Gesch. der Hohenstaufen Buch VII. Hptstk. 13. Solches dem mächtigen Friedrich II. entgegen, der selbst so viele Erbkronen trug!

Rechte der Einzelnen, den Besitzstand der verschiedenen Classen. Sie beförderte die Wissenschaft, nährte die Poesie, rief die feine Sitte des Lebens hervor und rettete noch lange Zeit im „Soldaten" den wahren Menschen und den edleren Rittergeist durch die Macht der „Hulde," durch das Hinweisen auf weibliches Urtheil, durch die Vergegenwärtigung des Ruhms des Regenten. Nichtsdestoweniger änderte sich dadurch das Wesen der Sache nicht. Anstatt des unfehlbaren Pabstes war der unfehlbare König; anstatt des absoluten Priesters der absolute Fürst, für die Kirche der Staat getreten. Als Frankreich daher in dem abendländischen Staatensystem seine Centralstellung einzunehmen begann, da war daselbst das christlich-germanische Staatsrecht in all seinen Elementen schon entwurzelt und an dessen Stelle ein theokratisches, antik-romanisches, eine Omnipotenz des im „König" personifizirten „Staats" geltend geworden.

Diesem veränderten Verhältniß entsprach die innere Gestaltung des Reichs. „Frankreich ist darin außerordentlich glücklich," schreibt Montesquieu „daß sich die Hauptstadt an jeder von den verschie-„denen Grenzen gerade so nahe befindet, als solches das Verhältniß „der Schwäche oder Stärke derselben erfordert [1]). Früher war jede „Stadt in Frankreich eine Hauptstadt, gegenwärtig ist nur noch eine „große vorhanden. Jeglicher Theil des Staats war zuvor der „Mittelpunkt der Kraft, gegenwärtig zieht sich alles nur nach einem und ce centre est l'état même [2])." Letzteres galt besonders seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Paris hatte sich vergrößert, so wie die Krone ihre Herrschaft über die inneren Gebiete ausdehnte. Keine andere Stadt des Königreichs konnte mit jenem wetteifern.

1) ibid. liv. IX. ch. 6.
2) liv. XXIII. ch. 24.

Aber mit und in Paris hatte sich auch ein demokratisches Element entwickelt. Die Generalstände von 1355. zeugten davon und als diese schon überwunden waren, setzte die Bürgerschaft von Paris noch den Aufstand wider die königliche Autorität unter ihrem prévôt Stephan Marcel fort. Carl V. der Weise mußte sich in Paris sein Leben unter der roth-blauen Tuchkappe retten. Doch konnte die Demokratie auch in dieser Stadt nicht lange herrschend bleiben und es ist Thatsache, daß von der damaligen Unterwerfung des demokratischen Elements an, Paris immer mehr und mehr eine monarchische Stadt wurde, wie sie auch eine Stadt königlicher Gründung war. Paris erhielt von Ludwig XI. eine militairische Organisation und stellte bei einer Musterung 1474. schon 100,000 bewaffnete Bürger, sämmtlich gleich bekleidet in einem rothen Waffenrock mit weißem Kreuze. Paris lieferte auch Franz I. die erste Anleihe von 200,000 Livres. Und die Pariser Universität und das Pariser Parlament vertheidigten die Rechte der gallikanischen Kirche mit einer Beharrlichkeit und Würde, welche den Vatikan mehr wie die deutsche Reformation erschreckte.

„Statthalter der Provinzen" — berichtet Macchiavelli 1512. — „giebt es in Frankreich so viele als der König will, sie sind bezahlt „wie es dem König gutdünkt, und sind auf ein Jahr oder auf Lebens„zeit ernannt, ganz nach des Königs Wohlgefallen. Auch die an„dern Regierungsbehörden, bis zu den kleinen Städten herab, sind „alle vom König eingesetzt. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß alle „Aemter des Reichs vom Könige geschenkt oder verkauft werden und „von niemand Anderen. — An außerordentlichen Einkünften bezieht „der König so viel er will, und die Auflagen zu diesem Zweck müssen „hoch oder niedrig gezahlt werden, wie es dem König gefällt [1])."

1) 1548. betrug die gesammte Staats-Einnahme Frankreichs 8,547,577 Livr.,

Ludwig XI. hatte die Domänen größtentheils verschenkt oder veräußert, und dadurch sich und seine Nachfolger hauptsächlich von dem Betrag außerordentlicher Steuern und unbestimmter Einnahmen abhängig gemacht. Natürlich litt unter solchem Staatshaushalt nicht nur das Gewerbe und der Handel, sondern auch der Ackerbau. Die sparsame Verwaltung Ludwigs XII. half diesem Druck der Unterthanen einigermaßen wieder ab, aber unter Franz I. trat eine gränzenlose Verschwendung der finanziellen Kräfte des Reichs aufs neue ein. Ungeheure Summen wurden wegen des Besitzes von Mailand verausgabt, enorme Pensionen an den König von England, an den Kaiser und die Schweizer gezahlt, die fortwährenden Kriege lasteten, im Verhältniß zu der steigenden Verarmung des Landes, immer schwerer auf demselben und doch ging noch ein unberechenbares Geld alljährig aus Frankreich nach Rom, während sich ein anderes massenhaftes Capital in der todten Hand sammelte, da zwei Fünftel der sämmtlichen Einkünfte und Reichthümer des Staats dem Klerus zugehörten. Demohngeachtet war es dem König noch möglich, den Wissenschaften und Künsten eine reiche Unterstützung zu gewähren und dem Volk die unmäßigen Natural-Lieferungen für die Gensdarme und Bogenschützen (sie überstiegen den ganzen Betrag einer Taille) zu leisten. Hierdurch bewies Frankreich, daß die Produktivität seines Volks und Bodens unverwüstlich sei. Aber Frankreich, welches weite Seeküsten und so viele schiffbare Flüsse, die es in seiner größten Länge durchströmten und sich nach drei Seiten hin in

---

stieg aber schon dasselbe Jahr auf 9,487,000 Livr. Schmidt a. a. O. Thl. II. S. 712. Unter Carl VII. hatte dieselbe 1,800,000 Livr. betragen. Flassan a. a. O. tom. I. pag. 210. Anmkg. Sie war also in acht und achtzig Jahren um 7,687,000 Livr. trotz aller fortwährenden Kriege und Verluste gestiegen. Unter Ludwig XI. waren die Abgaben, wie Comines schreibt, von 1,800,000 Livres schon auf 4,700,0000 Livr. erhöht worden.

freie Meere ergossen, besaß, welches seinen Staatsreichthum auf den Ackerbau und Fabriken zugleich begründete und dadurch sich einen ausgebreiteten und vortheilhaften Aktiv- und Passivhandel sicherte, besaß damals auch eine unstreitig sicherere Handelsbilanz, wie später, wo Necker gestand, daß dieselbe schwankend geworden, indem sie nur auf den inländischen Manufakturen und den Produkten der französischen Colonien beruhe. „Eine Nation aber, welche eine „sichere und günstige Handelsbilanz genießt," schreibt der Minister von Herzberg, „und dabei eine ihrem Gebiet angemessene Volks- „menge hat, die mit einem guten Ackerbau eine sich vervollkommnende „National-Industrie verbindet, eine solche Nation muß sich Achtung „erwerben und kann eine Rolle spielen. Sie kann und muß auch, „um sich eine bleibende und blühende Existenz zu verschaf- „fen, an dem allgemeinen politischen Gleichgewicht der „Macht immer Antheil nehmen [1])."

Während Macchiavelli von Kaiser Maximilian bemerkt, „daß, „wenn die Blätter aller Pappeln Italiens in Ducaten verwandelt „werden könnten, doch alles dieses für den Kaiser nicht hinreichen „würde, da derselbe gewohnt sei, keinen Kreuzer zu haben und was „noch schlimmer, selbst nicht wisse und sehen lasse, wo das Geld hin- „käme [2])," während Carls V. finanzielle Mittel bei seiner Resignation völlig erschöpft waren [3]), während König Heinrich VIII.

1) Ueber den wahren Reichthum der Staaten, das Gleichgewicht des Handels und der Macht. 1786. S. 8.

2) Bericht über Deutschland, erstattet den 17. Juni 1508. In einem andern Bericht sagt Macchiavelli: „Ich wiederhole nur über die Natur des Kaisers, daß seine Verschwendung alles übersteigt, was man in unserer und der früheren Zeit gesehen hat."

3) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa. Aufl. II. S. 351. Wenn dieser historische Meister des Kaisers jährliches Einkommen aus Amerika auf 400,000 Scudi reducirt (S. 357.) und sagt: „Wenn Carl V. nicht geradezu zu

von England trotz angeborenen Geizes und unersättlicher Habsucht die ungeheueren Schätze der brittischen Kirche zwecklos verwüstete und zerstreuete [1]), hinterließ Franz I. bei seinem Tode 400,000 Goldthaler im Staatsschatz. Zwar hatte er 1522 perpetuirliche Renten eingeführt und bei der Bank in Lyon beträchtliche Summen für $8\frac{1}{3}$ pr. Ct. geliehen [2]), jedoch Carl V., so streng und gewissenhaft in Erfüllung seiner Verpflichtungen, erhielt nur gegen Verpfändung der geregelten Abgaben Geld zu $7\frac{2}{7}$ pr. Ct. und mußte ohne solche Verpfändung 10 bis 30 pr. Ct. zahlen [3]). Daraus ergiebt sich ein günstiges Resultat für Franz I. Credit, obschon dieser König in dem gewissenhaften Einhalten seiner Versprechungen dem Kaiser weit nachstand. Auch mag nicht unbemerkt gelassen werden, daß Franz alle seine Verbindlichkeiten im Inland contrahirte, während der Kaiser allenthalben borgte, Venedig, Florenz, den Fuggers schuldete. Nicht erst Franz I., sondern schon Ludwig XII. und XI. hatte den finanziellen Zuständen des Reichs besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die vielen Ordonnanzen, welche diese Fürsten in dieser Beziehung erlassen, die mannichfachen Veränderungen und theilweise Verbesserungen, die sie deshalb getroffen, um einerseits den steten Veruntreuungen zu begegnen, andererseits mehr Ordnung und Regelmäßigkeit in den Staatshaushalt zu bringen, sprechen darüber ein vortheil-

---

einem Bankrutt genöthigt ward, so hat er dies mehr den niederländischen als den indischen Zuschüssen zu danken," so sind wir von dieser Wahrheit durch ihn völlig überzeugt worden. Nichtsdestoweniger war auch jener außerordentliche Zuschuß zu den spanischen Finanzmitteln schon bedeutend, doch scheint uns, daß derselbe durch den Credit, welchen die Sage von Spaniens unermeßlichen Schätzen in der neuen Welt zu schaffen vermochte, noch weit überstiegen werden mußte. Wie kam es nun, daß dieser Credit sich doch nicht so erhob?

1) 645 Klöster schenkte Heinrich theils seinen Creaturen, theils verkaufte er sie um geringen Preis.

2) Schmidt, Gesch. v. Frankr. I, S. 711.

3) Ranke a. a. O. S. 347 u. 348.

haftes Zeugniß und besonders von Ludwig XII. Franz I. verordnete zuletzt, daß ihm und dem geheimen Rath zu Anfang jedes Jahrs eine genaue Angabe der festen und eine möglichst wahrscheinliche der veränderlichen Einkünfte aus den einzelnen recettes générales von den Tresoriers übergeben und ebenso am Schluß jedes Jahrs ein detaillirter Bericht über den wirklich eingegangenen Betrag und die Ersparnisse zugeschickt werden sollte. Das geschah. Doch verhinderten die unausgesetzt sich folgenden Kriege und die angeborene Neigung Franz I. für Pracht und Glanz einen festen und regelmäßigen Gang der Finanz-Verwaltung.

Die begonnene Cabinetspolitik und die stehenden Heere, in welchen beiden jene französischen Könige die vorzüglichsten Stützen der königlichen Macht im Innern und Aeußern erblickten, ließen sie auch die Wichtigkeit der Finanzen ernster auffassen. Die bisherigen Finanzsecretäre wurden, seit Florimond von Robortet zu Carls VIII. Zeit, Staatssecretäre im cour souveraine des Staatsraths, und hatten bis zur Zeit Richelieus den Vorrang vor den Staatssecretairen der auswärtigen Angelegenheiten. Ludwig XI. bedurfte für seine Bestechungen, welche Comines sehr naiv „seine Freigebigkeit" (sa libéralité) nennt, fortwährend bedeutende Summen. Er selbst besaß keine kostbare Neigung. Carl VIII. theilte nicht weniger aus, obschon auch er wiederum „Subsidien" annahm (von Florenz allein erhielt er 120,000 Goldgulden). Franz I. zahlte wie bemerkt an den Pabst, an die deutschen Kurfürsten, an den König von England, selbst an Zopolya ansehnliche Hülfsgelder. Denn man hatte das Wort der päbstlichen Politik sehr wohl begriffen: Geld zur rechten Zeit fortwerfen, gereiche oft zum größten Gewinn. Indessen blieben diese Staats-Ausgaben ihrer Natur nach außerordentliche. Eine bleibende, jene noch übersteigende, forderte das stehende Soldheer.

Als sich daher Frankreich als Centralstaat in der abendländischen Staatenwelt aufstellte, befanden sich seine finanziellen Zustände zwar keineswegs in einer geregelten Ordnung, indessen auch nicht in solcher Zerrüttung, welche es genöthigt hätte von fremden Geld-Mächten sich abhängig machen zu müssen.

Carl VII. unterhielt seit 1448. ein stehendes Heer von 9000 Reutern [1]) und 16,000 M. Fußsoldaten. Diese Cavallerie war in funfzehn Compagnien d'ordonnance eingetheilt, von denen der sechste Theil aus Eisengeharnischten (fervêtus, den eigentlichen hommes d'armes), aus drei Sechstheilen Bogenschützen zu Pferd (archers), aus einem Sechstheil Knappen (coutilliers) und einem der valets bestand. Von den Ersteren erhielt jeder homme d'armes täglich einen halben Thaler und von den archers der Mann täglich einen Viertel Thaler Löhnung. Das Fußvolk (die francs-archers), welches Carl VII. 1448. statt der alten sergents de pied [2]) errichtete und welches die eigentliche National-Miliz bilden sollte, erhielt nur gänzliche Abgaben-Freiheit statt Sold. Dieses Fußvolk erwies sich aber unbrauchbar, obgleich Ludwig XI. 10.000 dieser francs-archers in Uebungslagern, wie in dem zu Pont de l'Arche, mit 6000 Schweizern, die er wieder in Sold nahm, vereinigte, um sie an Kriegszucht zu gewöhnen. Von den Franzosen zeichneten sich nur die Gascogner als Fußtruppen einigermaßen aus, aber dieses auch nur bei Vertheidigung von Festungen [3]). Carl VIII. mußte daher

---

1) Nach Mignet waren es 10,500 Hommes d'armes. Flassan tom. I. p. 210. giebt jene Zahl an.

2) Diese waren nur bis zu einer bestimmten Entfernung zu dienen verpflichtet. So mußten die Milizen der Stadt Rouen gesetzlich jeden Abend wieder in ihrer Wohnung sein.

3) Macchiavelli's Rapport von 1512.

außer den Schweizern noch den Rest des berüchtigten „schwarzen Haufens [1])" und die sogenannte „weiße Garde" englischer Lanzknechte bei seinem italienischen Zug in Sold nehmen, und diese fremden Krieger bildeten den Kern seiner Infanterie. Das französische Fußvolk darin schildert Brantôme abscheuerregend [2]). Carl's Invasions-Armee bestand aus 30,000 M. mit 140 Geschützen. Und letztere bewirkten hauptsächlich Carl's rasche Fortschritte, weil die Italiener nur noch schwerfällige, von Ochsen langsam fortgezogene [3]) Steinbüchsen besaßen. So fielen nach Guicciardini's Aeußerung den Franzosen Festungen in wenig Stunden in die Hände, deren Eroberung sonst viele Monate gekostet haben würde. Dagegen bemerkt freilich Macchiavelli in seiner meisterhaften „Kriegskunst" „ihr habt wohl sagen hören oder errinnert euch noch, wie schwach unsere Festungen waren, ehe Carl VIII. nach Italien zog. Die Zinnen waren nur einen Fuß dick u. s. w." Jedenfalls über-

1) Er bestand aus Rotten aller abendländischen Nationen, selbst Mohren fanden sich darin vor. Nachdem er Mathias Corvinus in Ungarn, König Max in Geldern, König Johann wider die Stures in Schweden gedient, nahm ihn Carl VIII. nach Italien in Sold. Erst in der Schlacht bei Pavia wurde er völlig vernichtet.

2) Brantôme beschreibt das französische Fußvolk Carls VIII. als de bons hommes, mais la plupart gens de sac et de corde, méchans garnimens, échappez de la justice et surtout force marquez de la fleur de lys sur l'epaule, ésorillez (mit abgeschnittenen Ohren) et qui cachoient les oreilles, à dire vrai par longs cheveux, barbes horribles, tant pour cette raison que pour se montrer effroyables à leurs ennemis. Aber auch andere Kriegsschaaren waren verworfenes Volk. Daher sagte Pescara dem päbstlichen Legaten: „Nichts, mein Herr, ist schwerer zu vereinigen als Kriegs- und Kirchendienst, denn der Kriegsgebrauch scheint der Religion gerade entgegengesetzt zu sein." Wie benahmen sich auch die Spanier bei Eroberung Roms! Der alte ehrliche Frundsberg hatte Recht, als er schrieb: „Der Hauptmann sollte sich befleißigen, einen christlichen ehrbaren und geschickten Mann zum Caplan zu bekommen, dieser ist aber sehr selten, sondern gemeiniglich wie die Pfarrkinder so der Pfarrherr und ist des Orts gemeiniglich das Vieh wie der Stall, die Schaf wie der Hirt, denn selten bei den Wölfen Lämmer auferzogen werden (Kriegsbuch I. fol. 123.)

3) Die Franzosen hatten damals schon ihre leichteren Kanonen, mit denen sie eiserne Kugeln schossen, auf Lafetten gebracht.

trafen aber auch die französischen hommes d'armes die italienischen lanzeas spezzatas.

Aus den geringen Hülfsmitteln, welche uns zu Gebote stehen, haben wir mit Bestimmtheit nicht ersehen können, ob in einem der vielen Kriege von Franz I. dessen Kriegsmacht jemals den Bestand von 40,000 M. viel überschritten habe[1]). Wir zweifeln daher daran. Denn in einem jener kritischen Momente, als Frankreich von dem Kaiser und dem König von England zugleich mit Uebermacht angegriffen wurde und es sich um das Wichtigste, um die Vertheidigung des Landes selbst handelte, wo Paris mehr wie je bedroht war, stellte Franz den coalliirten Heeren der Gegner nur 44,000 M.[2]) entgegen, obschon er Zeit gehabt hatte, alle seine siegreichen Truppen aus Piemont und andere aus Guienne an sich zu ziehen. Die Armee des Kaisers, welche derselbe in der Gegend von Metz versammelte, war aber allein schon 50,000 M. stark, nachdem sich schon österreichische-spanische Truppen mit dem englischen Heer vereinigt hatten, welches sich auf 30,000 M. belief. Das französische Heer war daher um 36,000 M. schwächer wie diejenigen der Feinde, ein so bedeutendes minus, welches das Unvermögen Franz I., eine stärkere Hauptmacht vereinigen zu können, deutlich vermuthen läßt.

Zehn Jahre zuvor, als König Franz ebenfalls sein Reich von dem Kaiser und Heinrich VIII. von England zugleich bedroht sah,

---

1) Der Marschall von Fleurange sagt in seinen Memoiren zwar, daß Ludwig XII. 1507 mit 51,000 M. nach Italien gezogen sei, und ebenso giebt Georg Frundsberg Franz I. Macht 1524 auf 12,000 deutsche Landsknechte, 16,000 Schweizer, 10,000 italienische und französische Fußtruppen, 10,000 Schützen zu Pferd und 2000 hommes d'armes, also auf 50,000 M. an, beide Angaben sind aber wohl zu hoch.

2) Schmidt, Geschichte von Frankreich II, S. 681. Das Heer bestand aus 16,000 Schweizern, 6000 Landsknechten, 6000 Italienern, 6000 alten französischen Fußsoldaten, 2000 Gensdarmen, 2000 leichten Reitern und 6000 Legionssoldaten.

hatte er durch eine Ordonnanz (12. Febr. 1534) — in dem richtigen Gefühl, sich von den ausländischen Soldtruppen möglichst unabhängig zu machen — eine National-Miliz aufs neue zu schaffen gesucht, welche nicht um Sold [1]) sondern für „König und Vaterland [2])" zu streiten sich zur Ehre schätzen sollte. Fünf Monate später war die Mobilisirung von 42,000 solcher Fußtruppen decretirt worden. Der König hatte dieselben in sieben Legionen getheilt, welche nach den Provinzen, aus denen die Mannschaft genommen war, benannt wurden. Vielleicht war er zu dieser Form römischer Legionen durch Macchiavellis „Kriegskunst" bewogen worden. Doch glückte dem König auch dieser Versuch nicht, obschon der Soldat, welcher sich ausgezeichnet hatte, einen goldenen Ring empfing. Er schaffte indessen die Legionen nicht völlig ab, sondern bediente sich derselben noch im äußersten Nothfall. Durch strenge Kriegsgesetze sollten sie in Ordnung erhalten werden. Aber vergebens [3]). Solches gelang erst dem Marschall **Cossé-Brissac**, dem Admiral Coligni und dem Connetable Chastillon als Colonel général [4]).

---

1) Diese Miliz war nur von der Kopfsteuer frei und zwar insofern diese nicht über 20 Sous betrug, anders mußte das plus doch bezahlt werden. Die Verwundeten wurden zu Garnisonsdiensten gebraucht, sie erhielten in diesem Fall einen halben Sold, d. h. 3 Livres Tournois monatlich.

2) Schmidt a. a. O. II. S. 653.

3) Noch von Heinrichs II. Zug nach Deutschland schreibt **Brantôme**: l'on voyoit sur les chemins plus de soldats pendûs aux branches des arbres que d'oiseaux. Eine große Schuld daran mochte auch die den Franzosen eigenthümliche Einrichtung treffen, daß die Verpflegung der Armee, wie der Transport des Geschützes an Unternehmer überlassen wurden. Denn diese Verpflegung wurde um so mangelhafter, als schon damals französische Heerführer (wie die Marschälle Bonnivet und Lautrec) sich auf jede Weise zu bereichern suchten.

4) Graf **Cossé-Brissac** hatte nicht blos große Verdienste um die Disciplin der Truppen, sondern Piemont, wo er 1550 Gouverneur war, wurde eine schöne Pflanzschule für junge Officiere, weil er diese ununterbrochen im Festungs- und Felddienst üben ließ. Coligni und Chastillon brachten durch ihre ganz unerbittliche Strenge das französische Fußvolk zur Disciplin. Der letztere pflegte gewöhnlich

Franz I. konnte sich daher vorzüglich nur auf die Schweizer verlassen, denn selbst die deutschen Landsknechte hatten ihm bei Novara das ganze Geschütz verloren und würden sich dasselbe auch bei Marignano haben nehmen lassen, wenn sich der König nicht selbst zu Fuß und mit einer Pique in der Hand an ihre Spitze gestellt hätte. Ebenso wurden die hommes d'armes trotz ihrer bewunderungswerthen Tapferkeit doch stets unzuverlässiger, theils durch den Gebrauch der „Läufer," welche zuerst der Marchese Pescara in der Schlacht bei Pavia gegen sie sandte, theils durch die tiefe Stellung der feindlichen Reuter, während jene immer noch en haye (in einem Glied) formirt wurden [1]) und dadurch zum Weichen gezwungen wurden.

Es war nicht gebräuchlich, wie Macchiavell's Bericht sagt, daß in den Kastellen im Innern Frankreichs Besatzungen gehalten wurden [2]). Die Gensdarme lagen nur in Guienne, in der Provence, der Champagne und der Picardie, also an den bedrohtesten Grenzen in Garnison. Die großen wie kleinen Städte an den Grenzen, selbst einige Schlösser wie Emmery, Pignerol, waren sämmtlich befestigt. Schon in den englischen Kriegen hatten die Gebrüder Büreau eine große Zahl der Städte mit Redouten, Approchen, Laufgräben und Minen versehen. Franz I. ließ sie nun nach der italienischen Forti-

während seines Frühgebets, der Erstere, während er sich die Zähne putzte, den Rapport der Hauptleute anzuhören und die Befehle zur Vollziehung der Todesstrafe zu geben. Daher entstand unter den Soldaten das Sprichwort: Dieu nous garde du cure-dent de l'Admiral et de la pate-nôtre du Connetable.

1) Erst bei dem Treffen von Moncontour 1569 nahm die französische Reuterei die von Carl V. eingeführte Tiefstellung an.

2) Die alten oder invaliden Soldaten wurden früher in Frankreich in die Klöster vertheilt, wo sie als moines lays gegen freie Verpflegung dienten. Franz I. verordnete aber bei den Legionen, daß die zum Felddienst unbrauchbar gewordenen Soldaten lebenslänglich halben Sold erhalten und unter dem Namen der Morte-payes als Besatzung fester Schlösser dienen sollten.

ficationsweise durch dreieckige Bastionen verstärken. Und was ein französischer Heldenmuth mit diesen oft noch so armselig oder in Hast fortificirten Städten geleistet, wie er durch seine unerschrockene Vertheidigung derselben alle Angriffe des Kaisers und des Königs von England auf Frankreich fortwährend zu Schanden gemacht, das beweisen zum bleibenden Ruhm der französischen Waffen die Vertheidigung von Mezières durch Bayard (1520), die Vertheidigung Marseilles gegen Carl von Bourbon und Pescara (1524), die Vertheidigung Landreçies durch la Lande (1543), die Vertheidigung St. Diziers durch den Grafen Sancerre (1544), die Vertheidigung von Metz (1552) durch den Herzog von Guise! Wie schimpflich verlor dagegen Lord Wentforth 1558 **Calais!**

Von der französischen Seemacht jener Zeit haben wir keine zuverlässigen Angaben auffinden können. Macchiavelli sagt darüber nur, daß in den Südhäfen Frankreichs immer so viele Schiffe vor Anker lägen, welche theils dem König, theils Königlichgesinnten zugehörten, daß diese Grenze gegen jeden unvorhergesehenen Angriff geschützt sei. 1547 im Sommer versammelte Franz I. unter dem Admiral Annebault eine zahlreiche Flotte (Gaillards histoire de François I. schreibt von 250 Schiffen!) im Hafen von Havre. Da die Engländer aber keine Seeschlacht annahmen, mußte sich Annebault auf einige verwüstende Landungen auf der englischen Küste beschränken. Die französischen Galeeren führten übrigens hinten keine Kanonen und standen deshalb gegen die englischen schnellsegelnden „Ramberge" immer im Nachtheil. Als die größten französischen Schiffe damaliger Zeit wird die unter Ludwig XII. gebaute Charente, welche ohne die Bootsmänner mit 1200 Soldaten und 200 Kanonen, jedoch nur mit 40 Kanonen von starkem Kaliber, besetzt war und der Caracon von Franz I., welcher 100 metallene,

aber nur kleine Kanonen führte, da das Schiff überhaupt nur 800 Tonnen Last hatte [1]), genannt.

Die Franzosen waren bei Ravenna und Agnadello, bei Marignano und Cerisola Sieger geblieben, dagegen aber am Garigliano, bei Novara, Guinegate, Bicocca und Pavia geschlagen worden. Nach den blutigsten und hartnäckigsten Kämpfen war das spanische Navarra und ganz Italien für Frankreich verloren. Und doch lag die Lombardei, wie sich Francesco Vettori ausdrückte, Franz I. so sehr wie Paris am Herzen. Die Provence, Picardie und Champagne fanden sich in furchtbarer Verwüstung vor. Doch blieb der König kriegslustig, ruhmbegierig, er der Held durch persönliche Tapferkeit in der Schlacht. Zum Zweikampf wollte er sich Carl V. nicht stellen. Nichtsdestoweniger ward er angebetet von seinem Volk. Feldherrntalente fehlten ihm ebenso sehr wie ein politischer Verstand. Aber auch seinen Heeranführern, einem Gaston de Foix, Bayard, Montmorency, Lautrec, La Tremouille, Allegre, Bonnivet mangelte theils das Glück, theils die Kriegserfahrenheit, theils die nothwendigste Eigenschaft eines Feldherrn, das Gleichgewicht am Geist und Charakter. Man konnte sie unterscheiden, wie die zwei Brüder Belle-Isle, von denen Friedrich II. bemerkt, daß man den Marschall mit Recht l'imagination, dessen Bruder aber le bonsens genannt habe. Carl von Bourbon ward für den besten französischen General damaliger Zeit allgemein anerkannt und welche höhnenden Witze, die nicht dem Verräther, sondern dem Feldherrn galten, mußte dieser im Lager vor Marseille von dem Marchese Pescara anhören, welcher doch einem Gonzalvo de Cordova weit nachstand.

Als Frankreich in die Centralstellung des abendlän-

---

1) P. Daniel histoire de la Milice françoise liv. 24. n. 10.

dischen Föderativsystems eintrat, war daher weder seine Land-, noch seine Seemacht derjenigen der peripherisch gestellten Staaten überlegen, sogar derjenigen eines einzelnen der letztern Staaten kaum gleich. Spanien, Deutschland, England traten ihm deshalb auf allen Seiten gleichdrohend entgegen. Wurde jedoch Frankreich in allen Offensivkriegen zurückgeschlagen, so blieb es dagegen in allen Defensivkriegen unbestreitbar der Sieger. Frankreich erwies sich somit unüberwindlich in sich und stellte alle Theilungsprojekte seiner Feinde als thörichte Hirngespinnste ohne Mittel und ohne einen andern Erfolg als den der stärkeren Consolidirung der nationalen und staatlichen Einheit Frankreichs unwiderlegbar dar. Demgemäß entwickelte sich nun auch zuerst die französische Diplomatie.

Die Politik, welcher Ludwig XI., Ferdinand der Katholische, Heinrich VIII., Ludwig der Mohr gefolgt waren, hatte einen und denselben Charakter, den der hinterlistigsten Selbstsucht. Sie bestand im kühnen Ergreifen und in der Benutzung des Augenblicks. Für diesen Zweck ward nichts geachtet. Das gegebene Wort, ein Eid, ein feierlich geschlossener Traktat wurden mit stumpfer Gleichgültigkeit gebrochen. Durch Ränke, Verräthereien, Feigheiten, grausame Handlungen suchte man zum Ziel zu kommen und sich gegenseitig zu verderben. So gab Ludwig XI. seinen Gesandten du Bouchage und Solliers zur Instruction: s' ils vous mentent, mentez-leur encore plus. Und als der Gesandte Ferdinands des Katholischen Quintana diesem berichtete, daß König Franz von Frankreich behaupte, zweimal von ihm, dem Aragonesen, betrogen worden zu sein, rief Ferdinand heftig aus: „der König lügt, ich habe ihn mehr als zehnmal hintergangen.“ Diese niedrige, absolut unsittliche Politik

war ohne Grundsätze, ohne eine Berechnung, welche eines Staatsmanns würdig gewesen, ohne ein künstlerisches Element. Aber mit Kaiser Carln V. erschien der Staatsmann auf dem Thron. Seine Politik, selbstsüchtig wie jene, war doch nie baar aller äußeren Würde und umfaßte den Staat wie die Kirche, das ganze Abendland Europas in all seinen mannichfachen Interessen. Sie behorchte die Augenblicke „sie beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt „waren, wie gut Carl V. ihre Regierungen kannte, wie treffend er „zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die „Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann „war der Kaiser auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwan„zig Jahren im Sinn gehabt. Das war die Politik, die Carls „Feinden verabscheuungswürdig, seinen Freunden ein Muster von „Klugheit schien. Wenigstens darf man sie kaum als ein Werk der „Wahl, der Willkühr betrachten. So ruhen, sich unterrichten, harren, „erst spät sich erheben und schlagen, das war die Natur dieses Für„sten [1])." Sehr treffend. Denn Carls V. tiefe, klugberechnende, scharf unterscheidende, abwartende Politik war eine persönliche, aus seiner Natur sich ergebende, in seiner Natur sich gleichmäßig entwickelnde, mit seiner Natur unabtrennbar verbundene. Daher vermochte er auch nicht dieselbe seinem Sohn oder seinem Bruder zu überliefern, als er diesen beiden seine Kronen und Länder übergab. Aber König Franz I. hinterließ seinen Thron-Erben die ersten Anfänge einer diplomatischen Bildungs-Schule [2]), welche die Politik Europas über ein Jahrhundert hindurch dirigiren und zu einer Macht gelangen sollte, welche im Mittelalter nur der Vatican ahnete und verstand.

1) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa. 2. Aufl. S. 108.
2) Flassan II, p. 20.

Franz I. selbst besaß, wie gesagt, keinen politischen Scharfsinn und Takt. Er wurde von dem Kaiser fortwährend getäuscht und zu den unüberlegtesten Handlungen verleitet. Mehr Gewandtheit zeigte er Heinrich VIII. gegenüber, aber auch hier ließ er sich zu Aeußerungen hinreißen, welche diesem so reizbaren König zu Motiven für ein Bündniß mit dem Kaiser dienten. Denn Heinrich VIII. beschwerte sich in seinem Kriegsmanifest über Franz, „daß derselbe seine Reformen beschimpft und sich beißende Spöttereien über seine vielen Heirathen und Ehescheidungen erlaubt hätte.“ Wie anders dachte und handelte in dieser Hinsicht Ludwig XI., welcher erklärte, daß er seinen Hut sofort verbrennen würde, so wie er nur vermuthen könnte, daß derselbe um ein Geheimniß seines Kopfes wüßte. Demohngeachtet standen auch Franz I. tüchtige und erfahrene Politiker zur Seite, wenn diese nur stets gefragt und nicht durch leichtfertige Frauen oder unwissende Günstlinge meistentheils zurückgedrängt worden wären. Der Connetable Montmorency; Johann von Selve, der tugendhafte Parlaments-Präsident von Paris, welcher die Verhandlungen zu Madrid einleitete; der Malteser-Ritter la Foret und der Baron de la Garde, welche die geheimen Allianztraktate mit Solliman so günstig für Frankreich abschlossen; Velli, der französische Gesandte in Rom, welcher in sicherer Hand alle Fäden der italienischen Politik und Angelegenheiten festhielt; Passano, Herr von Vaux, welcher fast alle Traktate mit Heinrich VIII. schloß; du Bellay, der mit Hülfe des thätigen und gewandten Memminger Gervasius Wain's die deutsche Opposition unterstützte und verbreitete, diese Männer und andere mehr haben oft und mit Glück Carls V. tief durchdachte Plane wesentlich gestört, wenn nicht zerrissen. Aber der Connetable Montmorency fiel in Ungnade, Johann von Selve ward vergessen, la Foret und Velli

mehr als einmal compromittirt, Andere nicht besser behandelt. Daher hat Hr. von Flassan vollkommen recht, wenn er bemerkt, daß die Verträge von Noyon, von Madrid, Cambrai und Crépi keine für die französische Diplomatie rühmlichen Akte gewesen wären. Wohl kann auch nicht übersehen werden, daß Carl V. die französischen Gesandten unter allen Vorwänden verfolgte und bedrohte. So ließ er die Herren v. Gramont und Calvisson in Madrid ohne Rücksicht auf ihre Creditive verhaften, so den Hrn. v. Merveilles, weil er als Gesandter nicht angekündigt sei, durch den furchtsamen Franz Sforza hinrichten und wahrscheinlich auch Cesar Fregoso und Anton Rincon unweit der Mündung des Tessino hinterlistig überfallen. Die wirkliche Ermordung dieser Gesandten mag vielleicht die eigene Zugabe des kaiserlichen Gouverneurs Guasto gewesen sein. Bemerkenswerth ist indessen, daß die Erwiederung des Kaisers auf des Königs Beschwerde, nebst der Behauptung eigener Unschuld, eine Entschuldigung der meuchelmörderischen That selbst enthielt.

Es war von dieser Zeit an, daß die französischen Gesandtschaften allmälig fest und bleibend wurden. Damit entstand ein Ceremoniell und mit diesem begann der so lange Zeit hindurch zwischen den französischen und spanischen Gesandten mit aller Erbitterung [1]) geführte Streit um den Vortritt. Der Bischof Franz von Noailles forderte als Minister **du premier roi de la chrétienté** zuerst in Venedig den Vortritt vor dem spanischen Ambassadeur, und an allen Höfen wiederholte sich nun diese Streitfrage, bis endlich dem französischen Gesandten auch von dem spanischen Hofe **1662** der erste

---

1) Zwischen Hrn. von Bellièvre und dem spanischen Gesandten Angusola kam es sogar während einer Frohnleichnams-Prozession in Rom zum Degenziehen, Zweikampf und Blutvergießen.

Platz zuerkannt wurde. Die diplomatische Institution gewann somit bald bestimmtere Form und Charakter, die gesandtschaftliche Thätigkeit wurde ausgedehnter und wichtiger, und die Unterhandlung bildete sich seitdem mehr und mehr zur Kunst aus. Schon aus dem allgemeinen Zustand Frankreichs, insbesondere aber aus dem theokratischen Staatsprincip ergab sich, daß die französische Diplomatie einen rein-monarchischen Charakter annahm und annehmen mußte und vorzüglich die „Ehre" des Königs repräsentirte. Daher kam auch, daß keine anderen Gesandtschaften sich in so viele Ehrenhändel wie die französischen verwickelten. Auch war es eine Eigenthümlichkeit der französischen Politik, die Gesandtschaften, bei denen es auf ein augenblickliches Eindruckmachen und Achtungeinflößen ankam, aus Staatsmännern und verdienten Militairpersonen zu componiren. So beschloß schon Franz I. künftig nur Militairpersonen als Gesandte nach Rom zu senden, ein Beispiel, welches Heinrich IV. und Ludwig XIV. eine Zeit lang nachahmten. Je größeres Gewicht aber die Diplomatie nun erhielt, um so dringlicher stellte sich das Bedürfniß einer bleibenden Ordnung für dieselbe dar. Diese Nothwendigkeit erkannte der Connetable von Montmorency. Er ordnete die secrétairerie der auswärtigen Angelegenheiten, welche die Gesandtschaften nun leiten und die äußeren Verhältnisse in stetem Zusammenhang überwachen sollte. Das auswärtige Departement (welches von nun an den Namen des ministère des affaires étrangères erhielt) ward von ihm in vier besondere Abtheilungen gespalten. Die **erste** für Schottland und England; die **zweite** für Savoyen, die Schweizer-Cantone und das deutsche Reich; die **dritte** für Spanien und Portugal und endlich die **vierte** für Piemont, Venedig, Rom und die Levante[1]). Hierin umschrieb der Con-

1) Flassan II, p. 21.

netable die erste Grundlage der abendländischen Staatenföderation mit Hinzuziehung der Levante, welche indessen nur ein temporäres politisches „Interesse" bildete. Schon wegen dieser Bezeichnung ist diese Einrichtung Montmorency's, eines Ministers, von dem **Brantôme** sagt, daß er „der erfahrenste Staatsmann und ebenso wohl„unterrichtet in der Verwaltung der Finanzen als in der Kenntniß des „Rechts und der Gesetze gewesen [1])," von vorzüglichem Interesse. Aber auch nirgends anderwärts begegnen wir einer ähnlichen Einrichtung. In den übrigen Monarchien blieben vielmehr die auswärtigen Angelegenheiten ein tiefes Geheimniß des engen Fürsten-Cabinets.

Frankreich besaß daher, als es in die Centralstellung des abendländischen Föderativsystems eintrat, die Institution einer der größten Entfaltung fähigen, übersichtlich schon geordneten, zur mannichfaltigsten Bildung hingewiesenen und zusammen in einem Ministerium verbundenen Diplomatie; eine Einrichtung, durch welche es den übrigen abendländischen Staaten glänzend vorantreten und Siege erringen sollte, welche die Macht seiner Waffen oftmals umsonst erstrebt und nicht begründet hatte.

Diese flüchtig angedeuteten Zustände Frankreichs — eine nähere Ausführung derselben würde uns zu weit von unserm Zweck abführen — dürften hinreichend sein, um uns die Mittel richtig würdigen zu lassen, mit denen dieser Staat, als Centrum eines sich bildenden abendländischen Staatensystems in äußere politische Thätig-

1) Der Connetable Montmorency wurde bekanntlich in der unglücklichen Schlacht bei St. Quentin von den Spaniern gefangen und dessen Freiheit erkaufte gewissermaßen Heinrich II. im Frieden von Cateau Cambresis mit dem Verlust von ein hundert zwei und funfzig befestigter Städte!

keit trat und ein Gleichgewicht gegen die um ihn peripherisch gelagerten übrigen Staaten theils durch hartnäckige Kriege, theils durch stete Schlagfertigkeit, theils endlich durch ununterbrochene, allenthalben angeknüpfte, offene oder geheime Unterhandlungen begründete. Diese Mittel, welche Frankreich sowohl zur Behauptung als zur Ausdehnung seiner Centralstellung damals eigneten, waren, wie wir gesehen, durchaus keine sehr glänzenden und noch weniger solche, die unfehlbar zum Zweck führen und den Sieg unzweifelhaft erringen mußten. Von den meisten ließ sich im Gegentheil nur sagen, daß sie einzig nur die Unabhängigkeit des Staats garantirten, wie solches die agrarischen und die sich entfaltenden industriellen Kräfte Frankreichs, dessen Land- und Seemacht thaten. Zweifelhaft waren immer in Frankreich wie anderwärts die finanziellen Zustände, zumal bei der großen Unerfahrenheit der damaligen Zeiten in ihrer Behandlung und bei den deshalb sich oft widersprechendsten und leichtfertigsten Versuchen und Wagstücken, denen sie preis gegeben wurden. Daher blieb Frankreich nur sein theokratisches, antik romanisches Staatsprincip und die Entwickelung seiner Diplomatie übrig, mit welchen es nachdrücklich, über seine bloße staatliche Unabhängigkeit hinweg, in die abendländischen Welthändel eingreifen und seiner Centralstellung den Einfluß und die ganze politische Bedeutung zu erwerben und zu sichern vermochte, welche jener ehrenvoll gebührten.

Fragen wir nun, wie Frankreich dem Wohl und der Consolidirung des abendländischen Staatenbundes mit diesen Mitteln genügt; auf welche Weise es durch diese Mittel die weitere Ausbildung des föderativen Systems vorbereitet und befördert hat, und in welchen Zuständen sowohl dieses glorreiche System als wie die abendländische Föderation sich befanden, als Frankreich seine bisherige Centralstellung zu verlassen und in eine peripherische Lage einzutreten genöthigt

war, so liegt die Antwort dieser Fragen in der Entwickelung der politischen Verhältnisse Frankreichs theils zu den einzelnen Staaten des abendländischen Föderativsystems, theils zu der Gesammtheit der es damals peripherisch umringenden Staatenwelt.

Frankreichs politisches Verhältniß zu Kaiser und Reich war, wie schon Franz I. und Montmorency richtig erkannt hatten, ein lediglich secundäres. Denn nachdem die Enkel Ferdinands des Katholischen die Kaiser-Würde in Deutschland durch die Wahl und das Königthum in Böhmen und Ungarn erst in Anwartschaft, dann in Erbschaft erlangt hatten, da fragte es sich nicht mehr, was Kaiser und Reich, sondern was das Habsburgische Haus in und mit Deutschland wolle, jene Dynastie, welche außer den Erbstaaten, im Rücken Deutschlands, Spanien, Portugal, Neapel, Mailand, Lothringen, die Niederlande beherrschte und Schottland und England, wie Böhmen und Ungarn zu erheirathen gedachte. Damals beruhte auf Frankreichs Freiheit und Unabhängigkeit das Heil, die Rettung des Abendlandes. Hätte Carl V. oder die Verrätherei des Marschalls Biron Frankreich zertheilen können, oder wäre es Philipp II. geglückt, seine Tochter auf den französischen Thron zu erheben (spanische Truppen bildeten schon die Besatzung von Paris), die Königin Elisabeth allein würde nicht im Stande gewesen sein, die Niederländer und die deutschen Protestanten — so wenig wie der Pabst die Reichsfreiheit und den Kirchenstaat — wider die Habsburgische Präpotenz zu schützen und zu sichern. Aber Frankreich erhielt sich unabhängig und indem es sich erhielt, gab es den andern Staaten eine Garantie für ihre Befreiung, für ihre selbstständige Erhaltung, für die wohlthätige Beschränkung und Abwehr der Habsburgischen Ueber- und All-Gewalt. Denn Frankreich ward inne, daß es der bei der Freiheit des Abendlands betheiligteste Staat sei.

Uns will bedünken, daß man, um Frankreichs damalige Politik richtig zu würdigen, von französischem Gesichtspunkt ausgehen und die Resultate jener Politik an den Gesammt-Interessen des abendländischen Staatensystems prüfen müsse. Wird nun auch auf diese Weise der unstreitig sehr achtbare deutsche Patriotismus mit all seinem schmerzlich verletzten Stolz zurückgewiesen, so bleibt jenes doch das alleinige Verfahren, worin der Wahrheit am nächsten getreten, die Gerechtigkeit ohne Vorurtheil geübt, die Einsicht in die französisch-deutschen Wechselverhältnisse geschärft und das politische Urtheil, von wesentlichen Täuschungen befreit, dadurch sicherer und fester gestellt wird.

Fassen wir demgemäß, vorerst ohne alle Berücksichtigung der Mittel, deren sich das Kabinet des Louvre bediente, um zu dem, was sich ihm als der Haupt-Endzweck seiner damaligen Politik darstellen mußte und darstellte, dieses letztere ins Auge, so konnte, nach den gegebenen Verhältnissen und der Lage des occidentalischen Europas dasselbe nur in einer Annullirung aller und jeder Plane des Habsburgischen Hauses hinsichtlich Frankreichs und in einer möglichst aufhaltenden und störenden Behinderung derselben in Frankreichs Nachbarstaaten bestehen. Dieses war und blieb auch der alleinige Endzweck aller politischen Combinationen von Franz I. an, unter Heinrich II., Heinrich IV., Richelieu und Mazarin. Nur eine kleine Zeit änderten die Ligue und (gezwungen) der Minister Villéroi unter der Verwaltung der Maria von Medicis diese Tendenz und zwar zum erwiesenen Nachtheil des Staats.

Es bleibe dahingestellt, ob die Wahl Königs Carlos von Spanien zum deutschen Kaiser anstatt eines einheimischen Fürsten nach Leos X. Rath, nicht ein großer politischer Fehler der Kurfürsten gewesen (das Haus Friedrichs des Weisen hat dessen Urtheil und

Wahlstimme schwer gebüßt), nachdem aber Carl das römisch-deutsche Kaiserthum erlangt hatte, so mußte Frankreich auch seine offene und am meisten bedrohte nordöstliche Grenze mit größter Wachsamkeit hüten und ganz vorzüglich zu decken suchen. Müßte nun das Hinüberspielen der französisch-kaiserlichen Kriege nach Italien und das jahrelange Festhalten der überlegenen deutsch-spanischen Streitkräfte in diesem Land nicht, weniger der politischen Weisheit, als der Gier Franz I. nach Mailands Besitz zugeschrieben werden, so dürfte solches für ein Meisterstück einer strategischen Politik gelten. Aber gelang auch diese Verlockung des Gegners eine Zeit hindurch, so war doch nie vorauszusetzen, daß solche stets erreicht und der Angriff nicht einmal unmittelbar auf Frankreichs schwache Seite hin gerichtet werden würde. Schon Carl V. brach in die Champagne verwüstend ein. Frankreich mußte daher auf seiner nordöstlichen Seite jede Vorkehr treffen, daß der Feind ihm hier nicht überlegen und furchtbar werde. Solches erreichte es aber, theils indem es sich auf eine wohlbefestigte Defensionslinie der Grenzen abwartend stützte, theils indem es dem feindlichen Angriff erobernd zuvorkam, theils endlich durch zweckgemäße Allianzen.

Schon Franz I. suchte die Grenzstädte, besonders gegen die österreichischen Niederlande hin, stärker befestigen zu lassen. Jedoch abgesehen davon, daß die Franzosen in der Festungsbaukunst den italienischen und deutschen Meistern (einem Pacciato von Urbino, Vega, Tartaglia, Meister Johann und Meister Franz, welcher letztere die Werke von Antwerpen erbaute) weit nachstanden [1]), wurde die

1) Franz I. suchte zwar italienische Festungsbaumeister für sich zu gewinnen, allein ein Mißgeschick wollte, daß er hierin auch nicht glücklich war. Denn es baute ihm z. B. der Italiener Anton Mellon einen Wall um Boulogne, welcher so schmal war, daß keine Kanonen darauf stehen konnten.

Befestigung der Städte von deren Communen und auf deren eigene Kosten gefordert. Es ist leicht einzusehen, daß Franz I. seine Absicht auf diese Weise nicht erreichte und daß er sich auf die lebendigen Mauern französischer Tapferkeit allein verlassen mußte. Um so freudiger mußte daher Heinrich II. das ihm von Moritz von Sachsen angebotene Bündniß wider den Kaiser ergreifen, als es ihm die Gelegenheit darbot, Frankreichs Grenze zu verstärken.

Heinrich II. begehrte bekanntlich durch den Hrn. de Fresse für seine Subsidien und seinen Beistand sich der vier deutschen Reichsstädte, Metz, Toul, Verdun und Cambrai bemächtigen und die geistlichen deutschen Fürsten unter seinen Schutz nehmen zu dürfen. Ersteres ward ihm als einstiger „Reichsvicar" zugestanden, letzteres nicht.

Wenn nun über diese französischen Vorschläge Prof. Ranke [1]) urtheilt, „daß sie uns einen Blick in die Pläne eröffneten, welche die „Franzosen auf Eroberungen über das Reich und einen durchgreifen„den Einfluß innerhalb desselben hegten," so erkennen wir in dieser Phrase den Tribut, welchen der große Historiker dem Vorurtheil der öffentlichen Meinung darin opfert, vollkommen an, gestehen jedoch frei, daß wir in jenen Vorschlägen durchaus keine Ursache finden, den Connetable Montmorency und den Bischof von Bayonne solcher extravaganten Pläne beschuldigen zu dürfen.

Frankreich bedurfte einer größeren Sicherheit seiner nordöstlichen Grenzen um so viel mehr, als sich die ihm dort angrenzenden Lande unter dem Scepter seines ihm überlegensten Gegners befanden. Der Kaiser hatte sich Cambrais bereits bemächtigt und ebenso Utrecht und Lüttich vom Reich abgerissen. Selbst die deutschen Fürsten

1) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation V. S. 219.

waren der Ansicht, daß er gleiche Absicht hinsichtlich der Bisthümer Metz, Toul und Verdun hege, zumal dieselben der französischen Zunge angehörten. Die Forderung Frankreichs nun, seinem Gegner hinsichtlich der letzteren drei Städte zuvorkommen und Cambrai demselben abgewinnen zu dürfen, dieser Vorschlag war daher jedenfalls eher einer defensiven wie aggressiven Politik entsprungen. Prof. Ranke gesteht auch selbst zu, daß die Politik des Kaisers seit dem Tode des älteren Granvella nicht geschickt genug nach den friedlichen Gesichtspunkten hingeleitet gewesen [1]) und daß der Kaiser zur größeren Sicherheit der Niederlande (also nicht für das Reich) Metz wieder zu erobern suchte [2]). Die deutschen Fürsten ließen übrigens selbst durch den Hrn. von Reiffenberg Heinrich II. ausdrücklich bemerken, daß der Kaiser, sobald er sie in „viehische Servitut" gebracht haben würde, zunächst Frankreich angreifen werde.

Ebensowenig vermögen wir in dem anderen Vorschlag Frankreichs: die geistlichen deutschen Fürsten unter seinen Schutz nehmen zu dürfen, einen tiefangelegten Plan für einen durchgreifenden französischen Einfluß innerhalb des Reichs zu erkennen. Heinrich II. blieb trotz seiner politischen Verbindung mit den protestantischen Fürsten ein lateinischer Christ, die Beisteuer des Klerus machte ihm vorzüglich möglich, die Stipulationen des Friedewalder-Chamborder Vertrags zu erfüllen, aber mit dem Geld des französischen Klerus wollte der König nicht Hände zum Raub der deutschen lateinischen Kirche waffnen. Von seinen Verbündeten jedoch, das bewies später der Markgraf Albrecht von Brandenburg Culmbach thatsächlich, ließ sich ängstlich gewissenhafter Schutz der geistlichen Fürsten nicht erwarten, zumal es im Entwurf des Vertrags hieß, „daß die Fürsten die-

1) a. a. O. S. 241.
2) Ebendas. S. 287.

„jenigen, welche sich ihnen widersetzen oder auch nur nicht anschließen „würden, mit Feuer und Schwert zu verfolgen gesonnen seien [1])." Gegen diesen Artikel waren aber, wie Prof. Ranke selbst schreibt, die französischen Schutzvorschläge gerichtet.

Nicht Frankreich, sondern die päbstliche Politik hatte die deutschen Landeshoheiten gegen das Kaiserthum mächtig und anspruchsvoll gemacht und gewappnet. Der Gegensatz war alt und im Reichsstaatsrecht herkömmlich geworden. Frankreich nahm daher die vorgefundenen deutschen Zustände wie sie waren, ohne nähere Rücksicht auf das hinzugetretene zwiespältige religiöse Element und adoptirte nur die päbstlich-deutsche Politik, jene Gegensätzigkeit zu nähren statt zu versöhnen und auszugleichen. Diese Politik war in Frankreichs Stellung, einem übermächtigen und schlauen Gegner gegenüber, wohlbegründet und — mögen uns die guten deutschen Patrioten das Wörtlein nachsichtsvoll erlauben — auch vernünftig. Denn ließ sich wohl an Frankreichs Politik die Forderung stellen, den barmherzigen Samariter an Deutschland spielen zu müssen? „Jeder Staat „hat," schrieb Ancillon, „und kann in seinen äußern Beziehungen „keine andere Maxime haben, als diese: wer durch das Uebergewicht „seiner Kräfte und durch seine geographische Lage uns Schaden zufü„gen kann, ist unser natürlicher Feind; aber wer vermöge seiner Kräfte „und seiner Lage nicht uns, sondern unserm Feinde Schaden zufügen „kann, ist unser natürlicher Freund!" Nach dieser Maxime mußte Frankreich ebenso Deutschland für seinen natürlichen Feind, wie das Osmannenreich für seinen natürlichen Freund halten, eben weil Deutschland Frankreichs schwache und offene Grenzen unmittelbar berührte und die Habsburgische Erbmacht theils moralisch durch die

1) Ebendas. S. 228.

Kaiserwürde, theils durch materielle und geistige Kräfte zu einer solchen Präpotenz erhoben hatte, welcher zu unterliegen Frankreich mehr als einmal fürchten mußte.

Man würde übrigens die Geschichte und die lebendigen Wechselverhältnisse der abendländischen Staaten ganz verkennen, wenn man die offene oder geheime Einmischung Frankreichs in die deutschen innern Angelegenheiten als einen außerordentlichen und einzig nur Frankreich zugehörenden Akt der Politik angreifen wollte [1]). Leicht kann allerdings zugegeben werden, daß das deutsche Reich als solches sich damals in fremde Staatssachen nicht mehr eingemischt habe, — obschon Hr. von Ancillon Pfalzgrafs Johann Casimirs spätere Herbeiführung einer deutschen Armee zum Dienst der Coalition (der

1) Wir kennen nur einen deutschen Schriftsteller, welcher mit Unbefangenheit, politischem Geist und Klarheit über Frankreichs damalige Verhältnisse zu Deutschland urtheilt. Prof. Bülau schreibt in seiner Geschichte des Europäischen Staatensystems (I. 263.) „für Deutschland ist es jederzeit ein sehr nützlicher Umstand gewesen, daß Frankreich ein Interesse daran zu haben glaubte, seinen gewaltigen Nachbar nicht durch Unterwerfung unter absolute Gewalt übermächtig werden zu lassen, daß es folglich der natürliche Beschützer der kleineren Reichsstände gegen das Umsichgreifen der kaiserlichen Gewalt war. Der Nachtheil, der aus seiner Einmischung erwachsen mochte, konnte nie so groß erscheinen wie der, den der Bedrängte befürchten mußte, wenn er aus lächerlicher Scrupulosität die sich darbietende Hülfe zurückwies." (Das erfuhr Kurfürst Johann Friedrich, welcher Frankreichs Bündniß zurückwies. Pfister Gesch. d. Deutschen IV. 222.) „Uebrigens hatte damals Frankreich noch keine Absichten auf Deutschland merken lassen und stand zu sichtlich auf der zweiten Linie, als daß man in ihm einen gefährlichen Bundesgenossen hätte befürchten müssen." Weiter bemerkt Prof. Bülau: „diese Erwerbungen (Metz, Toul und Verdun) gehörten den Franzosen; denn sie sind Frankreich unentbehrlich. Man kann sie ihm entreißen, aber so lange es ein Frankreich giebt, würde es nach ihrer Wiedererlangung streben und diese über kurz oder lang erzwingen." (Ebend. S. 270.) Mit dieser Behauptung sind wir jedoch keineswegs, und am wenigsten hinsichtlich der in ihr liegenden Unbedingtheit einverstanden. Denn wir können nicht einsehen, was sich demgemäß gegen Frankreichs Eroberung der Rheingränze sagen ließe. Die Besitznahme jener Bisthümer war allerdings für Frankreich unentbehrlich, Habsburgs damaliger Uebermacht wegen, damals unter den gegebenen, aber nicht allzeit und unter allen Verhältnissen.

Hugenotten und Politiker) namentlich noch als „eine Einmischung der fremden in die einheimischen Zänkereien der Franzosen" bezeichnet, und die Subsidie von 100,000 Frs., welche die deutschen Fürsten für Condé aufbrachten, unter völlig gleiche Rubrik gestellt werden konnte, — aber bekannt ist, wie Philipp II. sich in Frankreichs innere Angelegenheiten zum absichtlichen Ruin dieses Landes, in die schottischen und englisch-irischen Verhältnisse einmischte; bekannt der Ausspruch des päbstlichen Legaten Aleander über das Wormser Edikt: „Wohlan, wenn wir auch auf diesem Reichstag nichts Rühmliches gethan (d. h. Luthern nicht verbrannt haben), so ist doch gewiß, daß wir ein Zerwürfniß anrichten, daß die Deutschen gegen sich selbst wüthen und sich in ihrem eigenen Blute ersticken sollen [1])!" Und als der deutsche Reichstag die Recuperationssache der drei von Heinrich II. genommenen Bisthümer 1559 betrieb, sollte da nicht der nach Frankreich mit dem Cardinal Otto bestimmte Reichsgesandte, Herzog Christoph, von diesem Cardinal auf Anstiften des heiligen Stuhls unterwegs mit Gift bedient werden [2])!

Neun und sechzig Jahre nach Frankreichs Besitznahme jener drei Bisthümer, „in welchen" — wie es im Friedewalder Vertrag ausdrücklich heißt — „nicht deutsch gesprochen wird," mischte sich Heinrich IV. in den Jülichschen Erbfolgestreit. Obschon aber die kaiserliche widerrechtliche Sequestration von Jülich Cleve und Berg allein hinreichend gewesen war [3]), die Aufmerksamkeit der Generalstaaten, Englands und Frankreichs auf jene Erbfolgedifferenz hinzuleiten, obschon Frankreich

1) Pfister a. a. O. IV. S. 47.

2) Ebendas. S. 310.

3) „Des Hauses Oesterreich Absichten aber giengen nach dem Project, welches der damalige Reichs-Vice-Cantzler, Levin von Ulm abgefasset, dahin: sich dieser Lande vorerst unter dem Titel einer Sequestration, hernach aber durch besondere Abfindung der Praetendenten selbst zu bemächtigen." J. J. Schmauss Einleitung zu der Staatswissenschaft. Leipz. 1741. Thl. I. S. 56.

nach Holland am meisten darin interessirt war, ob sich die spanisch-österreichische Macht am Niederrhein verstärke oder nicht, so ward Frankreichs aktive Hülfe in dieser Angelegenheit nicht nur einerseits von den possidirenden Fürsten und der protestantischen Union durch den Fürsten von Anhalt, sondern anderntheils auch von der Bairischen Liga, somit von allen deutschen Fürsten dringend aufgefordert und erbeten. Flehte aber die Liga, „daß der allerchristlichste König die „katholischen Stände zur Zeit der Noth nicht ohne Volk und Geld „lassen wolle," so erklärte sich doch Heinrich IV. in einer offenen Erklärung an den Kaiser für die Parthei, auf deren Seite das Recht war, und schloß mit der protestantischen Union zu Hall ein Bündniß, „jedoch nur zum Behuf der Jülichschen Sache." In der That eine Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, welche nicht loyaler sein konnte.

Man hat bei dieser Gelegenheit ein großes Gewicht auf Heinrichs „Entwurf einer christlich europäischen Republik" gelegt und jene Einmischung als den beabsichtigten Anfang ihrer Realisirung angesehen. Es ist hier nicht der Ort, auf dieses romanhafte Projekt einzugehen. Jedenfalls hätte sich ihm dasselbe Prognosticon stellen lassen, was Fürst Talleyrand einmal der Gräfin Jersey bemerkte: Je n'en sais rien. Cependant, à dire vrai, je sais comment cela finira. — Et comment donc? — Par hasard. Sully hat sich in seinen Mémoiren über jenes Projekt in so viele Details eingelassen, daß es thöricht wäre, die Wirklichkeit jenes Plans zu verneinen. Er hat ihn nicht allein mit der Königin Elisabeth, von welcher der erste Gedanke dazu kam [1]), discutirt, sondern auch Jacob I. mitge-

1) Elisabeth äußerte den ersten Gedanken zu diesem Projekt während der Unterhandlungen zu Vervins, um dieselben zu stören. **Mémoires du Duc de Sully** III. p. 307sq. edit. Amsterd. 1725.

theilt und die Ausführung desselben möglichst zu betreiben gesucht. Das ist Thatsache. Aber weniger erwiesen ist, daß Heinrich IV. in den Jülichschen Händeln den Beginn zur Ausführung seiner Republik machen wollte, so allgemein solches auch angenommen wird. Die Verhandlungen Thumery de Boissise's zu Schwäbisch Hall lassen eher das Gegentheil vermuthen. Auch darf man Flassan's Meinung bestätigen, zumal wenn man nur auf die Handlungen dieses Königs sieht: le Système de Henri IV. étoit plutôt de pure conservation que de conquête. Jedoch dem sei wie ihm wolle, nicht nur Ravaillac's Dolch lag, sondern viele tausend Schwerter würden zwischen jenem Projekt und dessen stückelhafter Ausführung gelegen haben.

Wir gehen zu Frankreichs Einmischung in die deutschen Angelegenheiten während des dreißigjährigen Krieges über.

Wie begann diese Einmischung? Nachdem Hr. von Kevenhiller den König von Spanien bewogen hatte, der Liga unter Spinola 20,000 Mann zu Hülfe zu schicken, nachdem auch der König von England der Union ein Hülfscorps von 4000 M. nach Holland gesandt und die Niederländer gleichfalls rüsteten, jene mit den Waffen zu unterstützen; also nachdem schon Spanien, England und die Generalstaaten mit Armeen in die deutschen Angelegenheiten sich einmischten, da ward von Kaiser Ferdinand Graf Fürstenberg nach Paris geschickt, um die Hülfe Ludwigs XIII. für sich zu erbitten. Das Gesuch des Kaisers ward unter Villéroi und Puysieur im Staatsrath verhandelt, und der Präsident Jeannin [1]), welcher an Sullys Stelle Sür-Intendant der Finanzen

1) Pierre Jeannin gehörte der Schule Heinrichs IV. zu. Von diesem König ward er zu Philipp II. als Gesandter geschickt. In der ersten Audienz fragte ihn Philipp: „êtes-vous gentil-homme?“ Antw. „oui, si Adam l'était“ — „De

geworden war, bewies hierin, daß Oesterreich in diesem Augenblick nicht als Rival von Frankreich betrachtet werden dürfe, sondern vom Untergang gerettet werden müsse. Dieser Ansicht stimmte der Staatsrath und Ludwig XIII. bei, und Frankreich sendet hierauf — kein Heer wie Spanien, England und die Generalstaaten, sondern eine große glänzende Mediationsgesandtschaft [1]) nicht nur an den Kaiser, die Liga und die Union, sondern speciell zu jedem deutschen Landesfürsten. Schon stehen sich die Heere der Union und Liga zur Schlacht gerüstet gegenüber, da gelingt es dieser französischen Gesandtschaft, den Frieden von Ulm zu vermitteln und dadurch Ferdinand, das Haus Habsburg, das lateinische Kaiserthum zu retten. Diese Hülfe Frankreichs war von solchen außerordentlichen Folgen, daß sechs Monate später der Kaiser sich erkühnen durfte, deutsche Fürsten eigenmächtig mit der Acht zu strafen, und in einem Reichsland ein Blutgericht, im Geist der Bartholomäus-Nacht, abzuhalten.

In diesem Augenblick erließ aber Ludwig XIII. an seine Gesandtschaft nach Deutschland den Befehl, unverzüglich zurückzukehren, weil die Verhältnisse sich ganz geändert und es nicht mehr der Kaiser sei, welcher Beistand bedürfe. Dieses königliche Schreiben, welches Flassan leider nicht vollständig mittheilt [2]), ist ein Meisterstück des Cabinets der Tuilerien. Es zeichnet sich nicht nur durch seine richtige Würdigung und klare Darstellung der politischen Verhältnisse des Moments, sondern hauptsächlich durch das in demselben scharf

---

qui êtes-vous fils?" Antw. „de mes vertus." Der König war verwirrt und behandelte Jeannin mit großer Achtung. 1601. schloß derselbe den Waffenstillstand zwischen Spanien und den Niederlanden.

1) Die Ambassade bestand aus dem Herzog von Angouleme, den Grafen Bethune und Chateauneuf nebst einem großen cortége.

2) l. c. II. p. 342 und 343. Flassan giebt nicht einmal das datum der Ausfertigung an.

festgehaltene Princip des Gleichgewichts, welches Frankreich vor allem zu wahren habe, aus. Der König sagt darin entschlossen: **cette balance que je prétends tenir dans la chrétienté.**

Frankreich wartete nun die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten ruhig ab, obgleich dessen Beistand Jacob. I. für seinen Schwiegersohn mehrmals aufrief und der pfälzische Gesandte Hr. von Rusdorf fortwährend Unterhandlungen anzuknüpfen bemüht war. An dem 29. April 1624 trat dann Richelieu wieder in den Staatsrath.

Weder an dem Congreß in Segeberg, noch an dem Haager Bündniß nahm das französische Cabinet thätigen Antheil. Es begnügte sich, dem König von Dänemark eine Million Livr. für die Kriegskosten zu versprechen[1], dem Prinzen Christian von Braunschweig in Frankreich Truppen werben zu lassen und Mansfeld mit einigen unbedeutenden Subsidiengeldern zu unterstützen. Erst neun Jahre nach dem Ulmer Vertrag beschließt Richelieu, sich selbstthätig in die deutschen Angelegenheiten, jedoch auch jetzt nur noch mittelbar, einzumischen.

Seit dem Ulmer Vertrag war die österreichische Macht riesenhaft in Deutschland gestiegen und hatte nun in enger Allianz mit der spanisch-habsburgischen Linie einen Höhepunkt erreicht, welcher den Umsturz der ganzen deutschen Reichsverfassung mit Grund besorgen ließ. Ferdinand **II.** creirte zwei und zwanzig neue Fürsten und gab sechzig Häusern die Grafenwürde. Nach Willkühr und mit offener Verachtung der Reichsgesetze verfügte er[2]) über geistliche und welt-

1) Sie wurde aber nie gezahlt. Ranke die römischen Päbste, ihre Kirche und ihr Staat. **II.** S. 516.

2) Wenn Prof. Leo hierbei bemerkt: „Man sieht, Ferdinand war ein anderer geworden und aus dem rechtsachtenden deutschen Fürsten, der er bisher stets (?) gewesen, in geistige Abhängigkeit dieses dämonischen Slaven (Wallensteins)

liche Besitzungen (Eggenberg sollte Würtemberg, der Herzog von Lothringen Sachsen bekommen), nach seinem Willen sprach er für Darmstadt wider Cassel, für Berchtoldsgaden wider Salzburg, für Hildesheim wider Braunschweig, für seine geheimen Räthe wider die fränkische Ritterschaft. Mit hundert sechzig tausend Mann brandschatzte und verwüstete er ganz Deutschland und erschütterte durch sein Restitutions-Edikt nicht nur den Bestand der deutschen Zustände, sondern versicherte sich dabei auch unter einer Art von Rechtsform jedes despotische Einschreiten wider die Reichsfürsten, indem er dem Kammergericht ein summarisches Verfahren nach dem Edikt anbefahl und die unverweilte Execution durch kaiserliche Commissarien mit Hülfe der nächststehenden Armada verfügte. Während dessen bedrängte der Spanier Philipp IV. mit Unterstützung kaiserlicher Truppen die Niederländer, riß einen Theil der Mantuanischen Erbschaft, Montferrat, an sich, besetzte das Valtelin und reichte somit dem Kaiser sowohl aus den Niederlanden, wie aus Hochburgund und Italien die Hände zur Unterjochung Deutschlands und zum entscheidenden Habsburgischen Primat im Abendlande.

Es unterliegt nun wohl keinem Zweifel mehr, daß der Grundsatz, ein Staat dürfe sich nie und unter keinem Verhältniß um die innern Angelegenheiten eines andern bekümmern, in dieser Allgemeinheit nicht wahr sei, sondern großer Einschränkungen bedürfe; daß es im Gegentheil wirklich Fälle giebt, wo nicht blos eine gesunde Politik gebietet, sondern auch das wohlverstandene Völkerrecht erlaubt, an dem, was im Innern eines fremden Staats geschieht, einen wirk-

gerathen," (Lehrbuch d. Univ. Gesch. III. 372.) so erscheint uns diese neue Vertheidigung kaiserl. Majestät nicht eben glücklich ersonnen. Denn Ferdinands geistige Abhängigkeit von den Jesuiten Viller, Lamormain, Weingärtner ist allzu bekannt, als daß es selbst einem so schlauen Leo gelingen könnte, uns diese Ehrwürdigen zu escamotiren!

samen Antheil zu nehmen; daß ein solcher Fall jedesmal eintritt, wenn in irgend einem Staat und besonders in einem Hauptstaat von Europa eine Zerrüttung von so wesentlicher allgemeiner und dauerhafter Art eintritt, daß die benachbarten Staaten dadurch in augenscheinliche Gefahr gerathen und daß das Recht der auswärtigen Staaten, bei einer solchen ausgedehnten und verzweigten Zerwürfniß nicht gleichgültige Zuschauer zu bleiben, noch verstärkt wird, wenn in dem zerrütteten Land verschiedene gleichmächtige Partheien um eine zweifelhafte Oberherrschaft kämpfen. Allerdings dürfte man heute von einer solchen Intervention im voraus verlangen, daß sie, um eine rechtmäßige, weise und wohlthätige Maßregel zu sein und zu bleiben, nicht nur nach reinen und uneigennützigen, sondern auch nach liberalen und aufgeklärten Grundsätzen gedacht und geordnet werden müsse. Aber uns mangelt die Befugniß, die höheren und edleren Grundsätze unserer Zeit auf jenes Zeitalter überzutragen und letzteres für seine Abweichungen von jenen verantwortlich machen zu können.

Nach den damaligen politischen Zuständen [1]) und den Grundsätzen eines richtig verstandenen Völkerrechts sind wir somit genöthigt, Frankreich ein wohlbegründetes Recht der Einmischung in jene deut-

1) Sehr treffend legt Johannes von Müller auf die geographische Lage Frankreichs und der spanisch-österreichischen mittel- und unmittelbaren Besitzungen in damaliger Zeit ein besonderes Gewicht. Er schreibt: „Damals war von Mailand aus rechts und links eine fast ununterbrochene österreichische Kette. Rechts fehlte nur Valtelin zur Verbindung der deutschen und lombardischen Lande. Links war Savoyen wegen fortwährender Grenzirrungen meist spanisch, hatte Genf noch nicht vergessen, Ger und Bresse unlängst verloren. Spanisch war Hochburgund; Elsaß österreichisch; zwischen beiden Mümpelgard, das nicht wider sie sein durfte. Die Spanier hielten die Pfalz besetzt. Hessen-Darmstadt war kaiserlich gesinnt. Eben diesen Willen hatten die geistlichen Fürsten wegen des meist entscheidenden Einflusses, den der Kaiser auf ihre Wahl hatte und wegen der Processe und Verbindungen ihrer Familien. Die Erbfolge zu Jülich und Berg war unentschieden, der Besitz des Mächtigsten. Flandern war spanisch. Diese Linien sprengte Richelieu." Darstellung des Fürstenbundes B. II. cap. 14.

schen Angelegenheiten zuzuerkennen. Wie? An einem Riesenkampf in Deutschland, an welchem Spanien, England, die Generalstaaten, Dänemark, Schweden [1]), Siebenbürgen und sogar die Kosaken (als Verbündete des Kaisers) schon Antheil genommen, da hätte Frankreich in seiner Centralstellung fern bleiben, einen kalten, dummen Zuschauer abgeben sollen? In einem Kampf, in welchem es sich um das Wichtigste handelte, ob das Föderativsystem des Abendlandes oder ein dynastisches kaiserliches imperium mundi fernerhin gelten und bestehen solle, hätte Frankreich daheim still sitzen, Seide spinnen, Wolle kratzen und abwarten sollen, bis aufs neue kaiserliche Minister (wie unter Ludwig VII. geschah) an „Seine Excellenz den Herrn König von Frankreich," wie an einen untergebenen Fürsten hochmüthig schreiben würden? In einem Kampf, wo sogar der Pabst, aus Furcht und Eifersucht über Habsburgs steigenden Stern, das römische Kaiserthum dessen Gegnern unbedingt preis gab und sich über die Siege, welche die Feinde der lateinischen Kirche erfochten, freute, hätte Frankreich unthätig zusehen müssen, bis es durch die Horden der polnischen Kosaken, welche der deutsche Kaiser wider Frankreich loszulassen gedachte [2]), erst greuelvoll verwüstet worden wäre?

Weigerte sich aber schon Urban VIII., den Kampf in Deutschland für einen Religionskrieg zu erklären, sondern behauptete derselbe noch 1632 zu den kaiserlichen Gesandten, daß der deutsche Krieg kein Religionskrieg sei, sondern nur Staatsangelegenhei-

1) Schon im August 1620. hatte Gustav Adolf den Kurfürst von der Pfalz mit 8 Kanonen und 4000 Kugeln in Böhmen unterstützt. Gejer's Gesch. Schwedens. III, 138. Anmkg. 1. Und „mit dem Jahr 1628, schreibt Gejer (S. 150.) kann man des Königs Theilnahme am deutschen Kriege für ausgemacht ansehen."

2) Ranke, die römischen Päbste, ihre Kirche und ihr Staat. 2. Aufl. II, 554.

ten beträfe [1]), wie viel weniger mochte der Cardinal Richelieu über den wahren Charakter dieses Kampfs sich täuschen. Sein „Genie der Weltumfassung," sein durchdringender politischer Blick gewahrte sogleich, daß es sich keineswegs darum streite, ob die deutschen Prädikanten über die lateinischen Meßpriester oder diese über jene den definitiven Sieg davon tragen sollten. Deshalb nahm er die deutschen Protestanten nicht als religiöse, sondern als politische Parthei in seine Combinationen auf, indem er ihr religiöses Moment dabei völlig ignorirte.

Richelieu begann bekanntlich damit, den Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen zu Altmarkt zu vermitteln und durch den Gesandten in Stockholm, Baron Charnacé sofort Unterhandlungen mit Gustav Adolf über dessen Invasion in Deutschland eröffnen zu lassen. Wie Prof. Ranke bemerkt, ward der desfallsige Vertrag mit Schweden schon im Sommer 1830 als definitiv betrachtet [2]), obschon der formelle Subsidientraktat mit Schweden zu Bärwalde erst im Januar 1831 erfolgte. Die Verhandlungen hatten sich daher nach jenem Waffenstillstand über ein Jahr lang hingezogen. Charnacé hatte dieselben mit großer Gewandtheit geleitet. Er hatte dem König eine französische Cooperations-Armee von 40,000 M. von der Champagne aus und eine ebenso starke in Italien verhießen, er hatte die jährliche Subsidien-Summe endlich bis auf 400,000 Thaler gesteigert [3]), er hatte dem König sogar ein Kaiserthum im Osten zugesagt, wenn derselbe darnach strebe. Zweimal war er nach Schweden gekommen und war hierauf Gustav Adolf nach Deutschland gefolgt.

---

1) Ranke a. a. O. II, 566.

2) Den Krieg selbst hatte Gustav Adolf schon zuvor begonnen.

3) Dieses Anerbieten wirkte. Gustav Adolf schreibt darüber d. 23. Juli 1630. an seinen Kanzler offen: „Wir brauchen dieses Geld."

In Stettin erneuerte er die Unterhandlungen, in denen er selbst aber unter verschiedenen Vorwänden Schwierigkeiten hervorrief, die den Abschluß des Vertrags verzögerten. Letzteres unstreitig nach den ihm vorgeschriebenen Instructionen. Richelieu handelte schon damals nach seinem Grundsatz, nah und fern Unterhandlungen zu führen und die eine durch die andere zu unterstützen, so wie nach der richtigen Maxime: qu' en matière d'état on ne pouvait jamais trop prendre de sûreté, et que pour faire beaucoup il fallait être prêt à faire beaucoup plus encore. Denn wenn Venedig sich verpflichtete, den dritten Theil der schwedischen Subsidie zu bezahlen [1]), so hatte Richelieu mit dieser Republik über das französisch-schwedische Bündniß vor dessen Abschluß im Geheimen unterhandelt. Wahrscheinlich war auch Pabst Urban VIII. mit eingeweiht in alle Verhandlungen mit Gustav Adolf [2]). Die Negociationen zu dem Frieden von Chierasco stützte Richelieu (in der gesandtschaftlichen Weisung) direct auf Gustav Adolfs Invasion und Frankreichs geheime Unterhandlungen mit demselben [3]). Damit begnügte sich aber der Cardinal nicht. Im Gegentheil, während er in Norddeutschland mit Gustav Adolf verhandelt, in Italien dem Herzog von Nevers Mantua und Montferrat lediglich durch Unterhandlungen, nicht durch Frankreichs unglückliche Waffen erhält und dadurch das Uebergewicht Spaniens in Italien lähmt, negociirt er auch mit der Liga und insbesondere mit dem Kurfürsten von Baiern gegen das Haus Oesterreich. Der päbstliche Nuntius Rocci unterstützte darin Richelieus Entwürfe. Jedoch der bekannte Kapuziner-Pater Joseph de la Tremblaye errang erst den entscheidendsten diplomatischen Sieg zu

1) Ranke a. a. O. II. 557.
2) Ebend. S. 565.
3) Mémoires de Richelieu VI. pag. 395.

Regensburg. Der Kaiser entließ Wallenstein und ärgerte sich dann, durch einen Capuziner und dessen Rosenkranz so schmählich entwaffnet worden zu sein. Nichtsdestoweniger ward Pater Joseph bei seiner Rückkehr nach Paris in sein Ordenshaus exilirt [1]).

In diesem ganzen feinen Gewebe der Politik des Cardinals Richelieu vermögen wenigstens unsere blöden Augen nicht einen Angriff von Seiten Frankreichs auf die Integrität des deutschen Reichs zu erblicken. Damals herrschte wie in Deutschland so in den fremden Cabinetten die Ansicht vor, daß der Kaiser und die Reichsstände zusammen das Reich gesetzlich bilden und die Constitution des Reichs in der Balance dieser Gegengewichte wesentlich beruhe. Lampadius [2]) hatte diese Doctrin zu Anfang des Kriegs, wie Chemnitz (Hypolithus a Lapide) am Schluß desselben gelehrt und bewiesen. Aber solches reichsherkömmliches Verhältniß war durch die kaiserliche Präpotenz gestört; daher, dasselbe wieder herzustellen, die Aufgabe. Als Mittel hierzu bot sich Gustav Adolf dar. Richelieu unterstützte dazu denselben mit Geld. Im französischen Interesse

1) **Flassan II. pag. 209.** Richelieu würdigte unstreitig die großen Dienste und Verdienste des Pater Josephs in den Regensburger Negociationen vollkommen. Das beweist, daß er ihn bald wieder zu sich rief und ihm bis zu dessen Tod das vollste Zutrauen schenkte. Er nannte ihn sein alter ego und erklärte qu' il ne connaissait aucun ministre en Europe en état de faire la barbe à ce capucin, quoiqu' il y eut une belle prise. Die augenblickliche Verbannung Pater Josephs mußte Richelieu des Königs und seiner Feinde wegen verfügen, theils weil im französisch-österreichischen Regensburger Vertrag dem König von Frankreich nicht ein einziges Mal, dem Kaiser aber sieben und zwanzigmal der Titel „Majestät" gegeben worden war, (ein rühmlicher Beweis, wie viel mehr dem Pater Joseph die Sache wie die Form galt,) theils weil der erste Artikel des Regensburger Vertrags dem Bärwalder Vertrag schnurgerade entgegenlief (ein Beweis, daß Pater Joseph damals in die schwedischen Verhandlungen nicht eingeweiht war).

2) **De republica romano-germanica. 1619.** Die Flugschrift: quaestio odiosa sed notabilis de remotione Austriacae domus ab imperiali dignitate, welche 1633. in 12. erschien und sehr verbreitet wurde, enthielt dieselben Grundsätze sehr präcis zusammengestellt.

aber, dem er diente [1]), konnte der Cardinal diese Unterstützung unmöglich so weit ausdehnen wollen, um in der Oberherrschaft des Reichs nur die Namen des regierenden Hauses ändern und Deutschland, statt durch einen allmächtigen lateinischen Kaiser, durch einen allmächtigen evangelischen unterjochen zu lassen. War daher Richelieus Hauptzweck gewesen, die Habsburgische Macht in Deutschland auf ihr reichsgesetzliches Ansehen zurückzuführen, so galt es nun die schwierigere Aufgabe, das Mittel für jenen Zweck selbst — die schwedische Intervention — so zu modificiren, daß Schweden seinerseits nicht die Frankreich gefährliche Uebermacht im Reich gewönne, welche eben hauptsächlich zerstört werden sollte. Wir sind daher überzeugt, daß es französische Insinuationen waren [2]), durch welche Gustav Adolf wider Oxenstjerna's Rath bewogen ward, nach der Schlacht bei Leipzig an den Rhein und nicht sofort gegen Wien zu marschiren. Denn durch diese schwedische Diversion konnte wesentlich nur Frankreich gewinnen. Charnacé hatte den Ausdruck der „Protection" von Seiten Frankreichs gegen Schweden in den Bärwalder Traktat einzurücken vergeblich versucht. Ebenso folgte die Liga mehr päbstlichen, wie französischen Einflüssen. Der schwedische Feldzug an den Rhein ließ nun factisch Gustav Adolf unter französischer Protection erscheinen und hoffen, daß sich, durch die Schweden in eigenen Landen bedrängt,

1) Bei Montmorency's Hinrichtung äußerte der spanische Minister Olivarez: dies sei der kühnste Streich Richelieus, denn er müsse ja wissen, daß Könige sterblich wären, eine Beleidigung aber unsterblich. Als diese Aeußerung Richelieu hinterbracht wurde, erwiederte dieser kalt: Olivarez spreche wie ein Mann, der sich noch nicht selbst vergessen habe, um sich ganz dem Staat und seinem Herrn zu opfern.

2) Röse in der Biographie Herzog Bernhard von Weimar schreibt den Herzögen Wilhelm und Bernhard von Weimar einen starken Einfluß auf Gustav Adolfs Entschluß zu. I, S. 156. Aber eben Herzog Wilhelm war ganz für das französische Interesse gewonnen. Er sprach sogar davon, dem König Ludwig die Kaiserkrone zu verschaffen und Feuquières, welcher 1633 nach Deutschland kam, fand an diesem prince fort courtois einen eifrigen Anhänger von Frankreich.

die Liga ganz unter französischen Schutz flüchten würde. Der Kurfürst von Trier, Philipp Christoph von Sötern, räumte auch schon den Franzosen Ehrenbreitstein, Coblenz, Oberwesel und Boppart, aus Furcht vor den Schweden. Deutet nicht auch das spätere militairische Festhalten Bernhards von Weimar durch französischen Einfluß in den Rheinlanden und Gustav Adolfs Zug dahin auf einen und denselben politischen Gedanken, auf eine und dieselbe diplomatische Quelle hin? Allerdings erklärte sich schon Gustav Adolf in seiner „Resolution" an den König von Dänemark (d. 10. Mai 1625) dahin, „daß man die Katholiken in ihren eigenen Nestern angreifen „müsse," aber als er nun das Wie erörtert, so findet sich keiner von den vier Wegen, die er dazu angiebt, demjenigen entsprechend, welchem er nach der Leipziger Schlacht Folge leistet. Im Gegentheil bemerkte er selbst ausdrücklich: „der zweite Weg ist an der Elbe hinauf durch Sachsen nach Böhmen [1])."

Genug, durch Gustav Adolfs rheinischen Zug ward der Kaiser erhalten und abermals wie durch den Ulmer Frieden in der äußersten Bedrängniß gerettet. In der Schwächung, nicht in der Zertrümmerung der Habsburgischen deutschen Macht ruhte Frankreichs wesentliches Interesse.

Jedoch nicht blos mit seinen ununterbrochenen Verbindungen mit Gustav Adolf und der Liga begnügte sich der Cardinal Richelieu. Denn wenn auch nicht gleich bei Gustav Adolfs Auftreten in Deutschland, so doch bald nach dem Treffen am Lech finden wir französischen Einfluß an dem kursächsischen Hof in Dresden, trotz dem, daß der Hofprediger Hoe von Hoenegg in kaiserlichem Solde stand. Die jungen Prinzen, ihr Hofmeister Hr. von Einsiedel, ein Hr. von

1) Gejer Gesch. v. Schewden III, 140.

Miltitz, der General Arnheim u. a. m. bildeten einen einflußreichen französischen Anhang, welchen Feuquières, der von Heilbronn nach Dresden sich übersiedelte, leitete und überwachte. Durch die dritte conciliatorische Parthei, welche Johann Georg im Reich und in dem furchtbaren Kriege wiederholt zu stiften suchte, hielt sich Richelieu lange die Möglichkeit einer Verbindung mit dem Kaiser gegen Schweden offen und in der That benutzte er diese Stellung so gut, daß Oxenstjerna ihm im September 1634 auf die Drohung, daß sich Frankreich mit jener Parthei verbinden würde, Philippsburg nebst siebzehn Städten im Elsaß übergeben ließ.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen trat endlich Frankreich selbstthätig dem Heilbronner Bunde bei und erklärte Spanien den Krieg, während nun Johann Georg seinerseits den Prager Frieden abschloß und Arnheim den sächsischen Dienst verließ. Sehr bezeichnend für die Kriegstheilnahme, welche das Cabinet der Tuilerien beabsichtigte, ist schon die Clausel des mit Dr. Löffler und Streuf (im Auftrag des Heilbronner Bundes) abgeschlossenen Vertrags, daß die französischen Heere nicht auf dem rechten Rheinufer agiren sollten. Und nur wider Willen Richelieu's [1]) bewirkte der Herzog Bernhard den Uebergang auf das rechte Rheinufer bei Rheinfelden. Diesen Ansichten blieb Richelieu und nach dessen Tode Mazarin getreu. Weder Guébriant, noch Turenne, noch Enghien durften zu einer entscheidenden Schlacht und Wendung des Kriegs thätig mitwirken.

Die Frage ist nun: bezweckte Richelieu eine territoriale Vergrößerung Frankreichs auf Unkosten des deutschen Reichs von Anfang an? Wir glauben darauf unumwunden mit Nein antworten zu dürfen.

1) Pfister, Gesch. der Deutschen IV. S. 596.

Richelieu's Politik wollte, wie jede richtige und wohlverstandene, das nächste, möglich und wahrscheinlich zu Erreichende. Meisterhaft berechnete sie alle Möglichkeiten. Doch hatte sie stets das Große, nicht den kleinen Gewinn, die Haupt-, nicht die Nebensache fest und unverrückt im Auge. Sie folgte den Ereignissen und deren Entwickelung mit Klugheit, Scharfsinn und Entschlossenheit. Blos in der Entgegennahme dessen, was die Waffen Anderer erobert hätten, erklärte Richelieu, würde der König sein Reich ausdehnen können. Er setzte nichts phantasiereich voraus, was nicht die Personen und Thatsachen bestätigten und begründeten, er übereilte sich daher nie und überschritt in keinem Augenblick das Maß seiner politischen Kräfte. Daher hat seine hohe Politik unendlich mehr, als sie damals vollbrachte, vorbereitet. Ihre Frucht war, wie Johannes von Müller ganz wahr bemerkt, der westphälische Frieden. Durch denselben (doch nicht durch diesen allein) greift ihre Wirkung bis zu den neuesten Zeiten hinab. Aber es darf auch nicht übersehen werden, daß eben diese aus Frankreichs Centralstellung und aus Frankreichs fortwährendem Rapport zu allen peripherisch gestellten Staaten natürlich hervorgegangene und auf diesem Wechselverhältniß richtig basirte, deshalb nach Innen wie nach Außen gleich starke Politik um so eher dem allergefährlichsten Mißbrauch unterworfen blieb, als selbst der Cardinal Richelieu Frankreichs Centralstellung immer nur in politischer und nie in rechtlicher Beziehung aufgefaßt und verstanden, daher stets mit Gleichgültigkeit betrachtet hatte, ob der Erfolg der Kunst und der Gewalt, oder dem Recht und der Gerechtigkeit entsprungen gewesen. Ihm, wie allen seinen Nachfolgern genügte vielmehr vollkommen der bloße Erfolg, obschon alles solcherweise Errungene sofort wieder sehr zweifelhaft wurde, sobald es nicht mehr die reelle Uebermacht zu garantiren vermochte. Ueberhaupt war der innerste Geist

der Richelieuschen Politik ein herrschsüchtiger, niederwerfender, absoluter, antik-römischer. Aber dieser gewaltige Geist war gebunden theils durch eine fast ängstliche Vorsicht und Rücksichtsnahme oft auf die allerkleinsten Details, theils durch die Bewegungen der Hugenotten und der conspirirenden Hoffactionen in Frankreich, so wie durch die thatsächliche Präponderanz der spanisch-österreichischen Habsburge. Durch dieses Maßnehmen aber, d. h. durch das bedingte Vermögen, was sie eigentlich rücksichtslos im Endziel wollte, war Richelieu's Politik für das Abendland, für das europäische Staatensystem und, wir setzen ohne Rückhalt hinzu, auch für Deutschland von heilsamen Folgen. Daß freilich Deutschland mit durch sie das Elsaß verlor, daß es mit durch sie im westphälischen Frieden sich gedrungen sah, die französische Garantie desselben annehmen zu müssen, daß sich mit von ihr die Hinneigung vieler deutscher Regenten und Regierungen zu Frankreich herdatirt, dieses wie viele spätere, daraus hervorgegangene große Noth des deutschen Reichs, ist jener Politik ohne Zweifel zuzuschreiben. Allein nicht sie war die wesentliche und einzige Ursache zu solcher misère, zu solchen zärtlichen Aufmerksamkeiten für den Feind, zu solchen bedenklichen Concessionen und Verlusten; sie half nur mittelbar zu dieser Verkümmerniß des deutschen Reiches bei und nach. Der Hauptgrund war in jener religiösen Bewegung, in jener geistigen Zertheilung der germanischen Nation zu suchen, welche man „die Reformation" zu benennen pflegt.

Zuerst ward Frankreich von Maximilian von Bayern (Mai 1632) das Recht der Besetzung des linken Rheinufers von Coblenz bis Constanz zugestanden worden, dann hatte der Heilbronner Bund Frankreich (Nov. 1634) das Besatzungsrecht aller Städte auf dem rechten Rheinufer von Breisach bis Constanz, so wie das ganze Elsaß angetragen und provisorisch bewilligt. Denn über „die

Zurückgabe" der Einen und des Andern sollte der künftige Frieden entscheiden. Das Elsaß war auch von Oxenstjerna den Franzosen überlassen worden und dem Elsaß sollte noch für Frankreich (nach den geheimen Instructionen des Canzlers) das Kurfürstenthum Mainz hinzugefügt werden. Endlich sollte nach Herzog Bernhard's Absicht das Elsaß zwar bei dem deutschen Reich und ihm verbleiben, Frankreich dagegen durch Hochburgund für seine Kriegskosten entschädigt werden. Als er aber starb — „für Frankreich unerwarteter als für die Kaiserlichen[1])" — hatte er factisch für Frankreich das Elsaß von Oesterreich und dem deutschen Reich erobert.

Zweifeln wir nun keineswegs daran, daß Richelieu die spanisch-österreichische Länder-Kette, welche sich um Frankreich hinzog, längst zu sprengen und durch eine Gebietserwerbung zu unterbrechen wünschte, da solches im Interesse Frankreichs lag (vertragsmäßig begab sich Colmar unter französischen Schutz, und durch Kauf wollte Richelieu die Grafschaft Mömpelgard von Würtemberg für den Prinzen Condé erwerben), so scheint uns doch, daß der Cardinal eine Eroberung unmittelbarer Reichslande bis zum Jahr 1635 überhaupt nicht für räthlich und nur den Besitz einiger festen Punkte am Rhein als letzten Kampfpreis angesehen habe[2]). Denn er stipulirt im Bärwalder Vertrag ausdrücklich, daß sich Gustav Adolf nach den Reichsgesetzen zu richten habe und er wacht mit Eifersucht darüber, daß weder Gustav Adolf, noch der schwedische Legat,

1) Pfister a. a. O. IV, S. 602.

2) Schon 1633 äußerte Richelieu dem König: „der Krieg in Deutschland und Holland muß unterhalten werden, koste er was es wolle, aber so lange als möglich nur durch Geld. Unterdessen soll man als Preis dieser Unterstützung die festen Plätze am Rhein zu bekommen suchen. Dadurch hätte der König den Fuß in Straßburg, der Franche-Comté, in Luxemburg, könne Lothringen zügeln und den Feind abhalten, sich in die französischen Angelegenheiten zu mischen. Geijer Gesch. Schwedens III, S. 299, 300.

noch Bernhard hinsichtlich der lateinischen Religionsübung im Reich etwas ändere. Er überläßt im geheimen Vertrag zu St. Germain en Laye dem Herzog Bernhard nur die Landgrafschaft Elsaß und die Vogtei Hagenau, Besitzungen, deren erste Oesterreich (1096) geerbt, die andere aber (1507) erobert hatte, welche also dem deutschen Reich nicht unmittelbar zugehörten. Dagegen läßt er sich vertragsmäßig von Trier das Besatzungsrecht in Ehrenbreitstein und die schwedische Eroberung von Philippsburg durch Oxenstjerna abtreten. Und als er die Einnahme des österreichischen Breisachs hört, verkündigt er triumphirend diese Nachricht sogleich dem sterbenden Pater Joseph! Denn welchen hohen Werth er auf feste Plätze legte, hatte er bei La Rochelle und Pignerol bewiesen.

Den Grund dieser besonderen Rücksicht, welche Richelieu auf das Reich nahm, so wie der Mäßigung seiner Projekte hinsichtlich Deutschlands erblicken wir in dem wesentlichen Umstand, daß Frankreich und Richelieu's Politik in keinem Moment des langen deutschen Kriegs, nicht einmal nach der unheilvollen Nördlinger Schlacht Herr des Kriegs und seiner Ergebnisse wurde und werden konnte. Die damaligen französischen Truppen standen den spanischen und deutschen in jeder Hinsicht nach, so daß sie — selbst dann, als Richelieu thätigen Antheil am Krieg zu nehmen beschloß — nur in Verbindung mit den deutschen Soldaten zu verwenden waren. In dieser Vereinigung und auf deutschem Boden lernten sie zwar den Krieg, wie ihre Hauptleute die Kriegsführung; jedoch Richelieu konnte seine Plane auf Siege französischer Armeen nicht bauen [1]). Er mußte daher, um Erfolge zu erringen und einen großen Einfluß auf die abendländischen und zumal auf die deutschen Angelegenheiten zu behaupten,

[1]) Er schildert den Zustand der französischen Armeen selbst als einen sehr kläglichen und herabgekommenen. **Mémoires de Richelieu VIII, p. 422.**

zu der diplomatischen Unterhandlungskunst und zu kluger Verwendung des Geldes seine Zuflucht nehmen. Es ist nicht bekannt, wie hoch die Totalsumme sich belaufen, welche der Cardinal in Subsidien und Pensionen während der letzten zehn Jahre vor seinem Tode für die deutschen Angelegenheiten verwendet hat. Wahrscheinlich aber überstieg sie 20 Millionen Thaler [1]). Indessen, so sehr bedeutend auch diese französische Staatsausgabe war, so legte doch Richelieu nur auf die Unterhandlungen selbst den Nachdruck. In seinem politischen Testament finden wir eine Aeußerung, welche sich auf unsern Gegenstand vorzüglich bezieht. Der Cardinal sagt nämlich: „die „Staaten haben von stets fortdauernden Unterhandlungen so großen „Vortheil, wenn solche mit Klugheit betrieben werden, daß man denselben für nicht möglich halten würde, wenn man ihn nicht aus der „Erfahrung kennen lernte. Diese Wahrheit habe ich erst sechs Jahre, „nachdem ich mich mit politischen Angelegenheiten beschäftigte (also „seit 1630!), eingesehen. Jetzt aber bin ich so innig davon überzeugt, „daß ich kühn zu behaupten wage, daß ein beständiges Unterhandeln, „öffentlich und geheim, an allen Orten, selbst wenn man für den „Augenblick keinen Nutzen und Gewinn davon erhält und derjenige, „den man in Zukunft davon erwarten kann, auch nicht einmal klar „ist, für das Beste des Staats durchaus nothwendig ist. Ich kann „mit Recht behaupten, daß ich zu meiner Zeit habe die Gestalt der „Dinge in Frankreich und in den übrigen christlichen Ländern Europas sich völlig verändern sehen, weil ich im Namen des Königs diesen Grundsatz befolgen ließ [2])." Demohnerachtet errang er mit

1) Dem Herzog Bernhard wurden für 12,000 Fußknechte und 6000 Reuter 4 Millionen Livr., die 1,600,000 Reichsthaler ohngefähr gleichkamen, jährlich von Richelieu bewilligt. Feuquières bot Wallenstein 1 Mill. Livr.

1) Recueil des testaments politiques du Card. de Richelieu, du Duc de Lorraine etc. tom. I. p. 335 edit. Amsterd. 1749.

allen seinen fortwährenden Unterhandlungen wesentlich nur das Sinken der spanisch-österreichischen Präpotenz. Als er starb, sah er die Schweden auf neuer Siegesbahn, die Franzosen aber bedrängt von den Kaiserlichen unter Johann von Werth. Nach seinem Tode wurden auch die Franzosen unter Rosa bei Tuttlingen, unter Turenne bei Mergentheim geschlagen. Selbst der bleibende französische Besitz der Eroberungen Bernhard's, als Aequivalent für Richelieu's so große Ausgaben und Mühen, war daher immer noch sehr zweifelhaft.

Im Jahr 1632 erschien in Paris des königl. Raths Cassan famöse „Untersuchung der Rechte des Königs und der französischen Krone [1])" auf fremde Ländergebiete. Diese Schrift ward von dem Verfasser dem Cardinal Richelieu gewidmet, „weil sich in dessen Händen die Mittel befänden, die Ansprüche geltend zu machen, welche die Gerechtigkeit Ludwig XIII. auf so viele usurpirte Scepter gäbe." Demgemäß vindicirte Cassan der Krone Frankreich die Herrschaft von Castilien, Aragonien, Portugal, Navarra, Sicilien, Neapel, das Exarchat, Mailand, Savoyen, Piemont, Sardinien, Lothringen und Bar, das deutsche Reich und die Stadt Orange! — Daß der Cardinal Richelieu solcher Thorheit keinen Glauben schenkte, auch nicht den entferntesten, wird Jeder zugestehen, welcher die Briefe und das Testament desselben selbst blos flüchtig gelesen. Nichtsdestoweniger enthält jene Schrift folgende Bemerkung: „Es giebt in dem Schatz „von Frankreich acht und vierzig Verträge zwischen den französischen „Königen und den Kurfürsten und andern deutschen Fürsten diesseits

---

1) Der ganze Titel der Schrift ist: la recherche des droits du roi et de la couronne de France sur les royaumes, duches, comtes, villes et pays occupes par les princes estrangeres, appartenans aux rois tres chrestiens, par conquestes, successions, achapts, donations et autres titres legitimes. Ensemble de leurs droits sur l'empire et des devoirs et hommages deubs a leur couronne par divers princes estrangeres. Par M. Jacques de Cassan. A Paris 1632, 4.

„und jenseits des Rheins, worin sie sich als französische Vasallen „bezeichnen, indem sie sich verpflichten, dem König gegen Jeder„mann mit Ausnahme des Kaisers dienen zu wollen," eine Bemerkung, welche bei Cassan eine Kenntniß des französischen Staatsarchivs voraussetzen läßt, die ihm nur mit Richelieu's Erlaubniß zu Theil geworden sein konnte. Cassan's Schrift war offenbar zunächst auf das französische Volk berechnet, um bei demselben Frankreichs Anstrengungen und die Art der Theilnahme des französischen Cabinets in dem deutschen Krieg populär zu machen. Sie fand auch in Frankreich den ungetheiltesten allgemeinen Beifall, wie die vielen Ausgaben derselben bewiesen haben.

Richelieu war nothgedrungen im Laufe des Kriegs aus einem Defensiv- in ein Offensivsystem übergegangen. Andern Theils hatte Ferdinand **III.** zu verfassungsmäßigen Formen seine Haus-Politik zurückgelenkt. Nichts konnte Richelieu so unwillkommen sein, wie diese neue Richtung des Wiener Hofs. Alle seine jahrelangen Anstrengungen, einen bleibenden politischen Einfluß von Frankreich in einem Uebergewicht des Kurfürsten- und Fürsten-Collegiums zu begründen, schienen dadurch verloren zu gehen. In diesem Augenblick aber erschien zu Stettin und Hamburg die bekannte Schrift des Boguslaw von Chemnitz [1]): **de ratione status in Imperio nostro romano-germanico, 1640.**

Diese Schrift war in Geheimniß gehüllt. Wer sie veranlaßt, wer sie geschrieben, man wußte es nicht. Bald ward sie dem schwedischen Hof, bald der Union zugerechnet. An Frankreich ward nicht gedacht. Doch nützte sie Richelieu's Planen am meisten. Daß die überaus prächtige „Römischer kaiserlicher Majestät Machtvollkom-

---

1) Die Familie selbst hatte sich früher deutsch: von Stein geschrieben.

menheit" nur ein einfaches Directorialrecht in Reichssachen, des Kaisers Reservatrechte blos bedeutungslose Prärogative wären, diese Grundsätze, obwohl nicht begründet im Reichsherkommen, hat Hr. von Chemnitz meisterhaft consequent entwickelt. Er selbst gesteht offen zu, kein guter Gesetzforscher zu sein und einen Theil seiner citirten Beweisstellen auf guten Glauben Anderer hin angenommen und angeführt zu haben. Auch finden sich in der That die Reichsgesetze oft falsch allegirt. Aber den eigentlichen Werth seiner Schrift legt er auch nicht in seine Rechtsgelahrtheit (denn mit wahrer Wuth spricht er gegen alle römischen Rechtsgelehrten), sondern in seine Kenntniß „geheimer Unterredungen und Schriften aus dem jetztlaufenden Jahrhundert, ingleichen von andern sonst verborgen gebliebenen bisherigen Vorgängen." „Ich besitze an meinem eigenen Theil," schreibt der Verfasser, „nicht wenig geheime Stücke. Daher wird man Vieles hier antreffen, wovon vorhin überall nicht das geringste bekannt ist." Unter Oxenstjerna's Anleitung und Aufsicht hatte Chemnitz früher den Krieg beschrieben. Unstreitig hatte er aus dieser Verbindung mit dem schwedischen Legaten viele seiner geheimen Nachrichten geschöpft. Aber er berichtet auch aus einer Unterredung des französischen Gesandten mit Carl V., und aus einer gesandtschaftlichen Instruction, welche Franz I. gegeben. Auch äußert er sich mit einer, damals der schwedischen Parthei eben nicht eigenthümlichen Schonung über die Katholischen. Er sagt: „man darf diesem Theil allein nicht alle Schuld beimessen. Die „Protestanten, diejenigen Reichsstände, welche unserer Glaubensfor„mel beipflichten, haben es nicht besser als jene gemacht." Ueberall wo er Frankreichs erwähnt, geschieht solches mit äußerster und wie man sieht, mit wohlüberlegter Vorsicht, allein er geht noch weiter und führt z. B. unter den Beschwerden der Deutschen gegen das

Haus Oesterreich seltsamer Weise auch an, daß Carl V. den Franzosen Mailand genommen (3. Thl. 2. Hptstück.). Die große Rücksicht, welche Chemnitz auf Frankreich und Schweden nimmt, zeigt sich auch darin, daß er, der Intervention dieser Mächte in die deutschen innern Angelegenheiten im ganzen Buch mit keiner Sylbe erwähnt. Doch das Wichtigste und der Hauptgrund, weshalb wir diese Schrift ebenso wie eine im ausdrücklichen Auftrag Richelieu's geschriebene französische Staatsschrift betrachten dürfen, selbst wenn sie solches in ihrem Ursprung wirklich nicht gewesen, ist, daß sie den westphälischen Frieden nicht nur eingeleitet, sondern die Grundsätze sowohl dieses Friedensschlusses, wie des deutschen Reichs Staatsrechts im Allgemeinen anderthalb Jahrhunderte hindurch festgestellt und auf solche Weise eben die Periode der deutschen Geschichte staatsrechtlich beherrscht hat, in welcher der französische politische Einfluß das deutsche Reich unterjochte. Hr. von Chemnitz hat diesen Erfolg seiner Schrift freilich nicht vorausgesehen. Auch im entferntesten nicht gewollt [1]). Eine ächt patriotische Gesinnung blitzt an vielen Stellen seines Buchs glänzend hervor. Das Capitel „von Erhaltung der Eintracht" (2. Thl. 1. Hptstück.) enthält Wahrheiten, die heute noch den Deutschen nicht dringender, ernsthafter und beredtsamer

---

1) Wolfg. Menzels ungerechtes Urtheil über Chemnitz (Gesch. d. Deutsch. cap. 493.) beweist, daß Hr. Menzel nie einen Blick in die Schrift von jenem gethan, sondern völlig ins Blaue hinein verlästert. Er behauptet, die Chemnitzische Schrift sei die undeutscheste, die je geschrieben worden. Freilich hatte Hr. von Chemnitz die Deutschheit nicht gepachtet wie Wolfg. Menzel, jedoch wir bekennen, daß uns die deutsche Gesinnung und die gründliche Kenntniß der deutschen Reichs-Verfassung, welche jener Autor besaß, mehr praktischen Werth zu haben und größere Achtung zu verdienen scheint, wie alle patriotischen Grimassen und Gesichterschneidereien des oberflächlichsten aller deutschen Geschichtscompilatoren. Wie groß auch immer die Fehler und Irrthümer des Hrn. von Chemnitz sein mögen, so hält sich doch die tugendhafte Historie und der politische Scharfsinn des Hrn. Wolfg. Menzels noch weit unter jenen! Ob aus unzeitiger Bescheidenheit oder thatsächlicher Unfähigkeit, mögen die Freunde des Letzteren beurtheilen und entscheiden.

ans Herz gelegt und empfohlen werden können. So äußert er sich auch über die Wahl eines neuen Kaisers (3. Thl. 3. Hptstk. 1. Absch.): „Wir haben uns vor keiner auswärtigen Gewalt im geringsten zu fürchten, wenn wir das Ruder des Reichs einem wür„digen und tüchtigen Regenten in die Hände geben und ihn mit „unsern tapfern Kriegsvölkern unterstützen. Es kommt blos auf „eine Vereinigung der allerseitigen Meinungen und guten Willen in „diesem Stück an, so kann man über jenes vollkommene Sicherheit „und Beruhigung haben." Aber hierzu nirgends einen Rettungsanker in Deutschland erblickend, weiß er endlich keinen Rath, als Hülfe bei den Fremden zu suchen, ihnen die deutschen Rechtszustände zu deuten und Deutschlands Zukunft ihrer Ehre zu empfehlen. Er ruft aus: „der Untergang des Vaterlands ist vor der Thüre; die deut„sche Freiheit steht in Gefahr unfehlbar zu Grunde zu gehen. Der „tiefe Schmerz darüber hat diese Arbeit veranlaßt!" Aber beide, die deutschen Fürsten wie das französische Cabinet, mißverstanden das Buch. Beide nahmen, was Chemnitz nur als Mittel angab, für den Zweck selbst. So blieb den Franzosen der ganze politische Gewinn jener geistreichen Schrift allein.

Neben den Schriften von Cassan und Chemnitz müssen wir noch einer dritten erwähnen. Kaum ein Jahr nach Abschluß des westphälischen Friedens erschien zu Paris eine Schrift des Parlaments-Advokaten Aubigny unter dem Titel: des justes prétentions du Roi sur l'empire. Avec privilege du Roi. Wie die Schrift des Hrn. von Chemnitz den großen Friedensschluß eingeleitet hatte, so war diese Schrift der widerlichste und empörendste Nachhall desselben. Es spricht sich in letzterer ein französischer Uebermuth ohne gleichen aus. Cassan ward durch Aubigny in Absurditäten noch weit überboten. Aber eben deshalb ist diese Schrift uns

bemerkenswerth. Denn in dieser siegestrunkenen Arroganz legt sich die große Ueberraschung der französischen Politik, ob dem, was sie durch jenen Friedensschluß endlich erreicht hat, offen zur Schau aus. Mazarin war wohl Richelieu's Nachfolger, aber trotz unleugbarer eigener Gewandtheit und Scharfsichtigkeit nicht dessen Geistes-Erbe. Lord Montaigu behauptet sogar, daß er Richelieu in allem entgegengesetzt gewesen. Gewiß, daß wie er als Italiener den Stolz der Franzosen beleidigte, er durch Aubigny's Schrift die deutschen Fürsten höchst unklug verletzen ließ. Als diese bittere Klage gegen jene Schrift erhoben, ließ er zwar den Verfasser in die Bastille bringen, bald erhielt aber Aubigny wieder seine Freiheit, und ward von Mazarin reich beschenkt.

Wir haben diese drei Schriften zusammengestellt, weil sie die Uebergänge der französischen Politik sehr gut bezeichnen. 1632, wo noch Gustav Adolf im Sieg und der endliche Ausgang des deutschen Kriegs völlig ungewiß ist, fordert Cassan hauptsächlich Länder der spanisch-habsburgischen Linie. Denn noch im Jahr zuvor hatten die Spanier ein geheimes Einverständniß mit den Hugenotten angeknüpft. Damals hat daher Richelieu höchstens den Erwerb einiger festen Punkte am Rhein neben schwedischen Eroberungen für Frankreich erwartet. Die Franzosen besetzten durch Convention einige Triersche Orte, verloren dieselben aber eben so rasch. Die Schweden hätten ihnen somit die etwaigen rheinischen Acquisitionen längere Zeit hindurch decken und schützen müssen. Während dieser Zeit nun betrachtete das französische Cabinet sehr richtig die Schwächung des österreichischen Hauses im Reich als Hauptzweck des Kampfs, die Eroberung selbst aber, als zweifelhaft und ohne die vorausgegangene Erreichung jenes Zwecks als unhaltbar, für Nebensache. Das Jahr 1635 änderte solches. Aber nicht der Vertrag mit dem

Heilbronner Bund (11. Nov.) war von einer entscheidenden Bedeutung (Prof. Leo verurtheilt Löffler's Namen dafür in unnöthigem Zorn zum Schandpfahl), sondern wesentlich nur der geheime Vertrag mit Herzog Bernhard (Oct.) bewirkte diese Umgestaltung der Verhältnisse und Erwartungen, besonders nach dem Abkommen des schwedischen und französischen Residenten in Straßburg (26. Sept.), in Folge dessen Philippsburg nebst siebzehn elsassischen Städten dem Marschall de la Force übergeben worden waren. Nun erwachten bei Richelieu wirkliche Eroberungsgedanken. Die Möglichkeit war dazu gegeben. Nicht die Erwerbung der linken Rheinufer als französische Grenze, wohl aber die Beherrschung des Rheins, gestützt theils auf den Besitz des Elsaß, Breisachs, Freiburgs und Philippsburgs, theils auf ein unabweisbares Protektorat über die drei niederrheinischen Kur-Erzbisthümer schwebte seinem Blick vor [1]). Daher enthielt auch Richelieu's zu derselben Zeit geschlossenes Bündniß mit den vereinigten Niederländern zugleich einen Theilungstraktat über die spanischen Niederlande. Indessen, um jenes große Ziel zu erreichen, mußte allen Kurfürsten staatsrechtlich ein eigener Willen, das Recht und die Freiheit eigene Bündnisse schließen zu können (das jus pacis et armorum), vindicirt werden. Solches letztere bewirkte die Schrift von Chemnitz. Die definitiven Erfolge aber von seinen großartigen politischen Combinationen erlebte der Cardinal nicht mehr. Der Arzt kündigte ihm an, binnen 24 Stunden sterben zu müssen. Solches schreckte ihn nicht. Er hatte für Frankreichs

---

1) Wenn Oxenstjerna im Juli 1640 in seiner Instruction für Salvius noch bemerkt: „der Krieg, den Schweden führt, ist auf Deutschland und das Haus Oesterreich abgesehen, jener Frankreichs auf Spanien, Italien, Flandern," so war dieses unstreitig nicht wahr. Nur Richelieu's Schlauheit konnte diese Ansicht dem Canzler eingegeben haben, denn der französische Minister dachte damals hauptsächlich an den Rhein.

Ruhm das Seinige gethan [1]). Er starb ruhig mit vollem Bewußtsein. „Großer Mann," rief Peter der Große aus, als er Richelieu's, von Girardon gefertigtes Bild in der Kirche der Sorbonne umarmte, „dir würde ich die Hälfte meiner Staaten gegeben haben, „um die andere Hälfte von dir regieren zu lernen [2])!"

Richelieu's Plan und Zweck gemäß ward der Frieden von Münster von dem Grafen d'Avaux und Abel Servien geschlossen. Kaiser und Reich traten an Frankreich (§. 72—73.) die Oberherrschaft über Pignerol, Metz, Toul, Verdun, Breisach, das Ober- und Unter-Elsaß, den Sundgau und die Landvogtei über die zehn Reichsstädte (Colmar, Hagenau, Weißenburg, Schlettstatt, Landau, Rosheim, Obernheim, Münster im Gregorienthal, Kaisersberg, Türingheim) ab und gestanden (§. 76.) dem König das Recht der Besatzung von Philippsburg zu. Mußten deshalb diese Gebiete und Städte dem Reich für ewig verloren gehen? Sogar Pignerol erhielt später Savoyen (1696) und Breisach und Philippsburg kamen dem Reich auch wieder zurück. Die Festung Straßburg, der wichtigste elsassische Platz war dem Reich geblieben, allen unmittelbaren Reichsständen ward die Reichsfreiheit in jenen abgetretenen Gebieten (mit Aus-

1) Dieses muß selbst Hüllmann zugestehen, der von Richelieu schreibt: „Sehr „viele Namen, befleckt auf mancherlei Art, hat die Geschichte für die Nachwelt „aufzubewahren, darunter ist aber nur ein Richelieu." Dieses Urtheil wird um so seltsamer als jener Verf. schließt: „Was demnach Gustav Adolf gewollt und „**nach Richelieu's Plane gesollt hat,** das ist erreicht worden." — — „der Erfolg hat dann mit sich gebracht, daß die evangelischen unter diesen Fürsten „für sich und ihre Unterthanen auch die vollkommene Freiheit ihrer Bekennung „behauptet haben. Denn mit der staatsrechtlichen Selbstständigkeit wäre auch die „kirchenrechtliche geschmälert, wohl gar unterdrückt worden, was unleugbar eine „Beschränkung der freien Forschung zur Folge gehabt hätte: und um wie vieles Ge„diegene, Unvergängliche wäre dann Deutschland, wäre die Welt ärmer." In Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft I, 3. Heft. Wahrlich ein glänzender Flecken Richelieu's, dazu mit beigewirkt zu haben!

2) Halem's Leben Peters d. Gr. II, 198.

nahme Pignerols und der drei längst französirten Bisthümer) traktatmäßig vorbehalten (§. 87.) und noch ausdrücklich stipulirt, daß in Straßburgs Nähe die Festungswerke von Elsaß-Zabern, Hohenbar, Benfeld und Rheinau, so wie die von Neuenburg geschleift und von Basel bis Philippsburg von Frankreich keine Festung erbaut werden sollte (§. 82.). Diese Stipulationen, welche Graf Trautmannsdorf und Dr. Volmar sehr vorsichtig den Cessionen an Frankreich beifügten, ebenso wie die entschiedene Verweigerung des Kaisers, das Elsaß unter dem Titel: als Reichslehen an Frankreich abzutreten (denn dadurch wäre dessen Zurückeroberung nur erschwert worden), deuten offenbar darauf hin, daß man von deutscher und zwar von kaiserlicher Seite durchaus nicht gewillt war, das, was der äußerste Drang der Zeitumstände zu Münster dem Feind preiszugeben gebot, nicht bei einem neuen rechtmäßigen und glücklichen Krieg wider Frankreich von demselben zurück zu fordern. Bot nicht auch schon Ludwig XIV. im spanischen Erbfolgekrieg die Restitution des Elsaß, d. h. die wichtigste französische Eroberung des westphälischen Friedens, mit der Zurückgabe von Straßburg dem Kaiser an?

„Was die Abtretungen (im Frieden zu Münster) an Frankreich anbetrifft," schreibt der verständig und unbefangen urtheilende Bülau [1]), „so waren sie der Form nach Verluste für Oesterreich, im „Wesen aber allerdings Verluste für Deutschland. — — An diesen „Grenzlanden mußte indessen, was keinen Halt, keinen Anlehnungs„punkt hatte, dem mächtigen, geschlossenen Nachbarreiche zufallen;

1) Die Gesch. des europ. Staatensystems I, 491, 492. Wir bedauern aufrichtig, ohne Zweifel mit sehr vielen Verehrern dieses Staatsrechtsgelehrten, daß sich derselbe der Redaktion der deutschen allgemeinen Zeitung unterzogen und einen Namen von so gutem Klang der Fortsetzung eines Journals, das von der deutschen öffentlichen Meinung längst mit Recht gerichtet worden, preisgegeben hat.

„dieses mußte bis zu einem gewissen Punkte vordringen; aber nur „bis zu diesem Punkte, keine Linie weiter in den Bereich begründeter „Staatsmacht. Auch ist Deutschland deshalb nicht schwächer „geworden und der Gegner nicht mächtiger. Ueberhaupt kann „auch der Eifer für die Integrität des Staatsgebiets so übertrieben „werden, daß er aufhört, den Schein der Aufrichtigkeit zu behalten „und den Argwohn erzeugt, er solle nur mit sophistischer Heuchelei „ganz andere Absichten verdecken. Es mag Ehrensache für eine „Nation sein, nicht ihre Brüder wider deren Willen unter auswärtiges „Joch drücken zu lassen. Es ist Pflicht eines Volks, Selbsterhal„tungspflicht, sich nicht derjenigen Bestandtheile seines Gebiets berau„ben zu lassen, mit denen seine wichtigsten Interessen, seine politische „Macht, seine Unabhängigkeit selbst im nächsten Zusammenhange „stehen, deren Besitz in fremden Händen dies Alles gefährden müßte. „Aber daß eine Nation sich obstiniren sollte, unbedingt nichts von „dem, was der zufällige Gang der verflossenen Jahrhunderte ihr „gelassen hat, in fremden Besitz gelangen zu lassen, daß sie lieber sich „den äußersten Unfällen aussetzen, lieber im Innern jeden Zwang, „jede Entbehrung, jede Ungerechtigkeit dulden sollte; das hieße der „Politik vernünftiger Interessen entsagen und dafür einer Richtung „folgen, die an kindischen Eigensinn grenzt.“ Stimmen wir auch nicht mit allen diesen Ansichten des Professors der practischen Philosophie überein, da wir den Verlust des Elsaß an sich für einen sehr wesentlichen deutschen Verlust ansehen, so sind wir doch davon ebenfalls lebhaft überzeugt, daß für das damalige deutsche Reich und dessen innere Zustände der Verlust des Elsaß nicht mehr die große politische und nationale Bedeutung besaß und haben konnte, welche er in früheren Verhältnissen, wo das herzinnigste deutsche Reichs- und Volks-Leben an den Rheinufern pulsirte, in sich getragen

haben würde. Bei der damaligen Lage der Dinge war daher jene Abtretung nur das Aufgeben einer Grenz-Provinz, über deren bleibenden Verlust die künftigen Kriege erst entscheiden sollten und mußten. Das was aber der französischen Acquisition des Elsaß schon damals eine erhöhtere politische Wichtigkeit gab und weshalb jene Erwerbung Frankreich relativ stärker machte, das lag in der von Spanien anerkannten Selbstständigkeit und Souverainetät der Generalstaaten so wie in der Anerkenntniß der Unabhängigkeit der Schweiz von dem Reich [1]). Und als endlich der pyrenäische Frieden den Herzog von Lothringen von Frankreich fast ganz abhängig machte (Art. 62—69.) und der Pariser Tractat zwischen Frankreich und Lothringen (1661) diese Souverainetät in noch drückenderen Schranken für letzteres feststellte, da erwies sich erst klar und gewiß, daß Frankreich in dem Elsaß politisch weit mehr als dessen Gebiet gewonnen hatte.

„Aus den französischen Conqueten durch den Münsterischen und Pyrenäischen Frieden ist zu erkennen,“ schreibt der wackere Joh. Jak. Schmauß, „wie schwach und bloß vor diesen Zeiten Frankreich auf „seinen Grenzen gewesen und wie stark es nach diesem auf denselben „verwahret und befestigt worden.“ Frankreich selbst bezog, hinsichtlich dieser Erwerbungen die Worte der heil. Schrift auf sich: respicite Lilia agri, quomodo crescunt!

Zehn Jahre nach dem Münsterschen Frieden ward der rheinische Bund, ein Vorbild des späteren, geschlossen und zwanzig Jahre nach jenem Friedensschluß stand Frankreich im Aachner Frieden auf der Grenzscheide, wo ihm zum letzten Mal die Wahl zwischen Gewalt

1) Der französische Gesandte in der Schweiz la Barde bemerkte dem Cardinal Mazarin scharfsinnig: que pour fair bien les affaires du roi en Suisse, il fallait d'abord faire celles des Suisses.

und Recht, zwischen despotischer Willkühr oder völkerrechtlicher Vermittelung zwischen dem Streben nach Alleinherrschaft oder der Erhaltung des Föderativsystems in tractatmäßigen Schranken noch offen stand. **Flassan** hat vollkommen Recht: la paix d'Aix-la-Chapelle est remarquable comme le premier acte de cette politique arbitraire, qui apprit à Louis XIV. par un dangereux succès qu' il suffisait d'être fort pour faire valoir les prétentions les moins fondées. Les ministres qui formaient alors son conseil sont coupables de ne pas lui avoir fait entrevoir le vice et le danger d'un pareil système. War von dem Cabinet der Tuilerien das Princip der Gerechtigkeit zuvor auch nicht beachtet und ernst gewürdigt worden, so hatte es doch die Form Rechtens stets festzuhalten gesucht, aber Ludwig XIV. erklärte nun in der ersten Cabinets-Sitzung nach Mazarins Tode seinen Ministern: La face du monde change: j'aurai d'autres principes dans le gouvernement de mon état, dans la régie de mes finances et dans les négociations au déhors que n'avait feu Mr. le Cardinal, vous savez mes volontés, c'est à vous maintenant Messieurs, à les exécuter. Seit diesem Moment überschritt Frankreich seine abendländische Centralstellung methodisch; und unzweifelhaft würde es dieselbe, eben deshalb, schon während des spanischen Erbfolgekriegs völlig an Deutschland verloren haben, wenn letzteres nicht seinerseits verabsäumt hätte, seinen slavischen Nachbarn mit Achtung und Gerechtigkeitsliebe zu begegnen, ein Fluch des Hochmuths, welcher um so schwerer auf Deutschland selbst zurückfiel, als es aller eigenen nationalen Kraft und Einheit baar und ledig war. So mußte denn noch über ein Jahrhundert der Germanismus das romanisch-französische Joch hülflos und gebückt ertragen, bis ihm erst das glorreiche Jahr 1812 endliche gänzliche Erlösung brachte!

Frankreich hatte aber, als es in seine Centralstellung eintrat, nicht blos die deutsche-habsburgische Linie, sondern weit dringender noch die spanisch-italienische dieses Hauses zu bewältigen. Denn die letztere war es, welche jenes, nachdem Carl V. an seinen Sohn Hochburgund und die Niederlande übergeben hatte, auf drei Seiten berührte und die Stiftung einer dritten, englisch-habsburgischen Linie fortwährend projectirte. Von dem ersten Hugenottenkrieg (1562) an, welchen Philipp II. erregte, bis zu dem Jahr 1631, wo sich Spanien zum letzten Mal mit den Hugenotten unter Rohan und Soubise verband, hatte es die innern Unruhen in Frankreich systematisch genährt. Nach Heinrich's III. Tode (1590) ward Philipp II. sogar zum Protector Frankreichs angenommen und hatte in der Versammlung der französischen Stände zu Paris denselben seine Tochter Isabella Clara Eugenia als die thronerbende Königin von Frankreich nebst ihrem Gemahl dem österreichischen Erzherzog Ernst präsentiren lassen. Genau dieselben Maximen hatte das Madrider Cabinet wider Frankreich angewendet, welche später letzteres wider Deutschland befolgte. Längst schon bezogen die spanischen Gesandten ihre gastos secretos, und zettelten mit diesen geheimen Ausgaben Verschwörungen und Intriguen aller Art an. Heinrich IV. sah sich deshalb genöthigt, die gesandtschaftlichen Vorrechte dem spanischen Gesandten Balthas. Zuniga genauer zu definiren und in Folge dessen auch aufs äußerste zu beschränken. Und unter diesem König gelang es einem Villeroi, Sully, Jeannin, Sillery, Puysieux den spanischen Einfluß in Frankreich zu entkräften, wie endlich denselben Richelieu, Vieuville, Mazarin, Chavigny, Lionne in dem abendländischen Staatensystem völlig neutralisirten. Die Verhältnisse hatten sich gewendet. Nun ließ Richelieu durch Duplessis-Besançon den Aufstand der Catalonier pour l'établissement d'une république bewirken und ebenso

durch Saint-Pé den Abfall Portugals von Spanien machen. Mazarin ging hierauf noch weiter, indem er gegen Catalonien und Roussillon die spanischen Niederlande im Austausch und die französische Erbfolge in Spanien durch eine Vermählung eventuell zu erhalten strebte. Denn „die Acquisition der Niederlande," wie er an den Grafen d'Avaux nach Münster (12. Jan. 1646) schreibt, „würde zu einer unüberwindlichen Vormauer von Paris „dienen und diese Stadt erst dann das wahre Centrum des „Königreichs sein und recht sicher liegen; auch würde dadurch „die Vereinigung der beiden Habsburgischen Zweige für Frankreich „nicht mehr wesentlich zu befürchten sein, zumal da man späterhin „die Grenzen bis an den Rhein erstrecken wolle[1])." Indessen, Mazarin erlebte nur noch die Vermählung Ludwig's mit der spanischen Infantin Maria Theresia. Seine projektirte niederländische Erwerbung, so wie die langen Verhandlungen darüber zwischen dem Grafen d'Estrades und dem bethörten Raths-Pensionär Johann v. Witt, in denen man sich über Antwerpens Besitz nicht verständigen konnte, mußten endlich der Entscheidung der Waffen anheim gestellt werden. Und die Niederlande blieben spanisch[2]) bis sie an Oesterreich übergingen. Der hierauf folgende spanische, Erbfolgekrieg riß zwar in seinem Endresultat alle von der Stammmonarchie im Abendland entfernt gelegenen Besitzungen derselben von ihr auf immer los,

1) Négociations secrètes de la paix de Munster et d'Osnabrug à Amsterd. 1733. Vol. III. p. 14.

2) William Temple schreibt aber aus Brüssel (23. März 1668) an den Grafen Arlington: Die Spanier selbst waren Anfangs gesonnen, die ganzen Niederlande an Frankreich gegen ein Aequivalent abzutreten, theils um die großen Kosten für deren Erhaltung zu sparen, theils um sich an Holland zu rächen und dieses der Nachbarschaft Frankreichs bloß zu stellen. Der Marquis von Castel Rodrigo sagte mir einmal als ganz gewiß, daß sich die Mehrzahl im spanischen Staatsrath für diese Abtretung erklärt hätte und daß er selbst diese Meinung beinahe getheilt habe." Lettres du Cheval. Guil. Temple. tom. I. p. 307.

jedoch blieb die politische Berechnung, welche Ludwig XIV. mit einer Uebertragung seiner Dynastie auf den spanischen Thron verknüpft hatte, unerfüllt, und selbst der viel später geschlossene Familien-Pakt vermochte nicht ein entscheidendes politisches Ergebniß im abendländischen Staatensystem für Frankreich festzustellen. Frankreich hatte einmal die riesenhafte Macht Spaniens zerstört. Solches Unglück des Gegners trug es aber auf sich über, als es, siegesberauscht das Escurial zu einem französischen Pachthof machen wollte.

Ueber sechzig Jahre hatte Italien der Ruhe genossen. Mailand war wie Neapel und Sicilien eine spanische Provinz geworden. Da griff Spanien weiter nach dem Valtelin, während Oesterreich auf der deutschen Seite die Alpenpässe desselben besetzen ließ. Durch Vergleich ward hierauf Valtelin päbstlichen Truppen übergeben. Aber Richelieu ließ letztere verjagen, offenbar nur aus Mißtrauen gegen Spanien. Vous laisserez le souvenir d'un cardinal d'enfer, sagte der spanische Gesandte im Zorn darüber zu Richelieu. Dieser antwortete: je suis prêtre, cardinal et bon catholique, mais je suis aussi ministre du souverain de cet état et comme tel je ne dois ni ne puis me proposer d'autre but que sa grandeur. Der Frieden von Monzon verglich plötzlich diese Valtelinschen Händel. Aber zwei Jahre darauf entstanden die Streitigkeiten über die Mantuanische Erbfolge. Urban VIII. forderte Richelieu dringend auf, ein Heer nach Italien zu senden. „Diese Unternehmung sei ebenso gottgefällig wie die Belagerung des Hauptbollwerks der Hugenotten [1]." Der deshalb begonnene Krieg wurde ganz nach Richelieu's Wunsch beendigt. Der Herzog von Nevers ward mit Mantua und Montferrat belehnt und Spaniens Uebergewicht in Italien war vernichtet. Frankreich gewann an allen italienischen Höfen einen steigenden Einfluß.

1) Ranke die röm. Päbste u. s. w. II, 547.

Es ist hier wohl der Ort, Frankreichs eigenthümliches kirchliches Verhältniß zum römisch-päbstlichen Hof näher ins Auge zu fassen. Was kein römisch-deutscher Kaiser, begürtet mit dem Schwerte **Caroli Magni** und umsponnen mit der ganzen geheimnißvollen Pracht des **imperium mundi** gewagt hatte, das vollbrachte Philipp der Schöne mit dem leichten ruhigen Muth, welchen nur die Ueberzeugung unzweifelhaften Sieges verleiht. Er ließ rücksichtslos den Legat des Pabstes wegen Hochverraths verhaften. Hierauf jene unanständige Correspondenz zwischen Bonifaz **VIII.** und dem König, in welcher Philipp alle harten, beleidigenden und erniedrigenden Ausdrücke gegen Rom förmlich ausgesucht zu haben scheint. Der Pabst wurde nun milder. Er ernannte Ludwig **IX.** zum Heiligen. Aber dieser Waffenstillstand war kurz. Philipp ließ die Bulle: **Ausculta fili carissime** vor versammeltem galonnirtem Hofstaat verbrennen. Der französische Adel und die Städte, die Universitäten von Paris und Toulouse, selbst viele Prälaten erklärten sich in den heftigsten Anklagen gegen Bonifaz und die Curie. Endlich erfolgten die groben unmittelbaren Faustschläge des Canzlers von Frankreich, Wilhelm Nogaret's und Sr. Eminenz des Cardinals der lateinischen Kirche, Sciarra Colonna's auf die Tiara und die irdische Person Sr. Heiligkeit. Bonifazius starb in Raserei. Der Nimbus des Pabstthums war zerplatzt, das doppelte Schwert St. Petri schartig, der omnipotente Binde-Schlüssel päbstlicher Statthalterei seltsam verdreht worden.

— — Welch böser Teufel
Schob mir dieß Hauptgeheimniß ins Packet,
Das ich dem König gab? Kein Weg zur Heilung? — — —
Ich stand auf meiner Größe höchster Sprosse
Und von der Mittagslinie meines Ruhms
Eil' ich zum Niedergang. Ich werde fallen

Wie in der Nacht ein glänzend Dunstgebild
Und niemand mehr mich sehn. —

Wolsey im Heinrich VIII.

An jene durch Frankreich bewirkte Niederlage des Pabstthums reihte sich des letztern sogenanntes „Babylonisches Exil." Zwei und siebenzig Jahre hindurch waren die Päbste französische Gefangene. Als solche thaten sie nun selbst das Aeußerste, um das Pabstthum zu ruiniren. Denn als französische Gefangene begannen und führten sie den zweifelhaften Streit mit Ludwig dem Baier; als solche vernichteten sie die Templer und würden auch andere Orden vernichtet haben, wenn ihnen dasselbe der französische Hofton anbefohlen hätte; als solche machten sie gefügig die kirchliche Excommunication zu einer politischen Brand-Rakete des französischen Cabinets; als solche wiederholten sie in päbstlichen Bullen zum bittersten Hohn der deutschen und in ebenso starker Ironie ihrer Macht und Würde, „daß der Pabst des Kaisers Herr sei;" als solche gaben sie die erste Veranlassung zu einer Multiplication des ausschließlichen Primats St. Petri, welche — es thut uns leid zugestehen zu müssen — für die lateinische Kirchendoctrin und deren Unfehlbarkeit etwas verdrießlich geblieben ist bis auf den heutigen Tag; als solche endlich vergüldeten sie den päbstlichen Stuhl von oben bis unten dick mit dem Schmuzgold der Simonie!

Hätte daher nicht schon Ludwig IX. durch seine pragmatische Sanction (1269) den Grund zur gallikanischen Kirchenfreiheit gelegt, so hätte das Exil der Päbste in Frankreich dieselbe doch begründen müssen. Denn es ist nicht wohl denkbar, daß ein solches lehrreich beflecktes Beispiel vor Augen, wie die Päbste und ihre Cardinäle zu Avignon gaben, für Frankreich je verloren gehen konnte. So geschah es denn auch, daß auf dem Concilium zu Pisa Gerson, der Canzler

der Universität Paris, den katholischen Satz glänzend vertheidigen konnte: „daß die Kirche kraft der Einsetzung Christi selbstständig sei, ohne Pabst.“ Das Concilium (22 Cardinäle, 200 Bischöfe, 300 Aebte, 120 Magistri der Theologie und 300 Doctoren des canonischen Rechts) bestätigte und confirmirte Gerson's Thesis. Diesem Concilium folgten die beiden anderen zu Constanz und Basel. Ihre Decrete nahm Frankreich, soweit sie zur Selbstständigkeit der gallikanischen Kirche dienten, durch die pragmatische Sanction des Concils zu Bourges, auf dem der Erzbischof von Tours den Geist des Constanzer Conciliums mit heiligem Feuer verfocht (1438) an. Mit Ludwig XII. erbte dann wiederum ein unversöhnlicher Gegner des Pabstthums den französischen Thron. Ludwig ließ eine Münze schlagen mit der Aufschrift: perdam Babylonis nomen. Nach der Forderung des Nationalconcils zu Tours (1510) eröffnete er ein Concilium zu Pisa, welches frei und kühn Julius II. den Prozeß machte. Allein sein Nachfolger, Franz I., ließ sich durch den Canzler du Prat zur Aufhebung der pragmatischen Sanktion und zum Abschluß eines Concordats mit Rom bewegen [1]). Das Parlament und die Universität widerstanden beidem beharrlich. Allein vergeblich. Nichtsdestoweniger war es nur theilweis die Curie, welche bei dieser Verkümmerung der gallikanischen Kirchenfreiheit gewann. Denn durch dieses Concordat wurde allmälig (weil die gallikanische Kirche sich doch trotz des Freundschafts-Bündnisses zwischen Herodes und Pilatus behauptete) jener Klerus geschaffen, welchen Mignet

1) Wie schon Carl VII. 1424 durch List bewogen war, das mit Martin V. geschlossene Concordat anzunehmen, so auch Franz I. Du Prat, welcher für seine schlechte Helferschaft Cardinal geworden war, wollte auch Pabst werden. Aber auf dem Sterbelager erklärte der König seinem Sohne: „seine Uebereinkunft mit Rom sei die Sünde, worüber ihm sein Gewissen nun die stärksten Vorwürfe mache.“ (Gaillard hist. de François I. t. IV. p. 60.)

die „königlich-französische Geistlichkeit" nennt. Und dieses Concordat begründete jene kirchlichen Zustände in Frankreich, von welchen Fénélon klagte: „daß der König de facto das Oberhaupt der Kirche von Frankreich geworden sei," und von denen Fleury bemerkte, „daß der König unter dem Titel der Regale die Rechte des „Episcopats weit freier ausübe, als solches nur irgend ein Bischof „zu thun vermöchte. Er besäße hierin alle usurpirte Gewalt des „Pabstes. Weltliche Gerichte sprächen über Scheidungen von Tisch „und Bett, über Benefizial- und Zehntensachen, über die persönlichen „Streitigkeiten der Priester und mischten sich in die Austheilung der „Sacramente. Die Appellationen ab abusu vernichteten jede geist-„liche Gerichtsbarkeit [1]) u. s. w." Daher nannte auch der Erzbischof von Aix das Concordat la ruine de l'église Gallicane, la pepinière de differens genres de Simonie, l'extirpation de la science, de la vertu, de la piété, la peste du royaume. Aber die Bulle Leo's X. triumphirte über dieses Concordat um desto lauter und unmäßiger, und ebenso „bewunderungswürdig" fand dasselbe der Jesuit Longueval! Seitdem schrieben sich auch die Bischöfe „von des apostolischen Stuhles Gnaden."

— „Ich ward zu nichts geboren als zu meinem Offiziers-„patente," sagte Oncle Toby und fing an sein Lillabullero mit größerem Eifer als gewöhnlich, doch diesmal nicht in ganz reinem Tone, zu peifen.

„Das ist eine fromme Auslegung, aber keine philoso-„phische, rief mein Vater; es ist mehr Religion als „gesunder Verstand in ihr."

Unter Richelieu's Ministerium wurde jedoch der wahre Ruhm der französischen Kirche gegründet, wie Raumer [2]) bemerkt, und eine in jeder Beziehung treffliche Geistlichkeit gebildet.

1) Discours sur les libertés de l'église Gall. p. 97.
2) Geschichte Europas VI. S. 169.

Zwar hatte der Cardinal von Lothringen ohne königliche Ermächtigung in Abwesenheit der königlichen Gesandten [1]) die Beschlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung mitunterschrieben, aber die Annahme derselben fand unter den Regierungen Carl's **IX.**, Heinrich's **III.** und **IV.** von Seiten der Parlamente und des tiers-état [2]) so entschiedenen und standhaften Widerspruch, daß dieselbe unterbleiben mußte. Der König verweigerte daher auch seine Zustimmung [3]) und die französische Politik machte es sich von dieser Zeit an zur Aufgabe, zwar eine Verbindung mit Rom zu erhalten,

---

1) Der französische Gesandte Ferrier hatte von Venedig aus die Unterzeichnung der tridentinischen Beschlüsse dringend widerrathen, damit daraus eine unbedingte Annahme derselben nicht gefolgert werden könne.

2) In den Generalstaaten von 1614 hatte die Kammer der Geistlichkeit den König um Promulgation der Beschlüsse des tridentiner Concils gebeten. Sogleich wurde in vielen Schriften über eine Schmälerung der gallicanischen Freiheiten durch diese Synode, so wie auch über gekränkte Majestätsrechte geklagt. Selbst die Universität begehrte, daß der König von jedem Kleriker einen Obedienz-Eid verlangen solle. Besonders aber redigirte die Kammer des tiers-état ein cahier général in dessen 1. Art. es hieß: **Que pour arrêter le cours de la pernicieuse doctrine qui s'introduit depuis quelques années contre les rois et puissances souveraines établies de Dieu par esprits séditieux, qui ne tendent qu' à les troubler et subvertir, le Roi sera supplié de faire arrêter en l'assemblée de ses états pour loi fondamentale du royaume qui soit inviolable et notoire à tous, que, comme il est reconnu souverain en Son état, ne tenant sa couronne que de Dieu seul il n'y a puissance en terre quelle qu' elle soit, spirituelle ou temporelle qui ait aucun droit sur Son royaume pour en priver les personnes sacrées de nos Rois ni dispenser ou absoudre leurs sujets de la fidélité et obéissance qu' ils lui doivent pour quelque cause ou prétexte que ce soit etc. etc.** Hierauf vertheidigte der Cardinal **du Perron** den Klerus, indem er Bedingungen zugab, unter denen ein päbstliches Urtheil zu verstehen und anzunehmen sei. Diese sehr interessanten Verhandlungen finden sich ausführlich im **Archives curieuses de l'histoire de France par Danjou et Cimber. 2. Série tom. I. Paris 1837. p. 7—225.**

3) Viele tridentinische Disciplinarbeschlüsse wurden indessen factisch angenommen. Doch sagte darüber der Cardinal Bandini: „dem Pabst würde die Publication der Beschlüsse von Trient in Frankreich mehr Freude verursachen als ihre Beobachtung ohne dieselbe. **Lettres d'Arnauld Cardinal d'Ossat au Roi ed. Amsterd. 1732. II. p. 387.** Diese Briefe d'Ossat's enthalten überhaupt einen unerschöpflichen köstlichen Schatz für jeden Diplomaten und Publicisten. Sie belehren, wie politische Dinge im politischen Geist zu behandeln sind, meisterhaft!

jedoch ohne deshalb die Freiheiten und Rechte der gallicanischen Kirche jenem Nerus preis zu geben. Letzteres war auch in einem Land, wo ein **Richer**, **du Pin**, **de Marca**, **Bossuet** lehrten, nicht anders möglich. Und die quatuor propositiones cleri gall. und deren defensio stellten endlich ein Verhältniß zwischen Frankreich und Rom fest, welches das spätere Nachgeben des Königs und Klerus (1693) gegen Rom nicht mehr ganz zu annulliren vermochte, und das Leo X. in seiner Bulle ziemlich treffend als „ein offenbares Schisma" in der (lateinisch-päbstlichen) Kirche bezeichnet hatte. „Les titres des papes sont les decretales d'Isidore," sagt der gelehrte Verfasser de l'état d'Eglise et de la puissance legit. du Pontif. Rom., „les notres sont les anciens canons. La cour de Rome n'a-t-elle jamais eu de doute sur la légitimité de son aggrandissement? n'a-t-elle pas entendu s'élever contre elle la voix d'Hincmar, de St. Bernard, de Durand, de Mende, de Gerson, ni les plaintes de toute l'Eglise dans cinq Conciles généraux et dans une infinité de conciles particuliers, ni les griefs de toutes les nations, ni les protestations, les appels au future concile, les menaces mêmes des Empereurs et des Rois? On allegue la coutume. Mais tout usage contraire aux saints Canons est un abus, une corruption et non pas une coutume. On parle de concession. Mais est-il vrai que les evêques ayent jamais cédé à Rome tout ce que Rome a acquis au préjudice de l'ordre épiscopal; et quand cela seroit, les evêques sont ils les maîtres d'aliéner leurs droits? — — Ce n'est pas pour eux-mêmes qu' ils sont evêques; ils ne le sont que pour le peuple; c'est le bien de l'église, que le St. Esprit a eu en vue en les chargeant du gouvernement et en leur en attribuant les pouvoirs [1])." Diese Grundsätze waren freilich der Form nach den

1) T. II. ch. 20. p. 265 sqq.

papistischen diametral entgegengesetzte. Wären sie es auch dem Geist nach gewesen, hätten sie das Pabstthum im katholischen Sinn zur Wiederherstellung des christlich-katholischen Patriarchats im Abendland niederzukämpfen gesucht, so hätte ihnen unfehlbar der entscheidendste Triumph zu Theil werden müssen. So aber blieben sie auf der Hälfte des rechten Weges stehen und es erging ihnen wie Loths Weib, das sich umsah nach Sodom.

Anders war es mit der weltlichen Macht in Frankreich beschaffen. Diese hatte nur das Interesse, jenen politisch-diplomatischen Einfluß von Rom zu erben, den letzteres das Mittel-Alter hindurch im Abendlande besessen und geltend gemacht hatte, so wie den kirchlichen desselben in Frankreich möglichst zu paralysiren, um durch solchen in der innern Verwaltung des Königreichs nirgends behemmt zu werden. Dagegen mußte der französischen Regierung der ungeschwächteste Einfluß Roms auf die andern und zumal in ihren Nachbar-Staaten um so erwünschter sein, so lange nämlich Rom der treuverbundene Alliirte Frankreichs war und blieb. Das zu erreichen und zu wahren, darauf richtete die Politik des französischen Hofs ihre größten Sorgen und Mühen. Aber für diesen Zweck — man muß solches ehrend anerkennen — bediente sie sich nie selbsterniedrigender Mittel. Sie drohte zum öfteren, imponirte fast immer und schreckte bald den Pabst durch die Cardinäle, bald diese durch jenen. Als Heinrich III. über den Bann wegen der Ermordung des Cardinals Guise zaghaft ward, beruhigte ihn Heinrich von Navarra mit den denkwürdigen Worten: **Soyez victorieux de vos ennemis et bientôt l'excommunication sera levée.** Das ward von nun an das Princip, welchem das Cabinet der Tuilerien in seinem Verhältniß zu Rom folgte, und stets mit glücklichem Erfolg. So ward das mühselige Geschäft der Absolution und Ehescheidung Heinrich's IV.

bei dem Pabst, um so schwieriger als ihm Oesterreich alle möglichen Hindernisse in den Weg warf, durch den Cardinal d'Ossat, der nur in dem Charakter als Geschäftsträger der Königin Louise von Vaudemont dasselbe leitete, aber mit einer Kunst und Gewandtheit, die unübertroffen geblieben sind, auf das ehrenvollste beendigt. Ludwig XIV. durfte schon mehr wagen und sogar das empörende Benehmen des Herzogs von Créqui in Rom führte zu dem, den Pabst Alexander VII. tief erniedrigenden Vertrag von Pisa (1664). Wie Oesterreich an die Stelle des Wahl-Kaisers germanischer Nation, so war nun Frankreich an die Stelle des Wahl-Pabsts romanischer Nation getreten.

So lange die spanisch-österreichische Macht Frankreich gegenüber stand, so lange trat und hielt sich England in zweiter Linie zurück. Aus den langen, schweren Kämpfen mit letzterem war endlich Frankreich frei und ungetheilt hervorgegangen. Aber die Erinnerung an diese blutigen Kriege, die scharfen Contraste in dem wechselseitigen Volks-Charakter, eine eingewurzelte Rivalität auf die wichtigsten Gegenstände einer wahren oder eingebildeten National-Größe gerichtet, war als reicher Samen der Zwietracht und des Hasses zwischen beiden Staaten zurückgeblieben. Hierauf stützte unstreitig Ferdinand der Katholische die Hoffnung und den Gedanken, eine immerwährende Verbindung zwischen Spanien, England und den Niederlanden zu Stande zu bringen. Daher eilten auch beide Habsburgischen Linien zugleich, der Thron-Erbin Eduard's VI. von England einen Gemahl ihrer Dynastie anzubieten. Maria und der Pabst entschieden für Philipp II. Nach dessen Ehecontrakt sollten für den Erstgeborenen dieser Ehe die sämmtlichen burgundischen Erblande mit England vereinigt werden und vereinigt bleiben [1]). Aber Elisabeth folgte der

1) Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. V, 395.

Maria und rettete in ihrer Thronbesteigung und durch die Abweisung von Philipp's Ehe-Anträgen Frankreich vor einer englisch-habsburgischen Linie. William Cecil war ein Feind der Franzosen, aber der französische Gesandte Sancy bewies mit einer so überzeugenden Beredtsamkeit, que la sûreté de deux couronnes dépendait de leur union étroite contre un ennemi trés-puissant wie Spanien sei, daß Elisabeth selbst erklärte: qu' elle se garderait bien de contribuer à la ruine de France, parceque le jour de sa chute serait la veille de celle de l'Angleterre [1]). Indessen sollte sich noch einmal für Frankreich die Gefahr einer dynastischen Verbindung zwischen Spanien und England erneuern. Sieben Jahre lang ließ Jacob I. für den Prinzen von Wales um eine spanische Prinzessin werben. Jacob stand mit den Päbsten Clemens VIII., Paul V. und Gregor XV. in vertrauter Verbindung, und letztere zwei begünstigten die beabsichtigte spanisch-englische Vermählung so viel sie konnten. Auch ward schon versucht, die kaiserliche Linie und das von Ferdinand II. geächtete pfälzische Haus [2]) in diese neue projektirte englisch-spanische Verwandtschaft hineinzuziehen und Kaiser Ferdinand scheint auch dazu völlig geneigt gewesen zu sein, indem er alsbald wegen der achten Chur zu Gunsten des pfälzischen Hauses mit Maximilian von Baiern zu unterhandeln begann. Aber die Familienverbindung zwischen Habsburg und Stuart, so große Entwürfe und Erfolge in sich bergend, kam nicht zu Stande; und nicht ohne Schuld Urban's VIII. [3]), der „attischen Biene.“ Denn dieser Pabst ging, nach dem Vertrag von Monzon zwischen Frankreich und Spanien, so weit, diesen Kronen

1) Flassan, II, 189.

2) Der Sohn des geächteten Kurfürsten Friedrich's V. sollte mit einer Tochter Ferdinand's II. vermählt werden. Ranke, die röm. Päbste rc. II, 489.

3) Ranke a. a. O. S. 545.

eine gemeinschaftliche Eroberung Englands in Vorschlag zu bringen. Er wußte sowohl Olivarez wie Richelieu für diesen Plan zu gewinnen und jedenfalls lenkte von diesem Angriff auf England (der noch 1648 zwischen dem französischen und spanischen Cabinet, nach Rochelles Fall, aufs lebhafteste verhandelt war [1]), nur die Aufmerksamkeit ab, welche Frankreich wie der Pabst dem unerwarteten Siegesglück Ferdinand's II. in Deutschland ungetheilt schenken mußten.

Mitten in dem deutschen Krieg aber, an welchem Frankreich thätigen Antheil zu nehmen durch die Umstände gezwungen worden war, und nachdem kaiserliche Schaaren eben erst bis in die Nähe von Paris vorgedrungen waren, ließ Richelieu durch den Grafen d'Estrades eine geheime Verbindung mit den schottischen Unzufriedenen anknüpfen. Hierauf sandte er (1637) seinen aumônier, den Abbé Chambre, nach Edinburgh, um einen Aufstand der Schotten bei Gelegenheit der Einführung der englischen Liturgie vorzubereiten. Seitdem handelten die Puritaner in stetem geheimen Einverständniß mit Frankreich, indem Richelieu hier wie in Deutschland das religiöse Element völlig unbeachtet bei Seite ließ. Zwar gingen die Levellers weiter als das französische Cabinet ahnen und wünschen durfte. Denn wenn dem anfänglichen Feldgeschrei: „keinen Bischof," der Zusatz später gegeben wurde: „keinen König," so konnte diese Entwickelung der schottisch-englischen Zustände für die geheimen französischen Tendenzen keinen Gewinn mehr hoffen lassen. Auch verstand Richelieu wohl am wenigsten den neu geschaffenen Begriff von „Verbrechen gegen die Nation;" und die Talente, welche der Geist der Unabhängigkeit auf die politische Bühne gerufen und mit fortgerissen hatte, den alten Pynn, Hambden, Sanct John, Hollis, Pal-

1) Ranke a. a. O. S. 528.

mer, Ireton, Vane, vor allen aber Cromwell, waren eher geeignet, dem Cardinal, welcher die Macht der Factionen und Partheien aus eigener Erfahrung kannte, Besorgniß als Beruhigung einzuflößen. Nichtsdestoweniger schickte sich nach Richelieu's Tode Mazarin vortrefflich in die Zeit und Verhältnisse. Kaum wagte er den herumirrenden Sohn des unglücklichen Carl in der Verkleidung eines Kammerdieners von Monsieur zu sehen und zu sprechen, und so wie Cromwell eine glänzende Ambassade (den Lord Falcombridge an der Spitze) dem König nach Dünkirchen gesandt hatte, erwiederte Mazarin diese Ehrenbezeigung eiligst, indem er eine noch glänzendere Gesandtschaft unter dem Herzog von Créqui an den Protektor nach London schickte. War aber Cromwell der Alliirte Frankreichs geworden, so schloß ebenfalls Carl II. einen geheimen Bund mit dem französischen Cabinet. Ludwig XIV. schrieb darüber an seinen Gesandten im Haag, den Grafen d'Estrades (19. Dec. 1664): — — — „so würde ich die Allianz mit England verlieren, welches mir, wie ich euch im Vertrauen mittheile, carte blanche in Ansehung Alles dessen, was ich hinsichtlich der spanischen Niederlande verlangen kann, offerirt hat und zwar ohne selbst dafür einen Fuß breit Landes für sich zu begehren [1]." Aber schon stand der Wächter auf der Warte der Geschichte, welchen die Zeit bedurfte; die alleinige Schildwacht, welche, hellen Blickes und redlichen Herzens, ihre Pflicht, nur diese, aber dieselbe ganz, erfüllte. William Temple's Politik war Wahrheit, Biederkeit, Schutz dem Recht, wo und wie dasselbe bestehe. Und in einem Zeitpunkt, wo behauptet werden durfte: „daß man die ganze Welt hätte kaufen können, wenn sich nur ein solcher reicher Kauf-

1) Lettres et négociations de Mr. le Marq. d'Estrades edit. à la Haye, tom. II. p. 458.

mann gefunden hätte [1])," dazumal ward es die höchste Tugend, — wäre es auch ein vergeblicher Versuch geblieben — in der Politik die Moral, im Staatensystem die Gerechtigkeit und jenes in dieser zu retten. William Temple schloß wider Frankreich die Triple-Allianz im Haag, für welche er die Generalstaaten dahin zu bringen wußte, daß sie ihre Fundamentalgesetze mißachteten. Dort fand er auch, als er von dem Cabal-Ministerium [2]) selbst hintergangen und compromittirt ward, an Wilhelm von Oranien, der den Geist großer Männer in schwächlichem Körper trug, einen Freund, Genossen, Meister. Aber auch dieser erhabenen Freundschaft wegen, welche eine große politische Begebenheit war, übersah Temple nicht seine Pflicht! Entgegen vielmehr der schönen Herzogin Henriette von Orleans, die ihrem Bruder bekanntlich Louise von Querouaille als reizendes Argument der absoluten Regierung zugeführt hatte, erklärte Temple Carln II. mit Freimuth: **Je fis voir, combien il étoit difficile pour ne pas dire impossible d'établir dans ce royaume le gouvernement de la France. — — Qu' il n'y avoit en France que la noblesse et le clergé qui fussent considérables et que quand le roi les pourroit engager dans ses interêts, il n'avoit rien plus à faire: parceque les paysans n'ayant point de terres ils n'étoient pas plus considérables par rapport au gouvernement que les femmes et les enfans l'étoient ici. Que tout au contraire la principale force de l'Angleterre consistoit dans le tiers-état, dont le coeur étoit aussi orgueilleux à cause de l'aise et de l'abondance dont il jouissoit, que celui des François étoit abattu par le travail et par la misère. Que les rois de France étoient**

---

1) **Histoire secrète des Intrigues de la France, edit. 2. t. I. p. 177.**

2) Colbert berichtete von demselben an den König: **je leur ai enfin fait sentir toute l'étendue de la liberalité de Sa Majesté.**

puissants à cause des grands domaines qu' ils possédaient et par la multitude d'employs civils, ecclésiastiques et militaires, dont ils pouvoient disposer au lieu que les rois d'Angleterre n'ayant que peu d'employs à donner et ayant renoncé aux biens qu' ils possédoient autrefois, ils n'étoient pas en état de lever une armée et moins encore de l'entretenir sans le secours de leurs parlemens ni de faire la guerre à leurs voisins. — — Un roi d'Angleterre qui veut être l'homme de son peuple est le plus grand roi du Monde, mais s' il veut être davantage par Dieu il n'est plus rien [1]). Doch den Stuarts war nicht zu helfen und die Gefahr des abendländischen Föderativsystems, in welche sie dasselbe mitstürzten, verlangte ihre Entfernung vom englischen Thron unwiderruflich.

Die Verhältnisse Frankreichs zur Schweiz blieben größtentheils friedliche und freundschaftliche. In den Veltliner Händeln hatten die lateinischen Cantone mit Frankreich zu Gunsten der Bündtner gestanden. Der Regensburger Frieden entfernte die österreichischen Truppen, welche im Mantuanischen Erbfolgekrieg die Alpenpässe besetzt gehalten hatten und im westphälischen Frieden erhielt die Schweiz durch französische Vermittelung die Anerkennung, daß sie sich in der quasi Possession von völliger Freiheit und Exemtion vom deutschen Reich befände. Endlich schlossen sämmtliche protestantische wie lateinische Cantons und Zugewandte eine feste Allianz mit Frankreich 1663.

Seit Frankreichs ersten Verträgen mit Dänemark 1498 und mit Schweden 1518 war eine politische Verbindung zwischen diesen Reichen mehrmals erneuert worden. Jedoch blieb dieselbe theils

1) Mémoires par le Cheval. Temple, à la Haye 1692. p. 86.

wegen der geographischen Lage, theils wegen der minderen Bedeutung jener nordischen Reiche nur eine vorübergehende und zeitweilige. Dasselbe war auch hinsichtlich Polens, Ungarns und sogar der Türkei der Fall. Auch letztere ward von Frankreich nur dann ernsthaft beachtet, wenn ihm ihre Beihülfe nützlich und nothwendig erschien. Ebenso glaubte man, bediene sich Oesterreich derselben. Ein altes Lied singt davon sehr spöttisch:

„Das ist der Rath, man muß den Reichstag treiben fort. — —
Darnach muß man darauf fleißige Achtung geben,
daß man den Türken mög' ein wenig muntern auf,
ob er sich regen wollt; das thut gar viel zum Kauf.
Dann unter diesem Schein kann man dest mehr begehren,
und Niemand kann mit Fug dessen sich dann erwehren.
Will er nicht fort; so ist gar hoch daran gelegen,
daß man ihn irritirt, so muß er sich wohl regen.
Noch ist es nicht genug, es muß dabei nicht bleiben,
sondern man muß hieraus gar böse Zeitung schreiben:
der Erbfeind kommt sehr stark mit achtzig tausend Mann,
die Vormauer des Reichs, die woll' er greifen an; — —
viel fester Ort hab er sehr kläglich ausgebrannt,
Lippa und Genua auch in gschwinder Eil berannt.
Und dergleichen Ding' mehr kann man füglich erdenken.
Was schadts? Ists gleich nicht wahr, wer will uns drum verdenken?
Hierzu kann man mit Fug dreihundert Mond (Römermonate) begehren,
Keiner ist so beherzt, der sich dieß darf erwehren. u. s. w."

Resumiren wir nun Frankreichs politische Verhältnisse zu den einzeln Gliedern des abendländischen Föderativsystems, so hat es nicht nur keines derselben unterdrückt, sondern zur politischen Selbstständigkeit Portugal, zur Befestigung in derselben den Generalstaaten und Schweizer-Cantonen, so wie zu einer seine natürlichen Staatskräfte weit überschreitenden politischen Geltung Schweden

verholfen. Auch wurde Savoyen ebenso wohl durch eine Begünstigung von Seiten Frankreichs (ganz Europa erstaunte über die großen Vortheile, welche Victor Amadeus im Turiner Frieden von 1696 zugestanden worden waren), wie durch kluge Benutzung der französisch-habsburgischen Streitigkeiten ein ansehnlicher Staat. Nicht minder suchte das französische Cabinet bei dem westphälischen Friedensschluß Kur-Brandenburg zu vergrößern oder, was dem gleich war, des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelms große Forderungen durchzusetzen. Es brachte deshalb als Entschädigung einen Theil Schlesiens für Brandenburg in Antrag und ließ, als Schweden schon jede Unterhandlung mit dem Kurfürsten abgebrochen hatte, die streitigen Differenzpunkte durch seinen Residenten St. Romain im Haag noch vermitteln. Endlich fügte sich der Kurfürst auf des französischen Gesandten d'Avaux Dazwischenkunft. Der Gewinn Preußens war unleugbar. Denn selbst nach der Reichsmatrikel war der an Schweden überlassene Antheil Pommerns zu 800, die Entschädigung aber, welche Brandenburg dafür erhielt, zu 3600 Gulden veranschlagt [1]). Frankreich beabsichtigte auch, den Kurfürsten mit einer Tochter des Herzogs von Orleans zu vermählen [2]). Doch geschah alles dieses von Seiten Frankreichs — wir gestehen solches gerne zu — ohne irgend ein Vorgefühl der künftigen staatlichen und politischen Größe Preußens. Nichtsdestoweniger ist geschichtliche Thatsache, daß Frank-

---

1) Stenzel's Geschichte des preuß. Staats II. S. 53. Anmkg. 2. Vergl. damit S. 45 und 48 ff.

2) „Im März 1663 schickte der große Kurfürst den geh. Rath von Blumenthal nochmals nach Paris und stellte vor, wie seine Vorfahren mit Frankreich immer Freundschaft gehalten, wie Heinrich IV. den Kurfürsten Johann Sigismund habe im Besitz der Jülichschen Erbschaft schützen wollen. Er wünsche die Erhaltung des Friedens und der Freiheit Deutschlands, Theilnahme am Rheinbunde, wenn es der König gerne sähe oder Erneuerung des Königsberger Bundes mit Frankreich." Ebendas. S. 262.

reich während dieser ganzen Periode die Staaten zweiten und dritten Rangs gegen Uebermacht geschützt und unter ihnen sich seine Alliirten stets gesucht hat. Daß Schottland seine Selbstständigkeit verlor und daß Lothringen und Bar mit seinen wohlwollenden Herzögen immer mehr und mehr in Abhängigkeit von Frankreich gefallen waren, solches mochte für diese Länder ein Unglück sein (lorsque les ducs de Lorraine ont été obligés changer de domination, schreibt Friedrich der Große, als Lothringen einen Pole erhielt, toute la Lorraine était en pleurs), aber für das Ganze und das Staatensystem selbst war diese Veränderung von ebenso untergeordneter Bedeutung wie die allmälige Auflösung der Calmarischen Union. Die übrigen politischen Umwandelungen des Abendlandes hatten nicht minder die ursprünglichen Verhältnisse im Wesentlichen ungeändert gelassen. Spanien war durch den Abfall des vereinigten Niederlands und Portugals so wenig wie das damalige deutsche Reich durch den Verlust des Elsaß schwach und bedeutungslos; Frankreich durch den Erwerb des letzteren zu keinem wesentlich mächtigeren Reich geworden. Die früheren Verhältnisse waren somit sich gleich geblieben. Aber daß sich die Zahl der unabhängigen Mittelstaaten vermehrt, das war nun, wo ihnen das Föderativsystem ihren Bestand garantiren konnte, für dieses wie für die Ausbildung des Völkerrechts von dem wesentlichsten Gewinn.

Wir haben gesagt, daß sich in den Niederlanden, in Oberitalien, in Navarra und den Vascongadas die entscheidenden Punkte des Systems finden mußten und auf denselben waren die Generalstaaten und Savoyen wirklich consolidirt und stark geworden. Nach Richelieu's Entwurf sollte sich dann auch im Westen Catalonien als „Republik" erheben und ohne Zweifel würde die Unabhängigkeit dieser Provinz, zumal wenn sie mit Aragon und Navarra verbunden wäre, sowohl für Frankreich wie für Spanien weit vortheilhafter

gewesen sein als die portugiesische. Somit war nicht zu leugnen, daß das System eben auf diesen Punkten schwach blieb.

Johann de Witt's Plan, — die zehn spanisch-niederländischen Provinzen als eine besondere souveraine Republik unter Frankreichs (!) und der Generalstaaten Protection sich cantonniren zu lassen und sie dann mit den letzteren, in der Weise wie Graubündten mit den Schweizer-Cantons, zu verbinden [1]), — hätte, wie Aehnliches später auf dem Wiener Congreß geschah, in Englands, nicht in Frankreichs Allianz projektirt werden sollen. Denn von Ludwig's XIV. Großmuth und dessen sehr mäßigem politischen Verstand die Genehmhaltung und Ausführung dieses Entwurfs erwarten [2]), war mehr als Schwachheit des Groß-Pensionnärs. Ludwig's neue Erfindung eines jus devolutionis belehrte de Witt und den holländischen Gesandten von **Beuningen**, der zu Paris diese Unterhandlungen geführt hatte, ziemlich ironisch über ihre Leichtgläubigkeit.

---

1) Johann de Witt ließ dieses Projekt auch von den Staaten Holland und West-Frießland (3. Oct. 1663) genehmigen. Im 1. §. dieses Projekts ward sogar bestimmt, daß die zehn spanisch-niederländischen Provinzen mit Gewalt der Waffen zu ihrem republikanischen Cantonnement gebracht werden sollten. Im 2. §. ward dann versprochen, daß sowohl Ihro Majestät als gedachte Herren Staaten diese neue Republik mit einer genauen defensiv-Allianz beehren wollten. Im 3. §. ward der neuen Republik schon verboten Canäle zu bauen, wodurch der Eingang zu ihr schwer gemacht oder der Transport der holländischen Waaren und Manufacturen behindert werde „in maaßen es sehr unbillig wäre, daß, indem man gedachten Provinzen einen so großen Nutzen verschafft, man zu seinen eigenen Schaden arbeite!“

2) Der König ließ es freilich nicht an Phrasen fehlen. So schreibt er an den Grafen **Estrades**: Er freue sich, daß der Herr de Witt erkenne, daß er nicht der gefährliche Nachbar, noch ein so unmäßig herrschsüchtiger und landbegieriger Fürst sei, als seine Neider vorgeben. Er finde sich durch Gottes Hülfe in einem solchen Zustand, daß er weder vor auswärtigem Angriff eine Sorge, noch zur Erweiterung seiner Herrschaft eine Begierde tragen dürfe, und wenn ihm nur seine Feinde nicht schaden könnten, glaubte er Ursach zu haben, sich begnügen und mit seiner gegenwärtigen Condition zufrieden sein zu können.

Blieben somit die spanischen Niederlande im Norden fortwährend ein Keim der Zwietracht und Unruhe, so schwächte im Süden die innere confessionelle Zerrissenheit der Schweiz und Genuas Unzuverlässigkeit Savoyens und Piemonts Stellung. Zwar ward dieser Staat von Emanuel Philibert bis zu Amadeus I. mit ausgezeichneten Fähigkeiten regiert, allein nach dem Tode des Letzteren hemmten Minderjährigkeiten und Glaubensverfolgungen seine Entwickelung und nur Victor Amadeus II. gelang es nach vielem Unglück, erst durch den Turiner Separat-, dann durch den späteren Utrechter Frieden seinem kleinen Staat eine wahrhaft politische Bedeutung bleibend zurück zu erwerben.

Im Westen ward durch den Art. 33. des Pyrenäischen Friedens, welcher die Vermählung Ludwig's XIV. mit der Infantin Maria Theresia bestimmte, ein Heirathscontrakt in den Sand der Bidassoa niedergeschrieben, der fortan als Trennungs-Mauer zwischen Frankreich und Spanien gelten sollte. Aber um ihr Hauswesen von einander zu scheiden, pflegen sich nicht zwei Personen zu ehelichen. Seitdem gab es auch keine Pyrenäen mehr. Ludwig's pompöse Phrase hinkte daher dem Thatbestande nach. Um so mehr hätte jedoch es hier eines Mittelstaats bedurft.

Nachdem Frankreich sich die Bretagne incorporirt hatte, erhöhte dieses Factum das französische See-Interesse. Wir bemerkten, daß auf diesem Punkt eine maritime Rivalität für Frankreich beruhte, welche wesentlich wider England gerichtet sein mußte. Im Jahr 1536 hatte Franz I. [1]) verordnet, daß nicht nur feindliches Gut in

---

1) Henr. Wheaton bemerkt ein Gesetz Franz I. von 1583 (histoire des progrès du droit des gens p. 61.) Das ist offenbar ein Druckfehler. Ebenso citirt Klüber in seinem Europ. Völker-R. 1821. II. §. 290. Anmk. b, ein franz. Gesetz von 1569, das wir nirgends auffinden konnten, auch nirgends weiter erwähnt fanden.

einem feindlichen Schiff, sondern das Schiff, in welchem jenes gefunden würde, verfallen sein sollte. Heinrich III. erneuerte 1584 diese Verordnung und die vereinigten Niederlande konnten zwei und sechzig Jahre keinen Widerruf dieser Edikte bewirken. Eine ähnliche Verordnung war schon 1400 unter dem wahnsinnigen Carl VI. erlassen worden. So sehr aber diese Bestimmung wider das wohlverstandene französische See-Interesse stritt, ward sie doch von Zeit zu Zeit erneuert und eine Ordonnance de la Marine von 1681 verschärfte solches sogar, indem sie erklärte: tous navires qui se trouveront chargés d'effets appartenans à nos ennemis et les marchandises de nos sujets ou alliés qui se trouveront dans un navire ennemi, seront pareillement de bonne prise (art. 7. tit. 9. liv. III.[1]). Auch diese Verordnung wurde dann in den Kriegen von 1692 und 1704 wiederholt. Jedoch folgte die Praxis diesen Verordnungen niemals in deren Strenge, und sogar die französischen speciellen Commerztraktate wichen größtentheils von jenen Grundsätzen völlig ab. In den Verträgen mit den Generalstaaten 1646, 1650, 1662, 1678, 1697, 1713, 1739, mit England 1655, 1662, 1677, 1713, 1742, mit Schweden 1672, mit den drei Hansestädten 1655, mit Dänemark 1742 erkannte Frankreich das Recht der neutralen Flagge an, zwar ausnahmsweise, auf Widerruf, und mit der Beschränkung: que le navire confisque la cargaison, indessen achteten die französischen Caper mit seltenen Ausnahmen[2]) das Recht der neutralen Flagge,

---

1) Diesen Verordnungen lag das alte Sprüchwort zum Grunde: la robe (roba ital. Waare, Eigenthum) de l'ennemi confisque celle de l'ami.

2) J. G. Büsch über die Zerrüttung des Seehandels. 1793. I. 78. Nur sechs dem entgegensprechende Fälle wurden Büsch bekannt, so daß derselbe ausdrücklich bemerkt: „die Mühe, die ich gehabt habe, diese wenigen zu erfragen, beweiset gewissermaaßen die Seltenheit der Beispiele." Leider sind uns die schätzbaren Werke von Jacobson (practisches Seerecht der Engländer und Franzosen

um so mehr als sie fürchten mußten, daß die vielen Traktate zum Vortheil derselben in den Gerichten mehr gelten würden wie die Ordonnanzen. Endlich bestätigte auch die Ordonnanz von 1778 [1]) formell den Grundsatz: que le pavillon couvre la marchandise. Frankreich war von Anfang an, England gegenüber, zu den freisinnigsten Grundsätzen im Seerecht hingewiesen. Solche verlangte sein ganzes Interesse. Allein es verfing sich fortwährend in Widersprüchen, und verstand somit nie eine Vereinbarung, wie das consolato del mare gewesen war und wie später die „Allianz der bewaffneten Neutralität" wurde, unter seinem Ansehn zu Stande zu bringen. Aber eben letzteres mangelte ihm, da es nie ein Uebergewicht auf dem Mittelmeer, nie, selbst einen nur vorübergehenden, Einfluß auf der Ostsee besessen hatte, zwei Erfordernisse, welche allein eine maritime Autorität zu schaffen vermochten. Denn als Venedigs und Spaniens Herrschaft auf dem Mittelmeer zu Ende ging, eroberte England Gibraltar und begann auf diesen Felsen-Besitz einen Antheil an jenem Meer zu gründen, welcher sich später zu einer unabweisbaren Souverainetät über dasselbe auszubilden drohte. Ebenso beruhte auf dem Besitz der Ostseeschifffahrt seit Jahrhunderten das Uebergewicht in der Seefahrt überhaupt [2]). Der Hansebund hatte,

---

und dessen Seerecht des Friedens 2c.) und von dem Grafen Cancrin (Abhandlungen aus dem Wasserrecht) unbekannt geblieben.

1) Flassan VII. p. 183. Doch stand auch jetzt noch das neue französische Caperreglement (26. Jul. 1778) in manchen offenbaren Widersprüchen mit dem Recht der neutralen Flagge. Aus diesen Inconsequenzen vermochte sich das franz. Cabinet nicht herauszufinden, weil es den Geist der Ordonnanz von 1681 aus National-Eitelkeit immer noch festhalten wollte.

2) In einzelnen Fällen suchten zwar Dänemark und Schweden ein Oberhoheitsrecht über die Ostsee zu behaupten. So verbot Johann III. von Schweden 1573 jeden Handel nach Narva während des ihm so lästigen Kriegs mit Rußland, fand aber nicht einmal bei den Dänen, welche ähnliche Prätensionen machten, Gehör. Carl IX. verbot wegen seines polnischen Kriegs jeden Handel mit Riga und unterstützte dieses Verbot mit Gewalt, gerieth aber dadurch mit den Dänen in Krieg.

als er Meister des Seehandels war, den friedlichen Handel besonders auf der Ostsee gewaltsam zu stören gesucht. Dieses Verfahren rief natürlich eine Reaction hervor, als die Macht jenes Bundes abnahm. In derselben zeichneten sich nun schon die Engländer aus, welche 1589 sechzig hanseatische Schiffe, die Korn und Schiffsbauholz führten, vor Lissabon, ohne Ersatz dafür zu geben, wegnahmen. Doch waren nicht sie es, sondern die Niederländer, welche von der Hansa den Ostseehandel erbten, deren Cabotage nun die Produkte des portugiesisch-indischen und spanisch-amerikanischen Handels dem übrigen Europa zuführte. Aber Cromwel's Navigations-Akte drängte die Niederländer aus dem alleinigen Besitz der Ostseefahrt und aus der bis dahin für England selbst betriebenen Frachtfahrt. Zwar ward dieser Akte unter der Restauration der Stuarts kein Nachdruck gegeben, jedoch kaum hatte Wilhelm III. am Boyne gesiegt, als sie in voller Gesetzeskraft zur Ausführung gebracht wurde. Dann gaben ihr so viele besondere Parlaments-Akten eine solche Ausdehnung, daß England von der Zeit an der einzige Frachtfahrer für die ganze Welt hätte werden müssen, wenn es nur möglich gewesen wäre, daß ein einziges Volk dieselbe allein übernehmen könnte. In vierzehn verschiedenen Handels- und Friedens-Verträgen, bis zur bewaffneten Neutralität, willigte zwar England in das Recht der neutralen Flagge ein, dekretirte auch nicht in einem besonderen Gesetz, wie Frankreich und wie Spanien in französischer Nachahmung gethan, ausdrücklich Etwas dagegen, da es überhaupt eine sehr mangelhafte Seegesetzgebung besaß [1]), allein es „privilegirte" nur — man beachte auf-

Dann machten schwedische Könige die Geldausfuhr nach Rußland zur Contrebande, um dieses damals geldlose Reich dadurch in Schwäche zu erhalten; Christian VI. von Dänemark wollte dagegen den Handel mit Rußland nur durch den Sund erlauben. Aber Alles ohne Erfolg.

1) Dieselbe bestand eigentlich nur in der grande charte des marchands von

merksam diesen Ausdruck — andere Staaten mit dem Recht der neutralen Flagge und nahm in Folge dessen dieses Privilegium gegen die Schweden, Dänen, Niederländer und andere Nationen zurück wie und wenn es wollte. Hierzu kam eine andere jenen englischen „Privilegien" entsprechende Anmaßung. Als Friedrich II. von Dänemark einmal England die Schifffahrt nach Archangel verbieten wollte, weil das Meer zwischen Island und Norwegen Dänemark zugehöre, würdigte England mit Recht diese Insinuation gar keiner Antwort. Nun aber verlangte England selbst die Anerkennung der brittischen

Eduard I. aus dem zehnten Jahrhundert, in den „Artikeln," welche im vierzehnten Eduard III. zu Quimborough festsetzte und in einigen alten Statuten über die Gerichtsbarkeit der Admiralität und des Lord Gouverneurs der fünf Häfen, endlich in der Navigations-Akte und noch einzelnen Parlaments-Akten. Hier konnte man also nichts von the glorious incertainty of the Law etwas rühmen, aber doch durfte Büsch, welchem die Göttinger gelehrten Herren den deutschen Patrioten stets zum Vorwurf machten, mit Wahrheit schreiben: „Seit 200 Jahren werden alle seefahrenden Völker von einem Volk geplagt. Zwar haben andere Nationen, z. B. Frankreich auch in einzelnen Fällen und Verfügungen die neutrale Flagge, nicht anerkannt, aber solches nicht zur allgemeinen Regel ihres Verfahrens gemacht, vielmehr „demselben in bei weitem den meisten Traktaten laut entsagt. Auch Gr. Britannien „hat dieß in manchem Traktat öffentlich gethan, macht dagegen die Feindseligkeit „gegen die Neutralen zu einer allgemeinen Regel nicht nur gegen jedes Volk, mit „welchem es keine Traktaten hat, sondern kehrt zu diesem Verfahren gegen alle Völker, „nur eins, die Portugiesen, ausgenommen, zurück. Es hat nie diesen seinen Willen „durch eine deutliche, von der Macht habenden Gewalt herrührenden Erklärung oder „Gesetz, wie die französische Ordonnanz ist, kund gemacht. Es hat nie seine Unterthanen durch bestimmte Gesetze angewiesen, ihrer Seits das zu unterlassen, was es „andern Völkern nicht erlauben will. — — — Wenn es ja einmal Gründe seines „Verfahrens angiebt, so beruft es sich auf das Consolato del Mare, erhebt dasselbe „zum Rang eines allgemeinen Seegesetzes, ungeachtet es in denen Zeiten, da es am „allgemeinsten galt, es nicht angenommen hat. — — — Nun aber nimmt es aus „demselben nur das einfache Kriegsgesetz an und hat sich nie erklärt, das nicht davon „zu trennende Gesetz: Was nicht meines Feindes Gut ist, das nehme ich „nicht, wo ich es auch finde, zum Gesetz für sich zu machen. Vielmehr unterwirft es das Eigenthum seiner Nichtfeinde, wo es dasselbe in Gesellschaft mit nur „wenigem feindlichen Gute selbst in neutralen Schiffen antrifft, einem solchen Schaden und Verlust, welcher in den meisten Fällen höher anläuft, als wenn es dasselbe „geradezu raubte." Nachtrag zu seiner Abhandlung über die Zerrüttung des Seehandels. 1794. S. 65 ff.

Sauverainetät über die England umströmenden vier Meere, also auch über den Canal, nicht nur von den östlichen Handels-Staaten, sondern von Frankreich selbst. Selden hatte die Rechtmäßigkeit dieser Forderung in seinem: mare clausum zu beweisen gesucht und die Niederländer — le plus formidable de nos voisins, wie Will. Temple schreibt — hatten endlich Englands Souverainetät über die Narrow seas auch anerkannt. Somit ging das Cabinet von St. James sogleich weiter und verbot 1689 im Einverständniß mit den Generalstaaten, bei Confiscation von Schiff und Gut, allen Seehandel mit Frankreich durchaus allen neutralen Staaten ohne Ausnahme auf bloße Notification dieses Beschlusses hin. Wir wissen nicht, weshalb Herr **Wheaton** in seiner so schätzbaren histoire des progrès du droit des gens die Schuld dieser despotischen Maßregel den Engländern abnimmt [1]) und den Holländern, deren Commission sogar

---

1) Er schreibt: cette prétention arrogante et injuste de la part de la Hollande (gegen Spanien 1630) fut renouvellée par cette puissance conjointement avec l'Angleterre §. 16. p. 90. Die Sache verhielt sich aber gerade umgekehrt. England erneuerte jene Maßregel in erzwungenem Einverständniß Hollands. Denn nach der Kriegserklärung an Frankreich forderte Wilhelm III. eine außerordentliche Gesandtschaft von Holland nach London, um eine Offensiv- und Defensiv-Allianz für den begonnenen Krieg zu schließen. Unter den sechs Mitgliedern dieser Gesandtschaft befand sich auch der als Schriftsteller bekannte Bürgermeister von Amsterdam, Nicolaus Witsen. Wohl hätte man erwarten sollen, daß die Niederländer bei ihrem Statthalter, welchen sie auf den brittischen Thron zu erheben wenigstens beigeholfen hatten (noch vor einigen Jahren erklärte Lord John Russel im Parlament, „daß „holländische Ingenieure mit holländischen Geschützen, von Dorset, Sidney, Danby „u. a. herbeigerufen, die Revolution von 1688 ausgeführt hätten"), keinen Wunsch hätten vergeblich äußern dürfen. Doch der Statthalter war König, der Erste der Hochmögenden Majestät geworden und die englischen Interessen gingen nun bei ihm den niederländischen vor. Somit geboten er und die englischen Minister jenen Sechs die Annahme aller Artikel des schon fertigen Bündnisses. Die Gegenvorstellungen der Deputirten wurden nicht gehört, zum Theil sogar verspottet. Witsen's Berichte erzählen, daß sich die sämmtlichen holländischen Abgeordneten gegen den Haupt-Artikel dieser Allianz, welcher die Unterbrechung jedes Verkehrs mit Frankreich bei allen neutralen Nationen ausgesprochen habe, aufs äußerste dagegen gesträubt hätten. Endlich hätten vier derselben nachgegeben, aber er, Witsen und van Citters hätten die Unbilligkeit eines solchen Beschlusses auf jede Weise darzu-

dagegen protestirte, zuschreibt, aber uns erscheint jene Thatsache für das damalige maritime Verhältniß zwischen England und Frankreich so charakteristisch und wichtig, daß wir dieselbe durch eine Entstellung nicht schwächen lassen können. Es ist wahr, die Generalstaaten hatten 1630 die Ehre der Erfindung von dieser harten Ungerechtigkeit. Denn nachdem sich dieselben des portugiesisch-indischen Handels, welchen sie früher als bloße Frachtfahrer von Lissabon betrieben, auf direktem Wege bemächtigt hatten, wagten sie allen Nationen den Handel nach Spanien zu untersagen. Sie erreichten ihren Willen und ihre Absicht nicht ganz. Doch Frankreich gab nach. Hein-

---

thun gesucht. Der König hätte solche auch nicht abgeleugnet, sondern frei alles zugestanden, aber kurz bemerkt: es müsse nun so sein, das sei eben Kanonenrecht. Und als Witsen bemerkte, daß Theer keine Contrebande wäre, habe ihm der König geantwortet: „diese Behauptung sei ganz albern. Er müsse sich wundern, wie ein „Amsterdamer Bürgermeister solches nicht besser verstände, aber man sähe deutlich, „daß Seeleute keine Staatsmänner wären." Noch hofften die Deputirten, sich vor Unterzeichnung des Vertrags für ihr Zugeständniß Vortheile für sich und ihren Handel von England ausbedingen zu dürfen. Umsonst. Am 23. August 1689 mußten fünf Deputirte, Witsen unter denselben, pure unterschreiben. van Citters war nicht gekommen. Jedoch auch er wurde endlich zur Unterschrift genöthigt. Die Frage ist nun allerdings, wie kam es, daß sich diese Deputirten so einstimmig einer Maßregel widersetzten, deren Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit die Generalstaaten 1630 zuerst behauptet und welche sie im Krieg mit Spanien zuerst zur Ausführung gebracht hatten? Offenbar hielten die Holländer damals die Anwendung jener Maßregel und wider Frankreich gegen ihr eigenes holländisches Interesse und lediglich zum Vortheil des ihnen eben so gut wie Frankreich feindlichen englischen See-Interesses. Für letzteres — nur deshalb, weil Wilhelm König von England geworden war — wollten sie aber nicht mitwirken. Ihnen zählte nicht die Ehre „England gerettet zu haben," sondern der sichere zukünftige und gegenwärtige Gewinn. Les intérêts de la Hollande comme puissance belligérante ou comme puissance neutre l'engageait à désirer le ferme établissement du principe de libres vaisseaux, libres marchandises comme la loi générale par laquelle elle gagnerait plus (Wheaton p. 71 u. 72.) Wie kam aber wohl der staatsgelehrte Puffendorf dazu, jene so gewaltsame, ungerechte Maßregel aus dem Grunde, „weil Frankreich die protestantische Religion mit gänzlichem Ruin „bedrohe," gegen Gronovius vertheidigen zu wollen? (Ebendas. pag. 92.) Das Resultat jener Maßregel war, daß der holländisch-englische Handel in jenem Krieg durch französische Caper furchtbar litt und die Coalliirten einige Hamburgische Schiffe aufbrachten. — —

rich IV. erklärte seinen Unterthanen, daß, wenn sie sechs Monate lang über See nach Spanien handeln würden, solches lediglich auf ihre Gefahr hin geschehen müsse. Damals stand somit der Vortheil auf Seiten Hollands. Aber 1689 ergriff Wilhelm III., diese ihm wohlbekannte Maßregel in seinem und in Englands Interesse. Denn während er Englands Handelsschiffe bewaffnen und größtentheils dem Handel entziehen mußte (England hatte nur 5 Schiffe von 100, 8 von 90 und 43 von 70 Kanonen für diesen Krieg), mußte er auch darauf sinnen, den Handel der Neutralen möglichst zu hemmen. Der König-Statthalter kannte aber wohl den Gewinn, welchen Holland durch das Decret von 1630 erreicht hatte. So glaubte er, durch die gleiche Maßnahme seinen Thron und die Ruhe Englands zu bewahren, den Jakobiten alle Verbindungen zu zerschneiden und die französische Industrie zu ruiniren. Vielleicht meinte auch er schon Frankreich durch Hunger zum Aeußersten bringen zu können, denn in diesem Krieg brachte er einmal die englische Seemacht auf 209 Kriegsschiffe mit 8396 Kanonen und 45,000 M. Equipage. Wie verhielt sich aber Frankreich zu alle dem?

Im Mittelmeer wandte sich Frankreich zuvörderst an die Türkei. Heinrich IV. gelang es 1604, von der Pforte eine Capitulation zu erhalten, nach welcher dieselbe einwilligte, daß die französische Flagge feindliches Gut so lange decken solle, so lange Frankreich der ottomannische Verbündete bleiben würde. Der 3. Art. jener Capitulation erlaubte sogar allen Venetianern, Engländern, Spaniern, Genuesen, Neapolitanern, kurz jeder Nation unter der Flagge und dem Schutz Frankreichs in den Staaten des Großherrn freien Handel zu treiben und erklärte, daß sie hierin die Gesandten von England und anderer Staaten nicht behindern könnten [1]). Nun ward auch

1) Flassan T. I. p. 225.

von den Barbareskenstaaten die Achtung vor der französischen Flagge theils erzwungen, theils erkauft, aber nicht minder wußten England und Holland diese Staaten zum Anerkenntniß des Rechts der neutralen Flagge zu nöthigen und sie durch die Bedingung, daß ihre Räuberschiffe nicht über das Cap Finisterrä hinaussegeln dürften, auf das Mittelmeer zu beschränken. Somit war, was Frankreich hier erreichte, völlig ungenügend, da dieser zeitweilige, conditionelle und getheilte Gewinn durchaus nicht geeignet war, ihm ein vorwiegendes Ansehn auf diesem Binnenmeer zu begründen. Noch weit weniger gewann aber Frankreich auf der Nord- und Ostsee. Es hielt zwar den Freundschaftsbund, welchen, wie wir oben bemerkten, Ludwig **IX. 1483** mit der Hansa auf ewige Zeiten geschlossen hatte, fest, und begünstigte besonders die Republik Hamburg [1]), aber auch hierin blieb es in seinen Grundsätzen nicht consequent, indem es die den Hanseatischen Städten in früheren Traktaten zugestandenen Concessionen nach dem Utrechter Frieden zurücknahm. Jedoch, was das Wesentlichste war, Frankreichs Handelsmarine blieb jenen nördlichen Meeren ganz entfremdet, da ihr sowohl Englands wie der Niederländer Handelsneid dieselben versperrte, und sie selbst zu wenig Energie in sich wie kräftige Unterstützung von Seiten ihrer Regierung fand. So ging denn die ruhigste Epoche des Völker-Seerechts, die Zeit von **1642** bis **1661** für sie unbenutzt verloren. Wohl erklärte Ludwig im darauffolgenden Jahr dem Grafen **d'Estrades**, seinem

---

1) Davon giebt es außer den Verträgen mit dieser Stadt viele Beweise. 1655 bestimmte es im Art. 21. des Traktats mit der brittischen Republik, daß, wenn sich die beiderseitigen Commissarien dieser Staaten in 6 Monaten und 14 Tagen nicht vereinigen könnten, der Republik Hamburg das Schiedsrichteramt zu übertragen sei, und als 1592 ein Hamburgisches Schiff mit feindlicher Ladung genommen ward, entschied das Pariser Parlament gegen die Ordonnanzen von 1536 und 1584 zu Gunsten des Schiffeigners (**Wheaton p. 63.**).

Gesandten in London: ni le roi d'Angleterre ni ceux dont il prend conseil (Carl II. hatte für die brittische Flagge die erste Begrüßung begehrt) ne me connaissent pas encore bien, quand ils prennent avec moi des voies de hauteur et d'une certaine fermeté qui sent la menace. Je ne connais une puissance sous le ciel qui soit capable de me faire avancer un pas par un chemin de cette sorte; et il me peut bien arriver du mal mais non pas une impression de crainte [1]), eine Erklärung, auf welche Carl II. seine Forderung sogleich zurücknahm; wohl widerstand Ludwig derselben Anmaßung, als solche Wilhelm III. wiederholte, und erließ im April 1689 eine so energische Ordonnanz an seine Marine, daß Wilhelm dieselbe in seiner Kriegserklärung (Mai 1689) als Kriegs-Motiv anführte, immer aber vernachlässigte das französische Cabinet das maritime Interesse Frankreichs aufs neue und so blieben die größten Anstrengungen für dasselbe öfters ohne allen, meistentheils aber ohne den beabsichtigten Erfolg, weil sie stets mit mehr persönlicher, ministerieller Aufwallung und Laune, wie mit nachhaltigem Ernst und aus Eifer für das Gemeinwohl betrieben wurden. Friedrich der Große hatte daher nicht Unrecht, wenn er sich äußerte: „Mit Verwunderung „bemerke ich, daß alle diese großen Ausrüstungen zur See mehr zum „Prunk als zum wirklichen Nutzen dienen und daß sie, statt den Handel zu beschützen, seine Zerstörung nicht hindern [2])."

Während der langen inneren Unruhen war das Seewesen in Frankreich in tiefen Verfall gerathen. Aber Richelieu dachte sogleich daran, Frankreich auch zur See in einen kräftigen Vertheidigungszustand zu setzen. Er ließ 1627 neue Kriegsschiffe bauen, gründete

1) Flassan III, 270.

2) Da wir das franz. Original nicht besitzen, citiren wir nach der deutschen schlechten Uebersetzung von 1788. I, 15.

zu Havre und Brouage Kanonengießereien nur für die Marine und verbot 1635 allen Steuerleuten, Schiffsbaumeistern, Matrosen, Fischern in ausländische Dienste zu treten. Er errichtete eine eigenthümliche Marine-Miliz, welche auf dem Land halben Sold erhielt, und so gelang es ihm endlich, eine Flotte von 38 großen Schiffen und 18 Galeeren mit 10 Brandern im Mittelmeer zu unterhalten, während eine andere größere zur Landung in England 1638 in den nördlichen Häfen gerüstet lag [1]). Im Jahr 1656, als Ludwig sich mit Cromwell gegen Spanien vereinigt hatte, bestand die französische gesammte Seemacht aus sechzig Kriegsschiffen und fünf und dreißig Galeeren. In dieser Zahl erhielt sie der thätige Seeminister, Marquis **Segnelai**, denn Voltaire giebt noch für das Jahr 1667 ihre Stärke nicht höher an [2]). Aber Segnelai hatte besonders auch für die gute Ausrüstung der Flotte und für volle Arsenale mit größtem Eifer gesorgt. 570 metallene, 475 eiserne Schiffskanonen fanden sich 1661 vorräthig, so daß noch 1692 der ganze Verlust, welchen die Franzosen in der Schlacht bei la **Hogue** erlitten, in sechzehn Monaten völlig wieder ersetzt werden konnte [3]). Colbert vermehrte noch die Marine. Denn nach des Marschall **Tourville's** Angabe

---

1) Zu demselben Zweck hatte 1638 Spanien im Canal eine Flotte über 80 Segel und eine andere in Calais versammelt, die in zehn Gallionen von 1400 bis 1500 Tonnen, in vieren von 1200 und in zwei und zwanzig von 400 bis 800 Tonnen bestand. England hatte damals nicht mehr als 40 Kriegsschiffe. Wie groß war also die Gefahr für letzteres!

Bei der Armuth und Geringfügigkeit der literarischen Hülfsmittel, welche uns zu Gebote standen, haben wir den Effectivbestand der französischen Flotte in den nördlichen Häfen nicht genau ermitteln können. Wir bitten auch in nachfolgenden unsere beschränkten Hülfsmittel — **da wir nur eine kleine eigene Bibliothek gebrauchen können** — gütig berücksichtigen zu wollen!!

2) Siécle de Louis XIV. t. II. ch. 27. p. 129.

3) **Burchet**, Mémoires de la guerre avec la France depuis 1688. Amsterd. 1704. p. 29. Wir folgen größtentheils diesen.

war dieselbe 1691 fünf und siebzig Kriegsschiffe und 21 Brander stark und mit 5136 Kanonen und 32,814 Mann equipirt; wahrscheinlich der höchste Bestand, welchen die französische Seemacht unter Ludwig XIV. erreichte. Denn in dem Krieg von 1689—1697 verlor sie 59 Schiffe mit 2244 Kanonen und in dem spanischen Erbfolgekrieg 52 Schiffe mit 3094 Kanonen, Verluste, die nicht so bald wieder ersetzt werden konnten, da nach Ludwig's Tode die hinterlassenen Staatsschulden nicht mehr erlaubten, die französische Marine wiederherzustellen. Im österreichischen Erbfolgekrieg blieb Frankreich endlich nur noch ein einziges Kriegsschiff übrig [1])!

Diese wenigen Thatsachen weisen doch das für unsere Untersuchung völlig genügende Resultat aus, daß Frankreichs Marine gegen diejenige der zwei Seemächte, England und Holland, nie übermächtig, immer jedoch höchst achtunggebietend war. Sie verbrannte 1636 einen Theil der spanischen Flotte im Hafen von Gettaro; die holländisch-spanische Flotte 1676 im Hafen von Palermo, im folgenden Jahr die holländische im Hafen von Tabago, endlich 1693 die englisch-holländische Handelsflotte im Hafen von Malaga. Eine der kühnsten Unternehmungen hatte der Graf von Harcourt, welcher später vor Turin den doppelt so starken Feind schlug, glänzend vollbracht, indem er im Angesicht der stärkeren spanischen Flotte und im Feuer der spanischen Landbatterieen auf der St. Margaretheninsel gelandet und dieselbe erobert hatte. Bei Dieppe schlug dann der Marquis Tourville die verbundene englisch-holländische Flotte, und

1) Voltaire, Précis du siécle de Louis XV. ch. 28. p. 69. Aber 1755 hatte Frankreich wieder gegen 100 große und kleine Kriegsschiffe, deren Schicksal aber eben so unglücklich war. Es kam so weit, daß nun einige Städte auf ihre Kosten Kriegsschiffe für den König bauen ließen (ibid. ch. 35. p. 170.) Doch rechnete the Neptune of Europe 1782 schon wieder die französische Marine auf 288 große und kleine Kriegsschiffe, welche dann der französische Revolutionskrieg verschlang.

als er von dieser unter Russel und Carter bei la Hogue wiederum geschlagen ward, so blieb ihm doch der Ruhm glänzendster Tapferkeit ungeschmälert. Sieben Stunden waren in dieser merkwürdigen Schlacht neun französische Schiffe genöthigt, auf beiden Seiten zu fechten und Tourville's Admiralschiff kämpfte fast ohne Takelwerk, welches es im hitzigen Streite verloren, zwischen sechs englischen Schiffen und gegen fünf Brander mit einer Ausdauer und Unerschrockenheit ohne Gleichen. Dann bewiesen Jean Barth, Forbin, Dugay Trouain und andere, daß der französische Heldenmuth auf der See dem keiner anderer Völker im mindesten nachstände. Aber man bemerke wohl, diese glanzvolle Verbindung nautischer Kenntnisse und militairischer Tugenden hatte eine wesentlich defensive Richtung, einen durch und durch defensiven Charakter [1]).

Gesteht man aber diese defensive Natur der französischen Marine, den damaligen Seemächten, England und Holland so wie Spanien gegenüber zu, weil die Thatsachen dafür zu überzeugend sprechen, so findet man sich im Allgemeinen desto geneigter, Frankreichs Landmacht den gerade gegentheiligen, einen durchweg offensiven Charakter beizulegen. Ludwig's XI. **rozier des guerres** hatte es auch als Regel ausgesprochen: „nachdem der Fürst sein Heer versammelt, soll er so„gleich in Feindes Land zu marschiren suchen, um dem „Gegner zu schaden und zu entmuthigen und die eigenen „Unterthanen nicht zu drücken." Aber Richelieu bemerkte für

1) Richelieu verlangt in seinem **testament politique** von der französischen Marine nur Schutz für alle und jede Landes-Interessen. Das ganze Kapitel **de la puissance sur la mer** spricht nichts Anderes aus. Deshalb ist er auch der Ansicht, daß vierzig wohl ausgerüstete Schiffe für den Ocean, dreißig kleinere Galeeren gegen Spanien im Mittelmeer, für Frankreich völlig genügen **pour se garantir de toute injure. p. 115—132. II.** Im Jahr 1681 hatte aber Frankreich nach Ranke's Bemerkung (histor. polit. Zeitschr. II. S. 4.): 96 Linienschiffe vom ersten und zweiten Rang, 42 Fregatten, 36 Feluken und eben so viele Brander.

seine Zeit nicht mit Unrecht: il n'y a pas de nation au monde si peu propre à la guerre que la nôtre; la légéreté et l'impatience qu' elle a dans les moindres travaux sont deux principes, qui ne se vérifient que trop. Bien que César ait dit, que les François sçavent deux choses, l'art militaire et celui de bien parler; j'avoue que je n'ai pû comprendre jusqu' à présent, sur quel fondement il leur attribue la première de ces qualitez, vû que la patience dans les travaux et dans les peines, qualité necessaire à la guerre, ne se trouve en eux que très rarement. Si cette condition accompagnoit leur vaillance, l'univers ne seroit pas assez grand pour borner leurs conquêtes [1]). Hierauf nennt er die **deutsche** Nation: la pépinière des soldats. Dem war auch so. Moritz von Oranien, Spinola und vor allen Gustav Adolf hatten der Kriegskunst eine neue Gestaltung gegeben und auf deutschem Boden ihre Erfahrungen gesammelt, ihre Kenntnisse geprüft, die Wirkungen des kriegswissenschaftlichen Fortschritts genau beobachten gelernt. Unter allen diesen Feldherrn dienten aber Deutsche und eben in dieser mannichfachen Schule gewannen diese jene eiserne Kriegsgewohnheit, welche den niederländischen und deutschen Krieg so furchtbar, so hartnäckig, so langdauernd machte. Als daher die französischen Truppen nach der Nördlinger Schlacht mit diesen deutschen Soldaten in einzelnen Heerhaufen verbunden wurden, so bil-

1) Testament politique p. 78. II. Wir bemerken hierbei, daß wir sehr wohl wissen, daß diese Schrift Richelieu selbst nicht geschrieben und verfaßt habe. Montesquieu (de l'esprit des loix livr. III. ch. 5. note) nennt sogar einen Hrn. Bourseis als einen der Verfasser derselben, sagt aber: ce livre a été fait sous les yeux et sur les mémoires du Card. Richelieu. So verdächtig der letztere Beisatz die erstere Angabe auch macht — denn wo sind diese ächten Mémoiren des Cardinals? (Ranke's histor. polit. Zeitschrift II. S. 637 ff.) so sind wir doch geneigt zu glauben, daß das testament politique wirklich nach Richelieu's mündlichen und schriftlichen Bemerkungen unter seinen Augen verfaßt worden ist.

deten sie sich erst durch diese Verbindung zu tüchtigen Truppen wieder aus. Allein auch solches sehr allmälig. Sie ließen sich Festungen nehmen, welche Bernhard von Weimar erobert hatte und würden nach dessen Tode auch Breisach verloren haben, wenn dasselbe die Entschlossenheit Erlach's nicht noch gerettet hätte. Durch die Feigheit des Commandanten von Corbie, welcher diese Festung den Spaniern übergab, ward 1636 Schrecken und Furcht sogar bis nach Paris gedrungen. Mönche und Nonnen flüchteten aus der Champagne, Picardie und Isle de France dahin. In dieser Gefahr rettete nur des Königs und Richelieu's Muth, mit dem beide alle Vorschläge weiteren Rückzugs unbedingt verwarfen und in Paris allein 15,000 Soldaten zusammenbrachten, die Ruhe des Reichs [1]) und

---

1) **Raumer,** Geschichte Europas IV. S. 123. In Raumer's unpartheiischer Beurtheilung Richelieu's erweist sich vollkommen der freie und edele Geist dieses Historikers. Dagegen ist in **Hitzig's** und **Häring's** neuen Pitaval (Thl. 4. der Prozeß Cinqmar's S. 45 u. a.) sowohl Ludwig XIII. wie Richelieu auf eine Art und Weise geschildert worden, welche für die politischen Studien dieser Herren ebenso ungünstiges Zeugniß spricht, als ihre juridischen Kenntnisse alle Achtung verdienen mögen. Denn daß der Prozeß eines Cinqmar's von einer „interessanten" Criminalgeschichte für Lesebibliotheken verschieden und als politischer Prozeß einer ganz anderen Behandlung und Darstellung unterworfen ist, als ihn der Verf. im Pitaval würdigte und — wir sprechen es offen aus — zu würdigen vermochte, solches muß jedem einleuchten, welcher nur einigermaßen die Natur solcher Prozesse kennen gelernt hat. Der Verf. findet Aehnlichkeiten zwischen den Prozessen Cinqmar's und Struensee's; Beweis genug, daß es ihm nur auf das äußere formelle Gerippe des Prozesses ankam. Dem entspricht auch die große Dürftigkeit der Darstellung. Hauptsächlich bedauern wir aber, daß dem Verf. das Lächerliche ganz entgangen ist, Richelieu's Richterstuhl in der engen Gerichtsstube eines preußischen Inquisitoriats einen Platz anweisen zu wollen. Denn zur richtigen Beurtheilung des bloßen Thatbestandes in einem politischen Prozeß reichen die glänzendsten juridischen Kenntnisse allein nicht aus. Hierzu gehört wesentlich mit die vollkommenste staatsmännische Kenntniß der gegenwärtigen Lage des besondern Staats, gegen dessen Sicherheit gesündigt worden, wie die der Nachbarstaaten desselben, besonders wenn ein vertragsmäßiges Einverständniß mit einem von diesen dabei statt gefunden hat. Uebrigens ist in dem Epigramm von Hugo Grotius auf Cinqmar's Prozeß, als von einem persönlichen Gegner Richelieu's herrührend, ein unbefangenes und richtiges Urtheil sicher nicht zu suchen. Daran sollte man freilich einen Inquisitor nicht erst erinnern müssen.

bald konnten die Franzosen wieder die Offensive ergreifen. Doch noch später klagte der Marschall Villars dem Kriegsminister Chamillard: „Offiziere und Soldaten haben über den Krieg das Krieg„führen vergessen. An Muth fehlt es ihnen nicht, wohl aber an „Diensteifer; an Mannszucht; an der Kunst sich gegen Beschwerden „zu stählen und Hindernisse zu bewältigen; an dem Geschick, gute „Marschrouten und sichere Positionen zu wählen; mit einem Wort, „sie haben das nicht, was man kriegerischen Geist nennen könnte." Dafür kannten die Franzosen den Parademarsch zuerst. Auch spotteten die Deutschen über die „Bücherweisheit" der französischen Generale[1]). Wir lassen solches dahin gestellt. Dem Marschall Guébriant, welcher damals die Franzosen commandirte, testirten Baner und Bernhard von Weimar aus Hochachtung ihre Degen, und notorisch verdiente jener diese Auszeichnung. Dagegen war die stete Forderung der französischen Obersten, daß jedes Regiment nach Rang und Dienstalter seine Stelle in der Schlachtordnung erhalten müsse, ebenso nachtheilig als ein Beweis der kleinlichsten Eifersucht, weil die Franzosen nur wegen des damit unvermeidlich verbundenen Zeitverlusts im Hin- und Hermarschiren mehrmals geschlagen wurden. Nichtsdestoweniger eilten die Franzosen bald allen anderen Heeren, sowohl was die innere Organisation der Truppen als auch was die Taktik und Fortification betraf, ehrenvoll voraus. Sie bildeten zuerst ein starkes Artilleriecorps, schufen zuerst Bombardiercompagnien und solche auch für die Mineurs, und errichteten für alle diese Zweige des Kriegswesens zu Douai, Metz, Straßburg, Grenoble, Perpignan, la Fère besondere Schulen. Die Werke von **Quincy**, der beiden **Puysegurs**, von **Feuquières** gaben

1) Rühs a. a. O. S. 53.

der Kriegskunst eine wissenschaftliche Form und **Beauvain**, Türenne's Adjutant, nahm die ersten topographischen Karten vom Elsaß auf. **Turenne, Luxemburg, Villars** und **Berwick** verstanden das Terrain meisterhaft zu benutzen. Dadurch allein gewann der Erstere die Schlacht bei Fleurus. Villars hielt sich **1709** ebenso blos durch seine genaue Kenntniß der Grafschaft Artois gegen die Uebermacht der Verbündeten und Berwick deckte die Grenze der Dauphiné, das heißt eine sechzig Meilen lange Linie von Antibes bis zum Genfersee vier Jahre hindurch mit vier und achtzig incompleten schwachen Bataillons. Jedoch muß **Feuquières** rügen, daß die französischen Feldherren sich im Allgemeinen zu wenig mit der Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes sowohl in militairischer wie in politischer Hinsicht bekannt machten. Daher hätten die Franzosen **1670** nur aus Unkenntniß mit dem Niveau des Landes die Dämme in Holland durchstochen, daher Feuillade und Marsi in Piemont Fehler auf Fehler gehäuft und selbst Vendôme habe Flanderns Beschaffenheit viel zu wenig gekannt. Wir machen auf die Bemerkung **Feuquières** um so mehr aufmerksam, als sich aus diesen wie aus den vielen anderen Beispielen, die von ihm angeführt werden, ergiebt, daß die Terrainkenntniß von den Franzosen vorzüglich nur in defensiver Hinsicht geschätzt und beachtet wurde. So ließ **Villars** die von ihm erbauten Lauterburger Linien [1]) genau den Biegungen des Terrains folgen, so behauptete auch **Vauban** stets, daß er sich in seinen Fortifi-

1) Ludwig von Baden betrachtete die Stollhofer Linien immer für seinen letzten Zufluchtsort, so oft ihn die Wiener Intriguen verhinderten offensiv zu agiren. Deshalb wollte Villars dieselben in altfranzösischer Höflichkeit nicht eher erobern bis Ludwig gestorben war. Und als er dieselben gleich nach dem Tode des Markgrafen nahm, äußerte er gegen dessen Wittwe: „das Unternehmen war leicht, weil der Prinz nicht mehr lebte, doch glaube ich, daß selbst sein Sarg die Linien vertheidigt hätte, wenn er auf die Brustwehr gesetzt worden wäre." Wer den Gegner achtet, achtet sich selber.

cationen lediglich nach der Beschaffenheit des Terrains richte. Aber auch der kleine Krieg erhielt durch die Franzosen zuerst eine wissenschaftliche Ausbildung. Die Freicompagnien des Herrn de la Croix gaben die erste Veranlassung dazu. Doch besonders war es die Befestigungskunst, in welcher sich die Franzosen auszeichneten. Die rastlose und einsichtsvolle Thätigkeit Louvois umschloß Frankreichs Grenzen mit einer dreifachen Kette von Festungen, welche das Reich gegen feindlichen Einbruch sicherten, zugleich aber auch eine vortreffliche Operations-Basis gewährten, um überall auf der möglichst kürzesten Linie vorzudringen. Vauban, welcher drei und funfzig Belagerungen geführt und darin eine Erfahrung gesammelt hatte, welche durch eine gründliche Kenntniß aller älteren Fortifications-Werke unterstützt wurde, baute drei und dreißig neue französische Festungen und verbesserte und verstärkte durch die tours bastionnées und die contregarde über dreihundert alte. Neu-Breisach erhob sich in seinem Achteck drohend gegen Deutschland. Vauban führte die von dem französischen Ingenieur Beaulieu vor Dünkirchen zuerst angewandten Parallelen wieder ein und mit seinen Rikoschetbatterien setzte er den Feind so lange in Schrecken, bis er selbst wiederum die Traversen gegen jene erfand. Aber nicht Vauban allein repräsentirte das damalige französische Genie- und Artilleriewesen rühmlichst, sondern neben ihm standen ein François Aspremont, Megrigny, Belidor, dann der Commentator des Polybius, der Ritter Folard und andere mehr. Daher bildete auch bei den Franzosen dieser Zweig der Kriegskunst den vorzüglichsten und gegen alle anderen Heere ausgezeichnetsten Theil ihrer militairischen Stärke und Ueberlegenheit. Es ist wahr, es führten ihre Armeen auch einzelne große Feldherrn, indessen besaßen solche auch die Feinde Frankreichs in dem Maßstab, daß wenigstens zweifelhaft blieb, auf welcher Seite

sich die größeren derselben befänden. Denn einem **Turenne**, **Luxemburg**, **Condé** standen ein Montecuculi, Marlborough und Eugen „der tapfere Ritter" ehrenvoll entgegen. **Vendôme** und **Catinat** „der Vater der Gedanken" wurden durch Ludwig von Baden aufgewogen. Und von den minder bedeutenden Generalen in dieser Zeit erlaubt sich **Feuquières** eine Schilderung, die mit Recht weit mehr Tadel als Lob enthält. Der Marschall **Sourdis** mußte wegen völliger Unfähigkeit aus dem Kölnischen zurückgerufen werden, Noailles aus gleichem Grunde aus Catalonien und **la Troussé** entging nur durch den Tod demselben Geschick. Feuillade kostete dem König von Spanien seine italienischen Besitzungen, Frankreich mehr als 25,000 M. mit fast allem Geschütz. Boufleurs verlor Köln, Lüttich, die Maaß, Geldern, Limburg, Villeroi die Schlacht bei Ramillies und spanisch-Flandern, Tessé brachte Spanien an den Rand des Verderbens und **Tallard** wurde zum Glück für Frankreich bei Höchstädt gefangen. So offenbarte denn auch der Ryswickische Frieden nach so vielen Feldzügen, bei so vielen gewonnenen Schlachten und eroberten Festungen, daß Frankreich trotz der äußersten Anstrengung nur die Eroberungen behaupten konnte, welche ihm früher in einem rechtmäßigen, dem Föderativsystem entsprechenden Krieg zu Theil geworden waren. Mag es begründet sein, daß Frankreich am Ende des 17. Jahrhunderts zweimal hundert tausend Mann unterhielt [1]), so war die Landmacht nur bis zu

---

1) Diese Zahl führt Schlosser (Geschichte des **XVIII.** Jahrhunderts **I**, S. 38. 3. Aufl.) an. Ranke (histor.-polit. Zeitschrift **II**, S. 3.) giebt Ludwig's **XIV.** Landmacht im Frieden um das Jahr 1680 auf 100,000 M. und 14,000 M. Garde an. Salvandy (**histoire de Pologne II, p. 259.**) behauptet jedenfalls übertrieben, daß Ludwig im Frieden 400,000 M. unterhalten habe. „Authentisch" schreibt Prof. Ranke „finde ich bei den Zeitgenossen nur „jene Zahl." Friedrich der Große schreibt in der Geschichte meiner Zeit: „Ludwig **XIV.** hielt 220,000 M. und sogar während des Erbfolgekriegs

Louvois' Tode gut ausgerüstet und versorgt. Die Kriegscommissäre ließen sie später an allem Mangel leiden und wie schon das frühere Aufgebot Ludwig's XIV. auseinander gelaufen war, so desertirten in den Feldzügen von 1709 und 1710 nicht nur die verhungerten und halbnackten Soldaten haufenweis, sondern auch die Offiziere verließen die Armee, nachdem sie vorher ihre Uniformen hatten verpfänden müssen. Und diese Noth war keineswegs zufällig, nicht blos durch eine habsüchtige und ungeordnete Verwaltung verschuldet, sondern sie war in der aus jenen unaufhörlichen und kostspieligen Kriegen erzeugten Verarmung des Staats nothwendig bedingt. Frankreichs drohende Uebermacht fand so in sich Schranke und Ziel. Die Siege selbst ruinirten die massenhaften Armeen Ludwig's, indem sie die Kriegslust nährten, welche das Land erschöpfte und die Mittel zum Zweck mißachten lehrte.

Wir sind in dieser Schilderung der französischen Landmacht weit über den Aachner Friedensschluß hinausgegangen. Mit Absicht. Erstlich springt in der ganzen Periode von 1667 bis zum Utrechter Frieden, in diesem halben Jahrhundert französischer Eroberungssucht die Thatsache merkwürdig hervor, daß sich in ihr hauptsächlich die Waffe und der Zweig der Kriegskunst bei den Franzosen glänzend entwickeln, welche zunächst nur die Landes-Vertheidigung betreffen. Denn während der kaiserliche Gesandte, Baron von Lisola, in Schriften zu beweisen und Himmel und Erde dagegen in Bewegung zu setzen suchte, daß Ludwig XIV. nach einer Universal-Monarchie strebe, während diese Ansicht in zahllosen anderen Staats- und Partheischriften wiederhallte, baut Vauban Festun-

„360,000 M. Er warb im Kriege des Jahres 1683 so viel Truppen an als er „konnte, und nach dem Frieden nahm er keine Reform vor.“ (Hinterl. Werke. Ausg. 1788. I. S. 85.

gen, eine nach der andern, für Frankreichs Schutz und Vertheidigung. **Les places fortes**, sagt Montesquieu, **appartiennent aux Monarchies.** Dann aber ergiebt sich, daß, wie Louvois diese Festungslinien als Operationsbasis seiner Offensivkriege zu gebrauchen sucht, Frankreichs Kriegsglück hauptsächlich nur theils aus einer Ueberraschung, theils aus dem vernachlässigten militairischen Zustand seiner Feinde, also außer selbstgeschaffenen Ursachen hervorgeht und in demselben Augenblick völlig zweifelhaft wird, wo die Gegner aufmerksam auf Frankreichs Plane, wohlgerüstet und bundesvereinigt denselben entgegentreten. Nun sehen wir Ludwig XIV. zur Bestechung seine Zuflucht nehmen. Er läßt Marlborough vier Millionen anbieten. Gremonville erfährt nach jeder Sitzung des Wiener Cabinets und Hof-Kriegsraths, was darin beschlossen worden, so daß Montecuculi die kaiserlichen Befehle geradezu von Paris zu erhalten wünscht. Dieses Geld-Mittel beweist am schlagendsten durch sich selbst die Unzulänglichkeit der massenhaften französischen Streitkräfte und das eigene Mißtrauen Ludwig's in dieselben. Aus diesem Grunde hat sicherlich Prof. Ranke vollkommen Recht, wenn er schreibt: „von einer weit um sich greifenden Eroberung war eigentlich nicht die Rede[1]." Frankreichs Macht sah sich kolossal an als ein geschlossenes, wohl concentrirtes Ganze und sie war es auch effectiv, so lange als den peripherisch gestellten Staaten innere Einheit, selbstständige Kraft, der föderative Zusammenhang mangelte. Daß Frankreich aber seine militairischen Streitkräfte auf Unkosten seines wahren Staatswohls und gegen das Interesse des abendländischen Staatenbundes damals so gewaltig übertrieb, das vorzüglich machte es im achtzehnten Jahrhundert unfähig, seiner Centralstellung sich mit

---

1) Historisch-politische Zeitschrift II, S. 9.

der Würde und dem Nachdruck bedienen zu können, deren es bedurfte, um in die neue Gestaltung des Staatensystems einflußreich einzugreifen und sich dadurch gegen eine Revolution im Innern zu sichern, welche in jener Rechtlosigkeit einen wesentlichen Keim hatte, mit welcher damals Ludwig **XIV.** nach außen gegen das abendländische Föderativsystem verfahren war. Aber anerkennenswerth bleibt, daß die französische Kriegskunst einen ganz nationalen Charakter in und an sich trug, — deshalb mußte auch das Dictionnär der Akademie besonders reich an Ausdrücken für das Kriegswesen werden — und daß diejenigen Grenzen von Frankreich, welche nicht durch Gebirgszüge natürlich geschützt waren, durch künstliche Befestigungsmittel fast bis zur absoluten Unverletzlichkeit gedeckt wurden. So konnte von einer für Frankreich gefährlichen Unternehmung füglich nicht mehr die Rede sein, und die Hoffnung Frankreich zu erobern, war in das Reich der Träume gewiesen. Hätte das Cabinet der Tuilerien diese Macht, diese unangreifbare Stellung im Interesse des Völkerrechts benutzt, hätte es in dieser glücklichsten Lage die Staatshändel Europas mehr friedlich vermitteln als mit dem Schwert zerhauen wollen, so würde es sich zu einer politischen Richter-Würde und Macht emporgeschwungen haben, ganz ähnlich jener religiösen, welche die Päbste bis dahin im Abendlande ausgeübt hatten.

Jedoch der französische Hof, der Hof von Versailles, von Fontainebleau, von Marly, von Trianon und Meudon vernichtete durch seinen Zauber jede höhere Idee, jeden sittlichen Zweck. „Es ist hauptsächlich die triumphirende Pracht der Rückkehr, die Bewunderung des Hofes, worin sich Ludwig **XIV.** gefällt; es liegt ihm nicht so viel an der Eroberung, an dem Kriege, als an dem Glanze, den sie um ihn verbreiten. Nein, einen freien, großen, unvergänglichen Ruhm sucht er nicht; es liegt ihm nur an den Huldigungen seines Hofes;

dieser ist ihm Welt und Nachwelt [1])." Stellt sich aber Ludwig selbst unter den Beifall seines Hofs, wie viel abhängiger mußte von demselben erst die französische Diplomatie werden!

Wir haben bemerkt, daß Frankreich, als es in seine Centralstellung eintrat, die Institution einer der größten Entfaltung fähigen, übersichtlich schon geordneten, zur mannichfaltigsten Bildung hingewiesenen und zusammen in einem Ministerium schon verbundenen Diplomatie besessen und daß es wesentlich der Entwickelung dieser diplomatischen Institution bedurft habe, um durch sie in die abendländischen Welthändel kräftig eingreifen und seiner Centralstellung den Einfluß und die ganze politische Bedeutung erwerben und sichern zu können, die dieser Stellung nothwendig gebührten.

Die französischen Könige und ihre verschiedenen wechselnden Cabinette fühlten diese Nothwendigkeit bald mehr, bald minder klar. Nie ward sie ganz verkannt und im Blick verloren. In einem Moment manifestirte sich jedoch der ächt romanisch-politische Charakter der Regierung in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, in dem, daß auch die französische wie die altrömische und mittelaltrig-päbstliche Politik das Princip der Gerechtigkeit in ein Utilitäts-Princip umwandelte und wo solches unzulässig war, wo die Gerechtigkeit um ihrer selbst willen ohne allen eigennützigen Zweck geübt werden sollte, List und Gewalt an deren Stelle setzte. War aber dies die Norm der französischen Politik im Allgemeinen, so mußte sie es auch im Besonderen für die französische Diplomatie, für jeden einzelnen französischen diplomatischen Posten werden. Wir schicken diese Bemerkung voraus, weil dieser Standpunkt in Beurtheilung der französischen Diplomatie festgehalten werden muß.

---

1) Ranke a. a. O. S. 9.

Montmorency's Einrichtung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten erhielt sich bis zur Regierung Carl's IX. Der Cardinal von Lothringen änderte zwar auch jetzt an der innern Construction nichts. Die vier Staatssecretariate blieben dieselben, jedoch wurden die Objekte anders vertheilt, so daß die erste Section: Deutschland und die Schweiz; die andere: den Kaiser, Spanien, Portugal, die Niederlande, England und Schottland; die dritte: Italien und die Levante; die vierte endlich Schweden, Dänemark und Polen erhielt. Bei dieser Vertheilung fällt erstlich die Trennung des Kaisers vom deutschen Reich, dann die Trennung der Niederlande von Spanien, endlich die Wichtigkeit auf, welche den nordöstlichen Staaten, Schweden, Dänemark und Polen, zugewiesen wurde. **Flassan** läßt uns über die Motive zu alle dem in völliger Ungewißheit [1]). Er bemerkt nur, daß der weise Canzler **l'Hôpital** bis zu dem Augenblick, wo er in Ungnade fiel, einen wesentlichen Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten behauptet hätte, ein Grund mehr, um jenen drei merkwürdigen Punkten eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Trennung des Kaisers (Ferdinand's I. und Maximilian's II.) vom Reich, von Deutschland, läßt sich noch am ehesten erklären, indem hierbei nur das habsburgische Hausinteresse im Kaiser aufgefaßt und solches von dem deutschen Reichsinteresse unterschieden wurde. Es war dies der Politik Franz I. und Heinrich's II. ganz conform. Allein was konnte l'Hôpital bewegen, die niederländischen Provinzen, die sich noch nicht selbstständig constituirt hatten, als von Spanien getrennt anzunehmen und zu behandeln? Hierfür finden wir keinen andern Grund wie in l'Hôpital's bekanntem klaren Umblick, wie in seiner ruhigen, solche religiös-politische Streitigkeiten richtig würdigenden

1) l. c. II, p. 88.

Einsicht, wie in seiner festen Ueberzeugung von der sieghaften Kraft des Rechts, zumal wider eines Alba's verstandlose Mörder-Maximen. Insofern läßt sich auch diese politische Unterscheidung einigermaßen deuten, aber noch dunkler stellt sich der letzte Punkt dar, die Wichtigkeit, welche so entfernten accessorischen Staaten wie Dänemark, Schweden und Polen in solchem Grad zugetheilt wurde, daß für sie eine ganz besondere Section eingerichtet ward. Es ist wahr, Carl **IX.** hatte seinem Bruder Heinrich längst eine Krone verhießen und dieselbe, um ihn desto weiter von sich und seiner Mutter zu entfernen, in jenen Staaten gesucht. Allein wir haben nicht gefunden, daß diese Angelegenheit je mit großem Ernst betrieben wurde. Denn nur zufällig machte der Zwerg **Krasocki** Catharina von Medicis auf Polen und Polens Krone für Heinrich von Valois aufmerksam. Das Aussterben der Jagellonen traf hierauf erst hinzu. Aber so wenig schien selbst dann noch die Erwerbung der polnischen Krone für seinen Bruder des Königs feste Absicht gewesen zu sein, daß Carl **IX.** seinen desfallsigen Gesandten an die Republik, den Bischof von **Valence, Montluc** als einen heimlichen, der Pariser Bluthochzeit glücklich entgangenen Hugenotten-Freund noch unterwegs bei Verdun meuchelmörderisch umbringen lassen wollte. Als Heinrich endlich wirklich die polnische Wahlkrone empfing, da war eine besondere Rücksichtsnahme in Paris auf Polen allerdings in den Verhältnissen geboten, obgleich die dynastische Verbindung dieser Reiche nur vorübergehend sein konnte. Die nähere Verbindung mit Schweden entstand ebenso erst um diese Zeit, indem in den Jahren **1573** und **1574** die französischen Gesandten **Dantzai** und **Pinart** eine Vermählung Heinrich's mit des wahnsinnigen König Erich's [1]) Schwester

1) „Es ging eine Sage, daß Wahnsinn **erblich** im Hause Wasa sei." Geijer, Gesch. Schwedens **II**, S. **152**, **153**.

einzuleiten suchten. In eine noch spätere Zeit gehört dann jenes System, welches Schweden, Polen, die Ungarischen Mißvergnügten und die Türkei als die natürlichen Alliirte von Frankreich annahm und als solche sich zu sichern und zu schützen bemüht war. — Heinrich III. ließ diese vierte Section des auswärtigen Ministeriums sogleich eingehen und als er den drei übrigen Staatssecretairen (Villeroi, Brülart und jenen Pinart) als Liguisten mißtraute, verabschiedete er dieselben plötzlich und ernannte statt derselben nur zwei (Révol und Beaulieu-Ruzé). Diese theilten nun das Ministerium in der Weise, daß Révol die auswärtige, Ruzé die innere Staats-Politik übernahm. Die inneren Unruhen erheischten diese Trennung und doch stete Verbindung der äußern und innern Angelegenheiten. Seitdem blieb erstere mit Ausnahme einer kleinen Unterbrechung nur einem Staatssecretair anvertraut. Unter Heinrich IV. leitete wiederum Villeroi die auswärtigen Angelegenheiten. Der König stellte die politischen Talente dieses Ministers [1]) über diejenigen von Sully und Silléri. Auch unter Maria von Medicis erhielt sich zwar Villeroi bis zu seinem Tode und ward durch einen seiner Schüler (Puisieux) ersetzt, es ist jedoch dieser sechzehnjährige Zeitraum, in welchem die französische Politik in ihren Principien völlig schwankte. Nach Puisieux' Abgang (1624) ward nun das Ministerium zum letzten Mal in drei Staatssecretariate (das **erste** für Spanien, Italien, die Schweiz; das **zweite** für Deutschland, die Niederlande, Flandern und Polen; das **dritte** endlich für England,

1) Heinrich sagte: Quant au Villéroi il a une grande routine et une connaissance entière des affaires de son temps, auxquelles il a été employé dès sa première jeunesse plus que les ministres Sully et Silléri. Il tient grand ordre en l'administration de sa charge et en la distribution des expéditions qui ont à passer par ses mains, a le coeur généreux, n'est nullement adonné à l'avarice et fait paraître son habileté dans son silence et sa grande retenue à parler au public. Flassan II, p. 324. note.

Schottland und die Levante) zertheilt und zur Ueberwachung derselben ein comité secret unter Vieuville beauftragt. Indessen schon zwanzig Monate später ward diese Zerspaltung von Ludwig XIII. wieder aufgehoben und unter Richelieu's Direktion dem vier und zwanzigjährigen Chavigni, als sous-Minister, das concentrirte Ministerium des Aeußern übergeben. Diese Einrichtung erhielt sich bis nach Ludwig's XIV. Tode, wo der Regent erst ein conseil des affaires étrangères mit einem Präsidenten und drei Räthen organisirte, nach drei Jahren dasselbe aber wieder cassirte und neue Staatssecretariate schuf. Frankreichs Politik wurde immer schwächer. Nicht einmal das Geheimniß wurde, wie Bolingbroke bemerkte, mehr bewahrt.

War dieses nun die formelle Direktion der französischen Diplomatie, so fragt es sich nun nach deren belebendem Geiste. Unstreitig mußte die mehrmalige Zertheilung des auswärtigen Ministeriums in einzelne Staatssecretariate die Kraft und den Nachdruck der französischen Diplomatie im Ausland nachtheilig schwächen, da jene collegialische Form eine offenbare Anomalie zu dem streng monarchischen Geist, welcher seit Ludwig XI. dem innern Staatsleben aufgeprägt war, enthielt. Anfänglich trat dieser Nachtheil begreiflicher Weise weniger scharf und groß hervor, weil er durch den, welchen die innern Unruhen für Frankreich dem Auslande und besonders Spanien gegenüber erzeugten, weit überboten wurde. Anders aber unter Ludwig XIII. und später. Den Höhepunkt der französischen Diplomatie, sowohl was ihren edeln Charakter, wie ihre wahre Kunst anbelangte, stellen wir unbedingt unter Heinrich's IV. Regierung fest. Größere Erfolge errang sie ohne Zweifel unter Richelieu, Mazarin und Lionne. Jedoch nie besaß sie wieder, wie unter Heinrich IV., den edeln, ehrenhaften, würdevollen Charakter, jene schöne Vereinigung gründlicher

Kenntnisse mit der feinsten Gewandtheit und Grazie. Wir haben bemerkt und bemerken es nochmals, daß auch dieser Diplomatie in diesem glänzenden Zeitpunkt der tiefe unbestechliche Sinn für Völker-Gerechtigkeit abging, allein wie erhaben und rein stehen Männer wie der Cardinal d'Ossat, wie Silléri, wie Jeannin, wie Sancy und die andern gegen einen Pater Joseph da, von dem sein Chef und College in Regensburg, Brülart de Leon, bemerkte, daß er (Joseph) gar keine Seele, sondern an ihrer Stelle Untiefen und Lachen habe, in die ein jeder gerathen müsse, der mit ihm unterhandle! Ohngeachtet jetzt wohl auch noch geistliche Würdenträger in diplomatischen Geschäften mehrfach gebraucht wurden, so entwickelte doch die französische Diplomatie immer ausschließlicher jenen weltlichen unreligiösen Charakter, der ihr zuerst durch die Parlaments-Präsidenten, welche fortwährend bald als Friedensunterhändler, bald als außerordentliche Ambassadeure in der Geschichte jener Periode erscheinen, eingeflößt wurde. Die raison d'état entschuldigte alle Mittel, doch waren die Zwecke fester, größer, wichtiger wie zuvor. Die geheimen Artikel wurden bei den Verträgen zur Gewohnheit. Richelieu ersann sich noch „simulirte Verträge." Er wie Mazarin bedienten sich vorzugsweise der geheimen Agenten, besonders niederer Geistlicher, um die Zustände anderer Länder zu erkunden, mit der Oppositionsparthei jedes Staats Verbindungen anzuknüpfen oder als porteurs des paroles Friedens-Präliminarien einzuleiten und festzustellen. Ludwig XIV. führte dann regelmäßig eine geheime Diplomatie neben der officiellen ein [1]). Daß durch alle

1) Offenbar hatte er schon in dieser Weise Lionne gegen Mazarin gebraucht. Nur darauf können seine Worte im ersten Staatsrath, den er nach Mazarin's Tode hielt, sich beziehen: pour Lionne je suis assuré de son affection, je suis content de ses services. Flassan III, p. 256. Filon in seiner Schrift de la diplomatie française sous Louis XIV. Paris 1843. läßt dieses völlig unbeachtet. Mit Unrecht.

diese Mittel der moralische Charakter der französischen Diplomatie nothwendig unendlich tief sinken mußte, leuchtet ein. Dazu kam der verderbliche Einfluß, welchen das französische Hofleben auf das diplomatische Personal unmittelbar ausübte. Nur durch Intriguen aller Art erhielt es sich noch in Gunst und Ansehn. Wohl verlangte Ludwig von seinen Gesandten de la grandeur, de la force, d'élévation, beaucoup d'orgueil à l'égard de l'étranger, allein es war bekannt, daß er die Politik und auswärtigen Angelegenheiten nicht liebte und nicht zu würdigen verstand. Torçy beschwert sich, daß alle übrigen Minister mehr wie er gehört würden. Müßige Händel, wie sie **La Haye** in Constantinopel, **du Héron** in Warschau [1]), der Herzog von Créqui und der Marquis Lavardin in Rom, Graf Chamilly in Kopenhagen anzettelten und wie die Utrechter Congreßohrfeige dazu eine Gelegenheit darbot, waren mehr wie die mühevollsten Negociationen Torcy's in Ludwig's Geschmack. Er hielt jene Insolenz für Kraft und Größe, wenn ein französischer Gesandter an den ersten Minister eines fremden Hofes schrieb, wie z. B. Chamilly an den Dänischen Minister von Schestadt: **J'ai reçu, Monsieur, la lettre que vous avez pris la peine de m'écrire, dont la style m'a paru si vandale que je me persuaderais aisément, que vous l'avez prise dans quelque archive du temps du roi Dan etc.** Gremonville drohte sogar Kaiser Leopold **I.** ins Gesicht mit dem Zorn seines Gebieters, und nöthigte ihn den Zusatz: Oberhaupt

1) König August **II.** schrieb darüber sehr wahr an den Primas: **vous ferez vous même réflexion, combien les princes seraient à plaindre, s'ils étaient obligés de souffrir les insolences et les insultes que des ministres étrangers voudraient faire contre leurs personnes et contre leurs états,** nur war er nicht der Mann, seinen Worten Nachdruck zu geben, das beweist noch das Gemälde, welches im Dresdner Schloß August's Audienz bei Ludwig **XIV.** darstellt, sehr anschaulich.

der Christenheit aus seinem Titel wegzulassen. Aehnliches sahen wir zu Napoleons Zeit.

1648 bestand das ganze diplomatische Corps von Frankreich aus drei bevollmächtigten Ministern bei den Friedensverhandlungen zu Münster; aus zwei außerordentlichen Ambassadeuren in England und Holland, aus sechs anderen Ambassadeuren in Polen, Constantinopel, Rom, Venedig, Turin und der Schweiz, dann aus zwölf Residenten, von denen allein fünf in Deutschland accreditirt waren [1]), endlich aus einem Staatsrath für Portugal, weil der König noch nicht anerkannt war. Folglich zusammen aus 24 Stellen. Dieses ist eine auffallend geringe Zahl. Allein wie viele herumreisende französische Botschafter gab es nicht! Nicht nach Regensburg oder Frankfurt allein, selbst auf die deutschen Kreistage drängten sie sich herzu.

Das größte Uebergewicht erhielt indessen die französische Diplomatie dadurch, daß nach dem westphälischen Frieden die französische Sprache allmälig die politische Geschäftssprache wurde. Dieses Vorrecht ward von den französischen Gesandten absichtlich, mit großer Standhaftigkeit, List und Anmaßung errungen. Doch wenn sie verlangten, daß mit ihnen französisch unterhandelt werden müsse, als Beweis des Vorzugs und der Hoheit, die Frankreich gebührten, so durfte man ihnen, um sie zurückzuweisen, nicht solche elende Gründe opponiren, wie den, daß der lateinischen Sprache der Vorzug gebühre, weil das deutsche Reich das römische wäre. Uebrigens bemerkte schon William Temple in seinen Mémoiren, daß den dänischen Gesandten Hög (welcher von den französischen in Nimwegen gefordert hatte, daß sie mit ihm mündlich und schriftlich lateinisch verhandeln sollten) mit Recht Niemand unterstützt hätte; eine Erklärung, die um so wichtiger ist, als Temple Einer der Vermittler auf jenem Congreß war.

1) Flassan III, p. 182. note.

Ebenso gewann die französische Diplomatie nicht unbedeutende Vortheile dadurch, daß sie die Sitten und Moden des französischen Hofes an andere Hoflager, besonders deutsche verpflanzte. Wie in Paris, spielten nun überall Hofdamen mit Politik. Um den französischen Gesandten gruppirte sich seitdem ein Heer dienender politischer Priesterinnen. Dadurch verbreitete sich an allen Höfen der französische Einfluß, und damit sich derselbe auf langhin befestigen möchte, dazu ward den fremden Fürsten ein sorgfältiger Unterricht in französischer Regierungsweise, in den Grundsätzen eines antik-römischen Kaiser-régime gegeben [1]). Wie glücklich die französischen Gesandten hierin waren, lehrt selbst der flüchtigste Blick in das theatrum europaeum, in Schlözer's Staats-Anzeigen, in Moser's patriotisches Archiv und in tausend andern Zeitschilderungen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die französische Diplomatie mit diesen Mitteln und Erfolgen Außerordentliches hätte leisten, das Abendland gewissermaßen diplomatisch erobern, und Frankreichs politische Suprematie auf weit hinaus hätte feststellen müssen. Allein es gebrach ihr an jeder höheren Idee. Sie sah nur Frankreich; in Frankreich die Welt. Jeder Sinn, ja selbst die entfernteste Ahnung eines Staatenbundes, eines föderativen Interesses ging ihr ab. Sie lebte wie König Ludwig, der Besungene, lediglich vom kurzen Augenblick, von dem Sonnenblick der Gunst, von dem Beifall des **Versaillier**-Hofes. Und doch war alles, was sie that und nicht that, aus einem System hervorgegangen.

---

1) „Sehr besonders ist es doch, daß die Franzosen schon damals ihre Verfassung aller Welt angepriesen haben: den glücklichen Zustand der schutzreichen Unterthänigkeit, in dem sich Frankreich unter seinem (absoluten) Könige befinde.“ Ranke histor. pol. Zeitschr. S. 10.

Die französische Diplomatie begriff das Eine, Frankreichs Centralstellung, vollkommen. „Laßt der französischen Politik Gerechtigkeit widerfahren," ruft Friedrich der Große aus, „sie ist nie so „kurzsichtig, als man es glauben möchte. Sonst waren die Franzosen genöthigt, mit ganz Europa zu fechten und ihrem Muth allein „waren sie ihre Eroberungen schuldig. Jetzt verdanken sie ihre Vortheile ihrer Unterhandlungskunst und es ist weniger ihre Macht als „die Schwäche ihrer Feinde, der man den triumphirenden Lauf ihres „Glücks zuschreiben muß. Es giebt nichts, bis auf die Streitigkeiten „in dem kleinen Genf, in das sich Frankreich nicht gemischt hätte. „Hat man Streitigkeiten: Frankreich entscheidet sie; will man „Krieg führen, Frankreich ist auf dem Schlachtfeld; sollen Friedensartikel verabredet werden, Frankreich schreibt Gesetze vor und „erhebt sich zum Schiedsrichter des Erdkreises. Denn sobald Frankreich zu seinem Zwecke gelangt ist und es nicht mehr für nöthig hält, „eine gewisse Mäßigung zu üben, wird man sogleich an seinen Unterhändlern einen unermeßlichen Stolz und Uebermuth gewahren [1])." Friedrich der Große bemerkt hierin sehr treffend, daß die Gemeinschaftlichkeit des europäischen Abendlandes in Frankreich — eigentlich in Paris — ihren Mittelpunkt fand und daß zur Anerkenntniß dieses Zustandes die französische Diplomatie wesentlich mit beigetragen habe. Denn eben letztere wußte klar, daß Frankreich in der politischen Bewegung des ganzen abendländischen Europas der betheiligteste Staat geworden sei. Deshalb suchte sie als ihr höchstes, letztes, einziges Ziel die Gesetze dieser Bewegung unbedingt an Frankreich zu knüpfen und von diesem allein ausgehen zu machen. Sie wußte, daß Frankreich in seiner Stellung als Feind allen Staaten zu

1) Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe. 1763. Oeuvres posthumes de Fréderic II.

schaden, als Freund allen zu nützen vermochte, und deshalb übersah sie in stolzem Taumel das Gesetz der Gegenseitigkeit, die dem Centrum correspondirende Peripherie des Systems, das Gleichgewicht. Daher verirrte sie sich in Ideen, wie sie im Mittelalter das Pabstthum in kirchlicher Hinsicht geltend gemacht hatte. Das neuere Staatensystem ruhte aber grundsätzlich auf einem germanischen Freiheitsprincip, nicht auf einem romanisch-theokratischen Absolutismus.

Gegen letzteren zeugte schon das auflebende mercantile und coloniale Interesse aller abendländischen Staaten. Jacques Carlier hatte für Frankreich 1532 Canada entdeckt, aber diese Entdeckung blieb lange Zeit ohne Bedeutung. Denn erst 1604 errichteten die Franzosen mehrere Forts daselbst und siedelten sich an. Den Handelscolonien entsprach der Charakter der französischen Regierung, den Ackerbaucolonien der Charakter der Nation nicht. Deshalb war die französische Colonial-Politik stets liberaler wie diejenige anderer Staaten. Richelieu endlich, welcher im Innern ohne bedrückende Einschränkungen zu Sully's Finanzeinrichtungen zurück zu lenken bestrebt war, richtete zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf den ostindischen Handel und suchte Frankreich eine Theilnahme an demselben zu sichern. Doch noch ohne Erfolg. Es blieb Colbert vorbehalten, Frankreich einen ansehnlichen Colonial-Besitz und Handel zu erwerben. Merkwürdig ist indessen die Art und Weise, wie Frankreich zu seinen wichtigsten Colonien gelangt. Colbert kauft erstlich die Inseln Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Grenada und die Grenadillen für den Staat, dann gehen aus dem Piratenstaat der Flibustier die westlichen französischen Niederlassungen auf St. Domingo hervor, dessen Besitz allein später nach Necker's glaubwürdiger Versicherung jährlich nicht weniger als 70 Mill. Fr. in Frankreichs

baare Balanz warf; endlich wird die französische ostindische Compagnie mit einem Fonds von funfzehn Millionen auf Eroberungen hin privilegirt. Demohngeachtet sanken auch diese kaum entwickelten Colonial-Interessen nach Colbert's Tode. Dessen Merkantilsystem selbst stellte sich ihrem frischen Gedeihen entgegen und ohne Zweifel durfte auch das Mutterland die erste Berücksichtigung in Anspruch nehmen. „Bei Mazarin's Tode war weder die Fabrikation, noch Handel und Schifffahrt, noch die Fischerei bedeutend und das Finanzwesen im schlechtesten Zustand. Colbert hatte den Muth, für sich allein ein Werk zu unternehmen, das England nur nach drei Jahrhunderte langem Bestreben und nach zwei Revolutionen gelungen war. Aus allen Ländern verschrieb er die geschicktesten Fabrikanten und Arbeiter, kaufte er Gewerbsgeheimnisse, schaffte er bessere Maschinen und Werkzeuge herbei. Durch ein allgemeines wirksames Douanensystem sicherte er der innern Industrie den innern Markt, durch Aufhebung oder möglichste Beschränkung der Provinzialdouanen, durch Anlegung von Straßen und Canälen beförderte er den innern Verkehr. Diese Maßregeln gereichten dem Ackerbau noch mehr als den Fabriken zum Vortheil, indem er die Zahl seiner Consumenten verdoppelte und verdreifachte und die Producenten mit den Consumenten in wohlfeile und leichte Verbindung setzte. Die Erweiterung des auswärtigen Handels und die Beförderung der Fischerei ließ er sich besonders angelegen sein. Er richtete den Handel mit der Levante wieder auf und eröffnete den mit dem Norden. In allen Zweigen der Administration führte er die strengste Sparsamkeit und Ordnung ein [1])." Bei seinem Tode zählte Frankreich in der Wollfabrikation **50,000** Webestühle, producirte es für **50** Millionen Fr.

1) List, der internationale Handel S. 121.

Seidenfabricate, waren die Staatseinkünfte um mehr als 28 Mill. Fr. gestiegen. Die Steuern hatte er fast auf die Hälfte herabgesetzt, mußte dieselben aber selbst wieder erhöhen. Die wirklichen Einnahmen betrugen 1683, als er starb, 116 Mill. Fr. Nach England waren um das Jahr 1669 gegen 1,200,000 Pfd. St. mehr aus- als von demselben eingeführt worden [1]). Aber wie rasch zerfiel all dieser aufblühende Wohlstand in Ludwig's Kriegen. Denn jedes Jahr des 1672 begonnenen Kriegs kostete 110, jedes Jahr des Kriegs von 1688 aber 180 Mill. [2]). Eine Schuldenlast von 2500 Mill. Livr. drückte daher Frankreich darnieder, als Ludwig starb. Die Aufhebung des Edikts von Nantes hatte mehr als 500,000 gewerbfleißige oder gelehrte Hugenotten nach der Schweiz, Holland, England und Deutschland geführt. Hierher brachten sie nun ihre Gewerbkenntnisse, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Literatur. So diente auch dieser Staatsstreich Frankreich zu einem politischen Vortheil wider Einsicht und Willen dessen, der ihn gewissenlos begangen hatte.

Colbert hatte in seiner, obschon harten und despotischen Verwaltung jedenfalls dargethan, daß Frankreichs industriellen und commerziellen Kräfte einer solchen außerordentlichen Entwickelung und Schwungkraft fähig seien, daß sie dem ganzen übrigen Abendland Europas ein ehrenvolles und unabweisbares Gleichgewicht zu halten vermochten [3]). Auch bemerkt Hr. von Raumer sehr wahr, „daß

1) Puffendorf, Einleitung zur Geschichte ꝛc. indem er sich hierbei auf des Engländers Fortry Berechnung stützt. c. V. §. 26. Puffendorf giebt die Staatseinnahmen von Frankreich unter Carl IX. auf 10 Mill. Fr., unter Heinrich IV. auf 19 Mill. 1639 auf 77 Mill. und unter Ludwig XIV. auf 150 Mill. Fr. an. Ebendas.

2) Raumer Gesch. Europ. VI. S. 142.

3) Die Belege hierfür finden sich reichhaltig in des Ministerialraths Kleinschrod schätzbarem Buch: Ueber die Beförderungsmittel der Agricultur und des Gewerbewesens in Frankreich. Der Verf. hat seine Materialien bei mehrjährigem Aufenthalt in Frankreich mit großem Fleiß gesammelt.

die damals in Frankreich aufgestellten und angewandten Grundsätze nicht blos für dieses Reich, sondern für ganz Europa wichtig und folgenreich geworden sind [1])." Freilich nicht immer in erfreulicher und glücklicher Weise.

Es würde seltsam sein, wenn wir das **Uebergewicht** und die **Herrschaft**, welche die französischen Grundsätze in absoluten Regierungs- und büreaukratischen Verwaltungsweisen, im Kriegs-, Polizei- und Finanzwesen, welche die französische Industrie, Sprache, Literatur, Kunst und Mode über das europäische Abendland ausgeübt haben, ausführlich darzustellen versuchen wollten. Dieser nationale Einfluß von Frankreich auf die übrigen Staaten zusammen ist allzu notorisch, allzu mächtig und bezaubernd, allzu dauernd — und traurig gewesen, als daß wir nothwendig für Andere und Lust für uns hätten, diese furchtbare geistige und formelle Domination Frankreichs neben dessen politischer Präpotenz noch zu schildern. Die Willkührlichkeit und Ungerechtigkeit von Frankreichs Ansprüchen unter Ludwig XIV., der Stolz, mit dem es dieselben der Welt ankündigte, der Schrecken, welchen es bei allen seinen Nachbarn verbreitete, das allgemeine Mißtrauen des Abendlandes, die so oft erneuerten, nothgedrungenen Verbindungen und Coalitionen gegen die Plane des französischen Cabinets beweisen zur Genüge die übermächtige Herrschaft dieses Staats. Und nur zu gewiß ist, daß die sittliche und sociale Knechtschaft, in welche Frankreich das Abendland so lange Zeit gebannt hielt, jener religiösen völlig entsprach, in welcher das Pabstthum den Occident Jahrhunderte hindurch gefangen gehalten hatte. Der letzte, endliche Zweck, alle andern abendländischen Staaten zu königlich-französischen Vasallenstaaten

---

1) Geschichte Europas VI. S. 136.

zu machen, ward allerdings in eben dem Grade verfehlt wie jener, das Abendland in ein päbstlich-lateinisches Feudum zu verwandeln. Allein wie hier, kam man auch dort dem Ziel unerwartet glücklich nah, so daß von beiden romanischen Unterdrückungsversuchen [1]) noch heute in allen den Staaten, welche das Objekt derselben bildeten, die tiefsten, schmerzlichsten Spuren zurückgeblieben sind. Diese eiternden, faulen Wunden zu schließen, zu heilen, vergessen zu machen, dazu ist der Germanismus zunächst berufen.

Blicken wir nun auf den politischen innern und äußern Zustand, in welchem sich Frankreich befunden, als es in die Centralstellung des abendländischen Föderativsystems eintrat, zurück und vergleichen wir jenen mit dem, worin es 1660 nach dem pyrenäischen Friedensschluß stand, so ist seine Zunahme an innerer und äußerer Stärke, die rasche Entfaltung seiner centralen Macht ganz außerordentlich zu nennen. Frankreich begann damit, sich allein dem riesenhaften Uebergewicht und treuen Glück des Hauses Habsburg muthig entgegen zu werfen, allein, ohne irgend zuverlässige oder wesentlich starke Alliirte, in inneren Verhältnissen, welche einen religiös-politischen Zwiespalt, einen Bürgerkrieg schon im Schooß trugen, also zu solchem zweifelhaften Beginnen durchaus keine Rechtfertigung und nachhaltige Unterstützung boten. Und Frankreich endete damit, daß es nicht allein die deutsche wie die spanische Linie von Habsburg für alle Zukunft jener Kraft beraubt hat, welche eine unwiderstehliche Prävalenz dieses Hauses befürchten ließ, sondern daß es selbst in einem fast noch eminenteren Sinn eine Zwingherrschaft über das Abendland an sich bringt.

---

1) Merkwürdig ist, wie selbst zu einer Zeit, wo Frankreich gegen päbstliche Tendenzen arbeitet, dasselbe doch von den päbstlichen Nuntien unterstützt wird. So von Rocci in Regensburg, von Bagni in Paris während der westphälischen Friedensunterhandlungen.

Denn Frankreich besaß, wie **Hume** scharfsinnig bemerkt, „durchaus alle Vortheile der österreichischen Macht, ohne durch eine ihrer Schranken gehemmt zu werden."

Wir halten uns nicht mit Hypothesen auf, die so wenig nutzbringend als überzeugend klar sein können, was Frankreich, was das Abendland, was Europa wohl geworden und heute sein würde, wenn Frankreich seine Stellung, seinen Einfluß, seine Macht nicht verkannt und mißbraucht, sondern dieselben auf die geraden Linien des Rechts beschränkt und mit unwandelbarer strenger Gerechtigkeit ausgeübt haben würde; wir gehen vielmehr unverweilt auf die Ursachen über, welche diese große Ueberlegenheit, diese immensen Kräfte, diesen durchgreifenden politischen Einfluß, diese theils in furchtsam übertreibender Einbildung, theils in unableugbarer Wirklichkeit begründete colossale Macht gehemmt, zersplittert, irre und muthlos gemacht und endlich Frankreich allmälig aus seiner abendländischen Centralstellung theils auf gewaltsame, theils auf friedliche Weise hinausgedrängt haben.

Frankreichs Uebergewicht war seit dem westphälischen und pyrenäischen Frieden entschieden. In demselben Augenblick fühlten aber auch die meisten abendländischen Staaten, daß ihre Selbsterhaltung mit einer ferneren Vergrößerung des schon übermächtigen Frankreichs durchaus unvereinbar sei. Als daher Ludwig die spanischen Niederlande und Holland, mit Verachtung alles Rechts, auf an sich nichtige und haltlose Gründe hin überfiel, da trat nun das peripherisch um Frankreich gelagerte, gemeinschaftlich verletzte Abendland in einem fast permanenten Congreß auf dem Haag zusammen. Man schränkte sich genau auf den rechtmäßigen Zweck einer wahrhaft defensiven Verbindung ein. Die Aufrechthaltung des westphälischen Friedens war die einzige Grundlage aller Verabredungen. Man wollte nichts

mehr, nichts Anderes als das Eine, man wollte Frankreich zwingen, gerecht zu sein. Aber in übermüthigster Eroberungssucht, im stolzesten Voll-Gefühl aller der Vortheile, welche Frankreich die Centralstellung gewähre, ward von dem französischen Cabinet unbeachtet gelassen, daß für Frankreich selbst jede einem Glied der Föderation drohende Krisis gefahrvoll und doppelt gefahrvoll sei, wenn Frankreich zumal unmittelbar und aggressiv diese Krisis herbeiführe. Es hatte unbeachtet gelassen, daß jede gleichmäßige Wechselwirkung, jede rechtliche Entwickelung, jede traktatmäßig vermittelte Streitfrage ihm zunächst mit günstig und wahrhaft vortheilbringend sei. Auf dem kürzesten, auf dem willkührlichsten Weg wollte es sich die Diktatur des Abendlandes erwerben. Wie das Medusenhaupt gedachte es alle diejenigen zu versteinern, welche sich noch offene, klare, unverzagte Augen wider Unrecht und Gewalt erhalten hatten. Daß ihn dieser zerschmetternde Schrecken begleiten müsse und würde, davon war Ludwig überzeugt. Er pochte auf seine Armeen, Feldherrn, Festungen, Gesandte, Emissäre, auf sein Geld und seinen magischen Glanz. Indessen war einerseits wohl anzuerkennen, daß Frankreich mit Recht keine Alterirung des abendländischen Staatensystems unbeachtet lassen durfte, daß es um seiner selbst und des Ganzen willen von den allgemeinsten wie von den speciellsten politischen Interessen stete, ununterbrochene und genaue Kenntniß nehmen mußte und daß ohne Zweifel kein Kanonenschuß im Abendlande hätte fallen sollen, ohne daß Frankreich davon prävenirt gewesen, so hatten andrerseits die übrigen föderativen Staaten die Pflicht, Frankreichs Thun und Lassen nicht minder streng zu überwachen, Frankreich in keiner politischen Combination zu übersehen und dessen Ueberschreiten seiner föderativen Marksteine, associirt und einmüthig mit dem größten Ernst, mit fester Energie, im hartnäckigsten Krieg unbedingt zurück zu weisen.

Nicht mag vergessen werden, daß Holland und England, beide zugleich in Wilhelm von Oranien repräsentirt, es waren, welche damals im entscheidenden Augenblick das germanische Princip der Freiheit, des Rechts, der Treue am gegebenen Wort zuerst mit Entschlossenheit verfochten [1]), zwei Staaten, die in ihrer damaligen Gestalt weder durch die Größe ihres Gebiets noch durch ihre Volksmenge, noch durch ihre militairischen Kräfte mit irgend einem Hauptstaat des festen Landes zu wetteifern im Stande gewesen wären, die aber in ihrem Geldreichthum und in ihrer Marine die Mittel zu einem Einfluß und zu einer Wirksamkeit fanden, vermöge deren sie den mächtigsten die Spitze bieten konnten. Von allen deutschen Reichsfürsten erkannte nur Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg klar und lebhaft, im Geist seines großen Vaters, die Gefahr und was Pflicht des Deutschen sei. Das Mißverhältniß zwischen Frankreichs Kräften und den der Continental-Staaten, welche es zunächst umgaben, war einleuchtend. Und die Integrität dieser Nachbarstaaten war stets bedroht und sehr häufig verletzt. Daher kam, daß einige durch ein überwiegendes Interesse für Frankreich günstig gestimmt zur fortdauernden Freundschaft mit Frankreich durch starke Motive der Selbsterhaltung aufgefordert waren. Wie mochte da Frankreich in die Grenzen föderativer Gegenseitigkeit zurückgewiesen, wie hätte das Staatensystem des europäischen Westen gerettet werden können, wenn ein Jakob II. auf dem brittischen Thron länger geblieben wäre? Da aber hob der allgemeine Widerstand, ein abendländisches Freiheitsgefühl bei Erkenntniß großer Schwäche, den Oranier auf den Insular-Thron der Elisabeth. Selbst Innocenz XI. trug zu

1) Dafür wurde von vielen klugen deutschen Staatsmännern in Vorschlag gebracht, „mit England und Holland alles Commercium aufzuheben, weil beide dadurch auf das äußerste ruinirt werden könnten.“ Förster, Höfe und Cabinette I. S. 114.

dieser Föderations-Revolution, natürlich nicht als Pabst[1]), aber wohl als Glied des Staatenbundes bei. Seitdem stand England wider Frankreich. Es besaß ein starkes, Frankreich widersprechendes Interesse und starke Mittel und Kraft demgemäß zu handeln.

Betrachtet man aber die Gefahr, welche für Frankreich in dieser steten und gesteigerten Collision mit den brittischen Interessen lag, aus ihrem wahren Gesichtspunkt, so ergiebt sich, daß die eigentliche Basis von Frankreichs politischer Selbstständigkeit und Größe, erstlich die Sicherheit und Unverletzlichkeit des Gebiets an sich, dann, so lange das Staatensystem blieb wie es war, seine Centralstellung in keinem noch so unglücklich geführten Kriege mit England auf eine irgend wesentliche Art bedroht und angegriffen war. Das innere Fundament der französischen Macht blieb im Gegentheil unberührt und unerschüttert. Es konnte sogar nur als Wohlthat für Frankreich angesehen werden, wenn es in seinen colossalen Entwürfen, die seine Kräfte weit überflogen, durch England aufgehalten wurde. Es konnte sogar nur stärker in der That werden, indem es in der eigenen Meinung weniger ward. Denn auf einen zu großen, ungerechten Einfluß Verzicht leisten, hieß noch nicht seinen gerechten föderativen aufgeben müssen und verlieren. Darum stand auch Frankreich von den empfindlichsten Schlägen, welche ihm England beibringen konnte, gewöhnlich in kurzer Zeit wieder auf und forderte, was es augenblicklich verloren hatte, mit siegreichem Nachdruck und oft mit Zinsen zurück. Frankreich besaß noch alles, was ein Staat vom ersten Rang, was Frankreich als Mittelpunkt des Staatensystems besitzen,

---

1) Ranke, die römischen Päbste **III.** S. 171 u. f. Im Interesse der lateinischen Kirche hätte Innocenz **XI.** jedenfalls Jacob **II.** unterstützen und dieses religiöse dem politischen Interesse vorsetzen müssen. Allein der päbstliche Haß gegen die gallikanische Kirche war stärker und säete Wind, um Ungewitter zu ernten.

verlangen und behaupten konnte. Aber seit dem Ryswiker Frieden sank es. Der spanische Successionskrieg entkräftete es merklicher. Es kehrte nicht mehr, so oft es sich auch nachher wieder erhob, zu der Kraft, zu dem Umfang zurück, worin man es in früherer Periode erblickt hatte. Wir berücksichtigen hier nicht die spätere Zeit der französischen Revolution und Napoleons, weil Frankreich in letzterer schon seine Centralstellung theils selbst aufgegeben, theils in der neuen Gestaltung des Systems verloren hatte und nach jenem thörichten Ziele rang, welches nur zwischen absoluter Isolirung oder dem Untergang die Wahl frei lassen sollte. Auch ist eben die in militairischer Beziehung ohne Zweifel höchst belehrende Epoche von 1792 bis 1812 hinsichtlich des Staatensystems selbst keineswegs, zumal von französischer Seite, so wichtig, so folgenreich und unterrichtend wie gemeinhin angenommen wird. Am wenigsten bietet dieselbe ein wahrhaft politisches, allgemeines Interesse dar, welches dem des ihr vorausgegangenen Jahrhunderts irgend zur Seite gestellt werden dürfte. Denn Frankreich büßte seine Centralstellung nicht erst durch die französische Revolution und bei dem Wiener Congreß ein, so wenig wie Deutschland erst durch den Kampf von 1813 europäischer Centralstaat wurde. Sondern nach und nach verlor es sowohl durch eigene politische Fehler als wie durch die Macht der Umstände und durch die Ausbildung des abendländischen zu einem europäischen Föderativsystem seine centrale Stellung. In dieser allmäligen Umwandelung entwickelte sich auch allmälig das Neue. Noch einmal hatte Cardinal Fleury Richelieu's und Mazarin's Politik aufzunehmen und fortzusetzen gesucht. Die Zeit dafür war vorüber. Das Projekt Fleury's, die österreichische Monarchie nach Carl's VI. Hintritt zu zertheilen und im deutschen Reich vier fast gleich mächtige Staaten (Baiern mit Böhmen; Sachsen mit

Mähren und Oberschlesien; Preußen mit Niederschlesien; Oesterreich auf Ungarn reducirt) neben einander zu stellen, war daher eine reine Chimäre und insoweit der alte Cardinal zur Ausführung dieser thörichten Idee schritt, unzweifelhaft eine bêtise. Wie richtiger urtheilte der Präsident Jeannin unter Ludwig XIII.! Frankreich war arm an Staatsmännern mit scharfem Adlerblick, mit großem erhabenen Charakter, wie arm an Feldherrn geworden. Dies sollte sich in Zukunft noch anschaulicher zeigen.

Fünfzehn Jahre nach dem Abschluß des Nymphenburger Traktats wider Oesterreich schloß Frankreich am 1. Mai 1756 mit Oesterreich den bekannten Neutralitäts-, Freundschafts- und Allianztraktat. Wenn irgend ein politischer Akt als ein schlagender Beweis dafür aufgeführt werden kann, daß Frankreich nicht mehr seine Centralstellung begriff, so ist es dieser. Das Gegengewicht gegen Oesterreich, welches Frankreich in früheren Zeiten in seiner immer nur unsichern und vollständigen Verbindung mit den deutschen Reichsfürsten fand, war mit dem, was Preußen allein seit seiner Erhebung ihm darbot, in keine Parallele zu stellen. Jetzt hatte Frankreich unter allen möglichen Conjunkturen zwischen zwei beinahe gleichmächtigen Alliirten die Wahl. Der Eine oder der Andere war ihm gewiß. War daher Fleury's Projekt, Oesterreich zu zerstückeln, ein unbegreifliches Verkennen des eigenen politischen Vortheils und des richtigen französischen Standpunkts, so war es diese Allianz mit Oesterreich, um Preußen zu vernichten, nicht minder. Kann es nun nach solchen politischen Fehlern noch Verwunderung erregen, daß Frankreich bei der polnischen Theilung ein müßiger, kalter, stummer, uneigennütziger Zuschauer blieb? Mag es noch in Erstaunen setzen, daß es endlich sogar mit England (1786) den ersten förmlichen, für sich so ungünstigen Handelstraktat einging?

Frankreichs Rolle als Centralstaat des abendländischen Staatensystems war ausgespielt, zu Ende für immer.

Preußens Erhebung von einer untergeordneten Macht zu einer vom ersten Rang und Einfluß in Europa rief nicht nur große Veränderungen im Innern des deutschen Reichs hervor, sondern hatte eben so große in den Verhältnissen zwischen letzterem und Frankreich bewirkt. Dieses verlor durch Preußens Consolidirung seinen unmittelbaren Einfluß auf die Reichsangelegenheiten gänzlich. Diese Thatsache ist so oft ausgesprochen und so oft wiederholt worden, daß wir es für völlig überflüssig halten, die Belege dafür nochmals aus **Soulavie, Ségur** (l'ainé) und **Favier** zu holen. Offen gestand der Letztgenannte, daß seit Preußens Erhebung Frankreich in Bezug auf Deutschland „une puissance secondaire" geworden sei. Demohnerachtet war Preußens Umwandelung in einen Hauptstaat Europas für Frankreich eher wohlthätig als zum Nachtheil. Denn nicht durch Preußens, sondern durch Rußlands Erhebung und Eintritt in das Staatensystem ward Frankreich gedrängt, seine Centralstellung aufzugeben und zu verlassen; dagegen konnte es durch Preußens Consolidirung ein für allemal über Deutschlands Schicksal beruhigt sein und die Furcht vor einer österreichischen Präponderanz, das einzige rechtmäßige Motiv seiner Theilnahme am dreissigjährigen Krieg, aus der Reihe seiner politischen Rücksichten auf immer verbannen. Daß seitdem auf Preußens und Oesterreichs ganzem Einverständniß, auf deren treuen, festen Verbündung Deutschlands Stärke und Sicherheit beruhe, selbst diese mächtige, scheinbar so bedrohliche, aber doch essentiel nur defensive National-Allianz konnte in solcher föderativen Zusammensetzung ohne staatliche Verschmelzung für Frankreich nur erwünscht sein, indem es nun die Kräfte, welche es bis dahin wider Deutschland gewendet, um seine Grenzen zu

schützen, ungestört anderen Unternehmungen widmen durfte. Ein schwaches, ein kraftloses, ein zerrissenes Deutschland ist, wie für Rußland, so auch für Frankreich stets ein großer politischer Nachtheil, ein wahres Unglück. Solches mochte noch zu Anfang unseres Jahrhunderts für eine paradoxe Lehre gelten, seit dem Krieg von 1813 aber und der Zernichtung des Napoleontischen Kaiserreichs ist es eine einfache, einleuchtende und unumstößliche Wahrheit geworden.

Anders verhielt es sich mit Rußlands Eintritt in das abendländische Staatensystem, welches letztere sich seitdem zu einem europäischen gestaltete. Durch diesen Beitritt erlitt Frankreichs Centralstellung den wesentlichsten Stoß. Hatte Jenes zuvor dieselbe durch unverantwortliche eigene Fehler mehr als einmal compromittirt und leichtfertig preisgegeben, so war es nun, als Rußlands Theilnahme an dem Staatenbund unabweisbar und entscheidend geworden war, absolut gezwungen, dieselbe zu verlassen und an Deutschland die Centralstellung des europäischen Staatenbundes abzutreten. Ludwig XIV. erlebte selbst noch die ersten Anfänge dieser Veränderung. Denn so bald und rasch knüpfte sich schon an den politischen Höhepunkt von Frankreich dessen Abnahme und Verfall im Staatenbunde an. Wahrlich eine große Lehre, welche Allen das: discite justitiam zuruft!

So wenig wie Frankreich das Emporsteigen Englands behindern konnte, da dieses die einfache Wirkung des Handels und der Colonialbesitzungen war, eben so wenig war es im Stande, Rußlands Erhebung, einer natürlichen Folge von dessen Civilisation, wirksam entgegenzustreben. Aber auch hierin war Richelieu der erste, welcher den künftigen großen politischen Einfluß von Rußland ahnete. Er läßt Deshayes-Courmesnin den ersten Handelstraktat mit dieser Macht schließen. Der Gegenstand war unbedeutend. Der Czar

Michael Feodorowicz bewilligte den Franzosen freien Handel gegen 2 pr. Ct. Abgabe und freie Passage den französischen Courieren nach Persien, dagegen verweigerte er ihnen unbedingt die öffentliche Ausübung des lateinischen Cultus im Gebiet der morgenländischen-katholischen Kirche[1]). Hierauf giebt Flassan zwei russische Gesandtschaften an Ludwig XIV. an, an deren Spitze er beide Male einen Potemkin[2]) stellt. Demgemäß hätte in der ersten im J. 1668, ein Jahr nach dem Friedensschluß von Andrusow mit Polen, Czar Alexei Michailowicz dem König von Frankreich seinen Säbel übersandt und ihm sagen lassen: qu' il ne pouvait rien offrir à S. Maj. qu' il crût plus digne d'elle qu' un sabre avec lequel il avait gagné plusieurs batailles; in der zweiten aber von Czar Feodor Alexejewicz 1681, also gleich nach dem Traktat von Baktschiserai mit der Pforte, hätte Rußland seine Freundschaft dem König versichern lassen[3]). Beide Sendungen waren also völlig an sich unbedeutend und höchstens nur beiläufige Ehrenbezeugungen. Das einzige Interesse gewinnen sie nur durch den Zeitpunkt, in dem sie statt fanden. Die Czare wählen denselben beide Male nach einem glücklichen und für Rußland ehrenvollen Friedensschluß mit Frankreichs alten Verbündeten, Polen und der Türkei, offenbar in der Absicht, Frankreich auf Rußlands politische Bedeutung aufmerksam zu machen. Auf seiner ersten Reise in den Westen Europas umgeht Peter der Große absichtlich Frankreich. Er will Ludwig XIV. nicht sehen. Dagegen kommt er während der Regentschaft nach Paris. Schweden, Frankreichs Alliirter, ist nun

1) Flassan l. c. II. p. 425.

2) Von Potemkin schreibt Flassan: tout ce que dit l'ambassadeur, annonçait du sens et de l'éducation et il fit connaître avantageusement sa nation, III. p. 41.

3) „Les pouvoirs de cet ambassadeur étaient trés limités.“ Flassan.

gänzlich niedergeworfen, Rußland der präponderirende Staat im Norden geworden. Der französische Einfluß in Schweden und Polen ist völlig paralysirt. „Vielleicht können wir uns mit der Zeit einander nützlich sein," sagt nun mit Würde der große Kaiser zu dem Knaben Ludwig **XV.**, welchen er auf seinem kräftigen Arm schaukelt. Frankreich ahnet klarer Rußlands glanzvolle Zukunft. Es prägt die Medaille mit dem Worten Virgils: **vires adquirit eundo**; die Sorbonne will die lateinische mit der orientalisch-katholischen Kirche mit Hülfe Rußlands vereinigen, und das Cabinet von Versailles verliert plötzlich seinen unbeugsamen Stolz und wird gegen eine Macht äußerst behutsam, **qui semblait vouloir prendre un vol si élevé** [1])! Nach Rußland wurde nun eine stehende Gesandtschaft unter Hrn. von Campredon gesandt. Doch dieser vermittelt erst noch am schwedischen Hof den Frieden von Nystadt und hat dann in der Morgenstunde des 22. Oktobers **1721** seine erste Audienz bei Peter dem Großen [2]), an eben dem denkwürdigen Tage, an welchem auf die Bitte aller Stände des russischen Reichs Peter der Große den Kaisertitel feierlich annimmt! Vierzehn Jahre später erschien endlich die erste russische Armee in Deutschland, zur Hülfe des deutschen Reichsoberhaupts, gegen Frankreich.

Die einzige unter den großen Mächten Europas, bei welcher der Einfluß von Frankreich nie anhaltend Fuß fassen konnte, war und blieb Rußland. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen am Tage.

---

1) **Flassan IV. p. 461.**

2) Bacmeister's Beiträge zur Gesch. Peters des Großen. **II**, S. 237. In seinen Verhältnissen mit dem österreichischen Hofe nannte sich schon **Wasili Imperator** und der österreichische Hof nannte ihn Kaiser. Den Titel **Imperator** gaben auch England und Frankreich den Czaren Johann **IV.**, Feodor **I.** und Michael Feodorowicz. Uebrigens ist das Wort Czar nicht das abgekürzte Cesar, sondern ein altes orientalisches Wort, das durch die Bibelübersetzung in Rußland eingeführt wurde.

Rußland trat erst dann in den Staatenbund des Westens, als Frankreichs centrale föderative Bedeutung schon sehr geschwächt war und sich die peripherisch associirten Staaten gegen Frankreich ein solches Uebergewicht errungen hatten, daß letzteres nur noch vorübergehend ein Gleichgewicht wieder herzustellen vermochte. „Ich zweifle," schreibt zwar noch Ségur „daß es irgend einen Zeitpunkt giebt, in welchem die französische Monarchie einer größeren Consideration genoß, als in jenem von dem Frieden, welcher den amerikanischen Krieg beendigte, bis auf die holländische Revolution [1])." Dies kann wohl zugegeben werden, aber dieser Zeitraum, wo Frankreich noch diese hohe Consideration genoß, bestand nur aus drei Jahren! In dieser Umwandelungsperiode, in welcher sich das abendländische Staatensystem zu einem europäischen erweiterte und steigerte, und welche Rußlands Emporsteigen wesentlich mit veranlaßt und bedingt hatte, gab es zwischen Rußland und Frankreich keinen anderen wichtigen Gegenstand eines gemeinschaftlichen politischen Interesses, als die Bildung eines Gleichgewichts für Europa, wozu Frankreich und Rußland so lange sich wechselseitig in Schranken halten und gegen einander balanciren sollten, bis Deutschland als das neue Föderations-Centrum lebensstark, völlig selbstständig und von jedem fremden Einfluß frei und unabhängig geworden wäre. Ueberdies hatte England, durch seine großen Handelsverbindungen mit Rußland seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, jede Thätigkeit des französischen Cabinets in St. Petersburg nach und nach geschwächt und zuletzt so sehr vernichtet, daß es das Ansehn gewann, als bildeten Rußland und Frankreich die sich nie berührenden Herkulessäulen. Aber anders war es im Rathschluß des Allerhöchsten beschlossen. Frankreich ward

1) **Politique de tous les cabinets de l'Europe par Favier augmentée de notes par L. P. Ségur II, p. 97.**

auf der Asche der heiligen Moskwa zur Buße, zur Demüthigung, zum Ersatz alles ungerechten Guts aufgefordert, und das lange Zeit erniedrigte Deutschland an Frankreichs Statt berufen und erhöhet worden. Das centrale europäische Staatensystem consolidirte sich dann auf Leipzigs Feldern durch die Völkerschlacht in Deutschlands Mitte.

Fragen wir nun noch schließlich, auf welche Weise Frankreich das föderale System entwickelt und befördert, und im welchem Zustand es dasselbe hinterlassen, als es in eine peripherische Stellung überzutreten genöthigt wurde, so gebührt ihm die volle Anerkennung des großen Verdienstes, den europäischen Westen von einer habsburgischen Universalherrschaft gerettet, dadurch die abendländischen föderativen Bande befestigt und zur Schöpfung, Consistenz und Erhaltung mehrerer Mittelstaaten Europas, also zur weiteren Ausbildung des Systems selbst wesentlich beigetragen zu haben. Durch diese Consolidation und allmälige Entwickelung des Systems ward auch die Unabhängigkeit der föderirten Staaten und die Heiligkeit alles wohl- und rechtmäßig-erworbenen Eigenthums immer allgemeiner und bestimmter anerkannt. Die meisten Traktate erhielten daher Garantieversicherungen der neutral gebliebenen Staaten. Nachdem endlich das habsburgische Principat glücklich beseitigt war [1]),

---

1) Eine höchst interessante Vergleichung zwischen den Verhältnissen Frankreichs und Oesterreichs finden wir in einer Staatsschrift des Wiener Hofes vom J. 1705. Es heißt darin: „Es liegt am Tage, daß Frankreich in seiner Einheit immer furchtbarer ist, als Oesterreich je sein wird selbst mit allen den großen Staaten, welche der erwünschteste Frieden ihm zutheilen könnte. Frankreich, unzugänglich von allen Seiten durch seine vortheilhafte Lage, von der Landseite durch eine doppelte Festungsreihe und dadurch gedeckt, daß es sicheren Fuß in allen Nachbarstaaten durch die zurückbehaltenen Provinzen und Waffenplätze gefaßt hat; die Regierung von einer Festigkeit (d'une trempe), daß weder Nachlaß, noch Umsturz möglich ist; ein unterworfenes, gehorsames Volk, nur auf Krieg und Handel angewiesen; die Grundsätze des Cabinets auf Eroberung gerichtet und die Staaten, welche der

sah man die Gefahr, welche aus einem solchen Versuch eines einzelnen Staats Allen gesammt drohte, klarer und schärfer ein. Daher

---

Macht derselben Einhalt thun könnten, theils im Innern beunruhigt, theils von entgegengesetzten Interessen in Anspruch genommen, uneinig und oft hors de mouvement. Hierzu kommt in Frankreich ein König, welcher über das Leben und die Güter seiner Unterthanen absolut gebietet, welcher zu jeder Stunde ohne Widerspruch jeden Krieg, der ihm beliebt, unternehmen kann, dessen wesentliches Interesse es ist, Krieg zu haben, um seine Truppen auswärts zu beschäftigen, da er sie weder abdanken, noch im Innern halten kann, ohne sein Königreich einem Bürgerkrieg auszusetzen. In Frankreich eine Nation, welche allein so viel Truppen stellt als Oesterreich und die hohen Verbündeten gemeinschaftlich, während die andere Hälfte der Bevölkerung mehr Gewerbfleiß und Geschick im Handel besitzt, als irgend eine andere Nation. Was wäre nicht von der Macht dieser Krone zur See zu sagen! von den großen Vortheilen, welche dieselbe trotz der Anstrengungen der Seemächte behauptet und die sie wegen der gut gelegenen Häfen, der fast unerschöpflichen Anzahl der Matrosen und wegen der immerwährend thätigen Ueberlegenheit der Truppen auch in Zukunft behaupten wird. Endlich hat Frankreich eine Einnahme, welche die des Hauses Oesterreich um die Hälfte übersteigt; die Ausgaben für seine Vertheidigung aber bestreitet es mit dem vierten Theil seiner Einkünfte, während sämmtliche Einnahmen bei Oesterreich dazu nicht hinreichen. Außer dieser festen Einnahme, kann sich Frankreich, durch seine absolute Regierung begünstigt, unermeßliche Quellen eröffnen. In seinen Finanzen ist der Haushalt gegen Unterschleif und Betrug sicher gestellt und es findet eine Vertheilung der Abgaben statt, wodurch das Geld auf hundert verschiedenen Wegen wiederum in die Cassen des Königs zurückfließt. Wenn es sich also nur darum handelt, hier das System des Hauses Oesterreich in seinen beiden Linien, als welches allein im Stande ist (??) das für die Freiheit und Ruhe Europas so nöthige Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, mit dem System der Krone Frankreichs zu vergleichen, so frage ich: auf welchem Wege soll dieses erlauchte Haus zu solchem Vortheil gelangen? Von allen Seiten liegt Oesterreich offen, umgränzt von Nachbarn, welche die mächtigsten und krieggewohntesten in Europa sind. Seine Staaten sind zwar von großer Ausdehnung, wenn man sie im Ganzen betrachtet, dennoch aber schwach, wenn man sie einzeln nimmt, da sie zu zerstreut liegen, als daß einer dem andern die Hand reichen könnte. Seine Völker aus verschiedenen Nationen bestehend, sind durch kein gemeinschaftliches Band verbunden, wissen wenig in dem Handel und noch weniger in dem Seewesen Bescheid. Seine Regierung wird durch die Entfernungen gehemmt, durch die Gesetze, Interessen und Maximen eines jeden seiner Länder gebunden, weshalb sie langsam ist und leicht in Verwirrung zu bringen (tardif et facile à déconcerter). Endlich so ist des Hauses Oesterreich ganze Macht dazu herabgesetzt, daß sie in nichts weiter als in dem einfachen Vortheil besteht, daß ganz Europa sich für sein Bestehen interessirt." (Förster, Höfe und

fand nun Frankreichs ähnliches Trachten einen raschen, ernsteren und vereinigten Widerstand. Doch blieben solche föderalistischen Grundsätze wesentlich auf die auswärtige Politik beschränkt. Die monarchische Form galt allen größeren Staaten für die wesentliche, rechtmäßige. Nach Spaniens und Frankreichs Vorbild wurde dieselbe sogar oft in der strengsten Weise aufgefaßt, und artete deshalb eben sowohl in den kleinen, wie in jenen großen Continentalstaaten in den widerlichsten Absolutismus aus. Eine einfache Folge dieser monarchischen herrschenden Grundsätze war dann die politische Bedeutung, welche die dynastischen Familien-Verbindungen erhielten. Haben solche auch viele blutige Kriege veranlaßt, so haben sie doch ebenso oft auch — und sie allein — solche verhindert und abgewandt. Die immer kostspieliger werdenden Kriege und der steigende Luxus der Höfe, führten nothwendig auf die hohe Wichtigkeit eines geregelten und mit Kenntniß geleiteten Staatshaushalts allgemein zurück. Die Agricultur-, die industriellen, commerziellen und Colonial-Interessen traten mehr und mehr in den Vordergrund der Politik, indem die religiösen und confessionellen zurückgedrängt, ihre frühere durch das Pabstthum veranlaßte, politische Bedeutung verloren. Zu allen diesen Veränderungen trug Frankreich, man kann es nicht in Abrede stellen, ganz vorzüglich bei. Man hat deshalb besonders Richelieu und Ludwig **XIV.** mit Vorwürfen reichlich belastet. Allein nicht sie, sondern der natürliche Lauf der Dinge brachte diese großen Armeen und diese großen Administrations-Mittel und die erweiterten politischen Plane und Combinationen hervor. Sie waren ein na-

Cabinette I, S. 42, 43.). Es ließe sich über dieses denkwürdige österreichische Mémoire ein Buch als Commentar schreiben, es genügt aber darauf hinzuweisen, wie Oesterreich und Frankreich im Verlauf von zweihundert Jahren Rolle, Macht und Mittel getauscht hatten, denn im Allgemeinen war jene Schilderung den Thatsachen gemäß.

türliches Resultat der Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft. Denn so wie sich die Cultur und die Industrie und der Reichthum der Nationen vermehren, so muß sich auch der Maßstab ihrer Bedürfnisse, ihrer Wünsche, ihrer Ausgaben, ihrer häuslichen und öffentlichen Existenz, die Sphäre ihrer Thätigkeit, ihrer nach außen strebenden Kraft, des Ehrgeizes und des Vermögens ihrer Regierungen vergrößern. Dieses war in der Ordnung. Daß Frankreich hierin voranging, daß Frankreich seine Schwingen zuerst erhob und einen großartigen Flug vor den übrigen Staaten nahm und letztere hinter sich zurückließ, solches darf und kann vor einem unpartheiischen, unbestochenen Gericht im mindesten nicht als Verschuldung gelten. Aber Frankreichs Politik wurde eine rein offensive. Sehr gut und klar erwog das Cabinet der Tuilerien alle Vortheile, welche Frankreich die Centralstellung im Föderativ-System darbot, aber von den Pflichten, welche Frankreich eben als Centralstaat vorzugsweise oblagen, wollte es hartnäckig keine kennen, keine ausüben. So ward nun das ganze französische politische System ein Gewebe von Ungerechtigkeit, eine fortlaufende Verachtung des Völkerrechts. Die innern Ursachen, welche hierauf die französische Revolution erzeugten, gehen uns hier nichts an. Hinsichtlich des Staatensystems aber verfolgte die französische Revolution denselben Weg. Auch sie war in ihrem Fortgang, in ihrem Umfang, in jedem einzelnen charakteristischen Augenblick ihrer Existenz rein offensiv. In grausenerregender Weise hatte sich das theokratisch-antikrömische Staatsprincip von Frankreich in der gottvergessendsten Henkerwirthschaft, in einer wandernden Guillotine materialisirt. Lange genug hatte man mit dem Königthum in Frankreich Götzendienst getrieben, man versuchte es nun, Bösewichter wie Marat, Robespierre, Danton zu Göttern zu machen, welche die Hölle selbst nicht ohne Schauder empfangen

haben wird. Wäre daher die französische Revolution auch bei Frankreich stehen geblieben, hätte sie auch nie einen unmittelbaren und so furchtbaren Einfluß auf alle andern Nationen erhalten, wie sie erhielt, immer gebührte ihr eine bleibende Aufmerksamkeit, das ernsthafteste Studium aller derer, die sich über Politik jemals ein Wort auszusprechen oder zu schreiben erlauben. Es gebührte ihr nach dem göttlichen Worte des Lebens die höchste, die ungetheilteste, die tiefsinnigste Beachtung. Denn sie hat den ewigen Fluch des Todes in schaudervollen Flammenzügen in den noch aus dem Grabe röchelnden Verwünschungen von mehreren hunderttausend Ermordeten zur Warnung hingezeichnet; sie hat das merkwürdigste aller civilisirten Reiche, den Mittelpunkt des Abendlandes, von dem die ganze äußere und ein beträchtlicher Theil der innern Cultur ausging, lebendig zerfleischt, Europa Freiheit verheißen und eine Knechtschaft gegeben, welche die siebente Bitte des „Vater unser" zur einzigen machte, die ein Welttheil zuletzt noch aussprechen und denken konnte!

Tum genitor, veterum volvens monumenta virorum,
Audite, o proceres, ait, et spes discite vestras!

Uebergang

von der ersten zur zweiten Periode

oder

von dem abendländischen zu dem europäischen centralen Staatensystem.

Es war am 27. Juli denkwürdigen Jahres **1813**, als, nach den geheimen diplomatischen Unterhandlungen zu Reichenbach, Gitschin, Opotschna und Ratiborzitz, ein vorläufiger Allianztraktat zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen stipulirt und festgesetzt wurde. Im einzelnen, zersplitterten Kampf der drei Continentalmächte gegen Frankreich war das abendländische Föderativsystem Europas völlig untergegangen. Hoffnung auf weitere consistente Entwickelung dieses wohlthätigen Systems blieb einzig und allein im gemeinsamen Einverständniß und Zusammenwirken jener Mächte. Daher eilte das Wiener Cabinet, seine Wandlungen von einem Gegner zu einem Bundesgenossen durch Neutralität und Mediation [1]) zur raschen

---

1) Diese diplomatischen Metamorphosen sind ohne Zweifel einzig in ihrer Art gewesen. Erst schließt F. Metternich den Of- und Defensivtractat mit Frankreich den 14. März 1812, in Folge dessen Oesterreich mit Frankreich vereint Rußland angreift; hierauf wünscht er zu einer alliirten Intervention (nicht **médiation**, sondern nur „Dazwischenkunft eines Verbündeten") überzugehen (Schreiben des Grafen Otto an den Herzog von Bassano 17. Febr. 1813). Da der französische Minister aber diese diplomatische Figur nicht kennt, dringt derselbe durch Narbonne auf nähere Erklärung. Nun äußert sich F. Metternich: „daß Oesterreich von einer einfachen Intervention zu einer bewaffneten Vermittelung aufsteige" (Baron Fain Manuscript von 1813. Stuttgart 1824. I. S. 273.) Dann erklärt eine österreichische Note (Gitschin den 22. Juni 1813) die Allianz mit Frankreich für eine reindefensive und daß „zwischen dem Vertrag vom 14. März 1812 und der Vermittelung **kein** Widerspruch statt fände, jedoch mit einem **„Vorbehalt"** der betreffenden Stipulationen;" F. Metternich schlägt hierauf dem Herzog von Bassano (Dresden den 28. Juni 1813) vor, „daß

Vollendung zu bringen. Denn „der Entschluß, den Oesterreich zu „fassen hatte, war durch den längst nicht mehr zweifelhaften Stand- „punkt, aus welchem Se. Maj. der Kaiser die große Streitfrage „betrachtete und durch die Grundsätze und Absichten der Alliirten, in „welchen Kaiser Franz die Seinigen erkannte, zum Voraus entschie- „den.“ Also das österreichische Kriegsmanifest. Hierauf die Schlachten bei Dresden, Culm und Nollendorf, an der Katzbach, bei Großbeeren und Dennewitz und endlich am 9. September in Teplitz der förmliche, feierliche Abschluß des Tripel-Allianz-Vertrags jener Mächte. Damit morgenröthete eine neue Zeit Europas Völkern und Staaten.

Der österreichisch-russisch-preußische Dreibund besteht nun drei Dezennien lang, unerschüttert, lebenskräftig, naturbedingt.

Die ersten hohen Contrahenten desselben sind sämmtlich in die Fürstengrüfte ihrer ruhmreichen Vorfahren hinabgestiegen. Doch das Gedächtniß der Gerechten bleibet im Segen. Es grünet wie ein Palmbaum und wächst wie eine Ceder auf Libanon, denn die Frucht der Gerechten ist ein Baum des Lebens. Und ob es dem Unverständigen gleich schiene, als stürben sie und ihr Abschied für eine Pein und ihre Hinfahrt für ein Verderben geachtet werde, so ist der

---

die Stipulationen des Vertrags vom 14. März 1812, welche die Unpartheilichkeit des Vermittlers angreifen könnten, für die Dauer der Unterhandlungen suspendirt werden sollen;“ worauf der Herzog von Bassano sehr richtig antwortet, „daß ein solcher Vorschlag nichts Anderes bezwecken könne, als den ganzen Vertrag selbst vorzubehalten.“ (Den 29. Juni 1813) Hierauf Oesterreichs Neutralität, Mediation zu Prag (österr. Note an die französischen Bevollmächtigten, Prag den 29. Juli 1813) und endliche Kriegserklärung an Frankreich (d. 12. August 1813). Wenn Hr. Kölle (in seinen Betrachtungen über Diplomatie S. 35.) sagt: „wir wollen hoffen, daß eine wahre, offene und vollständige Darstellung einer der wichtigsten Epochen der neueren Geschichte, d. h. die Geschichte der österreichischen Diplomatie von 1811 bis 1814, uns nicht zu lange vorenthalten werde,“ so schließen wir uns wohl diesem Wunsch aufs lebhafteste an, bezweifeln aber, daß derselbe jemals werde realisirt werden, besonders seitdem Genz todt ist.

Tod seiner Heiligen werth gehalten vor dem Höchsten und um ihretwillen gießt er das Horn des Heils auf Lande und Völker, daß fröhlich sind, die da weinen und frohlocken, die keine Hoffnung sahen.

Auf dem Sterbebett, mit dem letzten Rückblick auf die Erde und ihre Geschäfte, bat Kaiser Franz seinen Thronfolger, den König von Ungarn, um die fernere Bewahrung des österreichischen Bündnisses mit Preußen und Rußland; denn in den Grundsätzen und Absichten dieser Mächte hatte der sterbende Kaiser die seinigen erkannt. Drei und vierzig Jahre lang war von ihm, dem Friedliebenden und Leutseligen, fast ohne wesentliche Unterbrechungen, im Glück und Unglück gegen die Revolution und deren Principe gekämpft worden. Diesen ehrenvollen, nothwendigen Streit hinterließ er dem hohen Erben des Kaiserthrons. Doch nicht, (wie er oftmals) sollte Oesterreich je ferner in diesem Kampf ohne Bundesgenossen sich befinden. Und schon mehr als zwei Jahrzehnte hindurch standen letztere Oesterreich treu zur Seite, einträchtig in der besonderen Gefahr die gemeinschaftliche erblickend. Also sollte es gehalten werden auch dann noch, wenn der scheidende Herr und Regent schon längst Staub und Asche geworden. Ferdinand **I.** hat den Wunsch seines verklärten Vaters gewissenhaft und ganz erfüllt bis zur heutigen Stunde.

Nicht minder hauptsächlich, als Franz **I.**, erschien dem höchstseligen König Friedrich Wilhelm **III.** der ungefährdete Fortbestand des Dreibunds der östlichen Mächte. Aber kaum ist noch das Trauergewand gewechselt, kaum Preußens Wehklage um den Monarchen, welcher dem übermüthigen Feinde seine Brust zur ehernen Schutzwehr für das leidende Volk offen dargeboten, schon verklungen, kaum der Schmerz von Land und Leuten, der Eindruck des ganzen harmonischen, wiewohl hartgeprüften und wiederum reich gesegneten Lebens des nun in Gott ruhenden Fürsten in seinen Unterthanen so überwunden, beruhigt

und gemildert, daß es erlaubt erscheint, die Pietät des treuen Volks von der hohen Persönlichkeit dieses Souverains ab nur auf dessen auswärtige Politik und deren Wahrheit hinüberzulenken. Wir begnügen uns daher hier mit der einfachen Wiederholung der eigenen, an seinen Thronerben gerichteten, testamentarisch niedergeschriebenen Worte Friedrich Wilhelms III.:

„Verabsäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten, so viel in deinen Kräften, zu befördern; vor allem aber möge Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen. Ihr Zusammenhalten ist **als der Schlußstein der großen europäischen Allianz** zu betrachten."

Gleiche, das heißt ebenso positive Aeußerungen über die nothwendige Fortdauer der östlichen Tripel-Allianz, wie von Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III. sind uns von dem Kaiser Alexander zwar nicht bekannt geworden. Indessen dürfen wir die desfallsige Ermangelung theils durch die merkwürdige Akte vom 26. September 1815, welche bekanntlich Kaiser Alexander selbst redigirt hatte, theils durch dessen Verzichtleistungen auf den Congressen von Troppau und Verona sehr wohl ergänzen. In jener von Alexander veranlaßten Urkunde versprachen sich die drei Monarchen nicht nur „stets" Beistand und Hülfe zu leisten, sondern durch wahre und „unauflösliche" brüderliche Bande verbunden zu bleiben. Und auf den Congressen von Troppau und Verona opferte Kaiser Alexander dem Zweck der ungestörtesten, festen Aufrechthaltung der Tripel-Allianz mehr als persönliche Ansichten und Wünsche auf. Denn er hielt bis zu seinem Hintritt dafür, daß in der engen Verbindung der Mitte und des Ostens von Europa die alleinige Garantie des Rechts und der Ordnung gegen die Revolution, die Dauer der Wiener

Traktate und des auf diesen beruhenden Staatensystems bestände. Die Handlungen des Kaisers haben diese Gesinnung und Tendenz zur Genüge dokumentirt. Deshalb ist nicht zu bezweifeln, daß Alexander's handschriftlicher Nachlaß, dieses kostbare Vermächtniß an seinen kaiserlichen Nachfolger, die vorzüglichsten und durchdachtesten politischen Raisonnements über den östlichen Dreibund enthalten dürfte. Wenigstens hat eine fast zwanzigjährige Erfahrung sattsam dargethan, daß Kaiser Nicolaus die von Alexander ererbte Harmonie mit den Berliner und Wiener Cabinetten auch zum Leitstern seiner europäischen Politik gemacht habe.

Diese Allianz, welche ihre Contrahenten im ernsten Anblick des Todes ihren Thronerben als das schönste Werk ihres Lebens, als die Grundlage eines dauernden wohlthätigen Weltfriedens so dringend anempfahlen, hatte bekanntlich schwache, vielfach zerrissene Anfänge. Sie wurde erst das Endresultat wiederholter, im Lauf eines Dezenniums versuchter und mißglückter politischer Combinationen und Coalitionen. Daher kann sie in ihrem Charakter und Wesen nicht erkannt, noch in ihrer äußeren Bedeutung und Wichtigkeit richtig gewürdigt werden, wenn, wie sie sich in den bittersten Erfahrungen, unter den Trümmern des alten Staatensystems, während unsäglicher Leiden von ganz Europa nach und nach entwickelt und gefestet, nicht im Auge behalten wird.

Zwei Coalitionen waren gegen die französische Revolution und das zerstörende Ueberfluthen ihres Geistes, ihrer Grundsätze und raubsüchtigen Armeen geschlossen worden. Zuerst hatte die Pillnitzer Convention zu den entehrenden Friedensschlüssen von Basel und Campo Formio geführt; alsdann der Rastatter Congreß und der dortige durch Graf Lehrbach angeordnete Gesandtenmord jenen anderen Kampf entzündet, welcher sich im Frieden von Lüneville für Kaiser

und Reich so beklagenswerth endete. In beiden Coalitionen nicht eine Spur, nicht ein Schatten aufrichtigen [1]), zweckgemäßen Zusammenhaltens und Zusammenwirkens der verbündeten Mächte und Staaten. „Ueberall stieß Kaiser Paul auf die nämlichen Vergrößerungs-, Ausrundungs-, Austausch- und Compensations-Pläne Thugut's, der auch für die eroberten französischen Plätze Valenciennes, Landrecy u. s. w. 1794 eine junte pour les pays conquis aufgestellt hatte, Veltlin, Bormio und Chiavenna förmlich in Besitz nahm und von den eroberten Landvogteien als schweizerisch nichts mehr hören wollte [2]).“ Solches gegenüber der Furie der französischen Revolution! Deshalb entsprach auch der jedesmal folgende Friedensschluß dem jedesmaligen Anfangspunkt des Kriegs vollkommen. Und es mußte kommen, was und wie es kam.

In jenen zwei Coalitionskriegen wurde die Armee der einzige Punkt in der gesammten National-Oekonomie von Frankreich, auf welchem des Beobachters Auge mit einer gewissen Anerkennung ausruhen konnte und das Glück, welches ihre Waffen begleitete, schien einigermaßen die Blöße der innern Verwaltung und deren Missethaten, Krankheiten und Gebrechen glänzend zu drapiren. Bald war es auch Napoleon gelungen, die frühere schwache, verachtete Regierung zu Boden zu schlagen und im neuen Frankreich den

1) Es ist billig, hier eine Ausnahme zu bemerken, weil sie nicht nur in der dunkelfarbigen Geschichte jener Zeit, sondern auch in dem vielverkannten Leben und Charakter eines damaligen Regenten helles Licht ist und giebt. Kaiser Paul war der aufrichtigste, uneigennützigste Alliirte, voll ritterlichen Edelmuths bereit zu den größten Opfern, bis er sich in Italien, in der Schweiz und in Holland von seinen Verbündeten — wir gebrauchen den mildesten Ausdruck — verlassen sah. Vergl. Bignon, Vol. I. p. 279. Schlosser, Napoleon und seine neuesten Tadler und Lobredner II. S. 61 ff. Bülau, Geschichte des europ. Staatensystems III. S. 214, 222.

2) Lebensbilder III. S. 127.

militairischen Charakter entscheidend, überwiegend zu machen. Von da an war der französischen Regierung das Militair-Interesse so eng, so vielfältig, so unzertrennlich verwachsen, wie solches nirgends anderwärts der Fall war und sein konnte. Von da an mußte ihr alles daran gelegen sein, immer kräftig und siegreich und furchtbar, und vor allen Dingen militairisch furchtbar zu erscheinen. Sie mußte eroberungssüchtig werden, sobald als sich das ganze Leben des Staats in der Armee [1]) zusammendrängte, in diesem stets schlagfertigen Körper, ohne heimathlichen Boden, doch das Vaterland, Frankreich repräsentirend, das Land, in welchem die Revolution den Begriff des Rechten und Unrechten völlig vernichtet hatte. Diesem militairischen Charakter des empire français gemäß ward auch die Polizei, wie unter d'Argenson, rein despotisch organisirt als das Element,

1) Es ist nicht überflüssig, hier an eine Aeußerung von Fievée, (Correspondance politique et administrative etc.) zu erinnern, da ihre Wahrheit Niemand leugnen, Viele aber ihre praktische Bedeutung übersehen oder gleichgültig betrachten dürften. Fievée, dessen Meinung Napoleon zum öfteren befragte und vor Anderen achtete, schrieb: „Bonaparte hat in der Sprache der europäischen Völker eine Neuerung eingeführt, deren Folgen, wenn sie nicht frühe abgewendet werden, leicht schädlicher sein dürfte, als alles, was er außerdem gethan und versucht. Man sagte sonst, die Kriegsmacht von Frankreich, von Rußland, von Spanien, von Oesterreich, von Preußen, und bezeichnete damit die stehenden Truppen, welche jede dieser Nationen in Friedenszeiten unterhielt. Das Wort Armee brauchte man nur im Kriege für denjenigen Theil des Heeres, der wirklich im Felde war. Jede Armee erhielt auch noch einen eigenen Beinamen, sei es von dem Lande, gegen welches sie gerichtet war, sei es von dem General, welcher sie commandirte. Nur seit Bonaparte fing man an, im Ganzen und ohne Unterschied in Friedens- wie in Kriegszeiten, die französische Kriegsmacht schlechtweg die Armee zu nennen. Europa scheint diesem Beispiel gefolgt zu sein. Doch ist diese Gewohnheit dem Geist der Eroberung entnommen und zieht schwere Folgen nach sich. Denn es ist gegen die Natur und das Interesse aller civilisirten Völker, anzuerkennen und zu dulden, daß die Militairmacht eine Nation in der Nation bilde. Auf diese Weise werden sonst auch die Regierungen militairisch. Militairische Regierungen aber an die Stelle der Gesetze und angestammten Rechte gesetzt; eine bloße politische Polizei statt der Gewissensbildung und Vaterlandsliebe; sogenannte liberale Ideen, anstatt der Religion und gründlichen Bildung und Erziehung, das ist alles, was es bedarf, um die europäische Civilisation vollends über den Haufen zu werfen."

welches die stets zu neuen Eroberungen gepeitschte Armee im Innern ersetzen und Frankreich den Geist fortwährend gegenwärtig erhalten mußte, der auf dem Gesammtleben der Nation lastete und jede nationale Erscheinung im ersten Keim methodisch erstickte. Unter solchen Umständen durfte dann die soldatische Behandlung, welche Lord Whitworth und Graf Markoff in den öffentlichen Audienzen von Napoleon erfahren mußten, nicht eben sehr befremden, es konnte die französische Diplomatie, trotz ihrer unerreichbaren Dreistigkeit, trotz des grausamsten Hohns, mit welchem sie Gewalt mit Gewalt legitimirte, trotz der mit nichts zu vergleichenden tiefsten Rechtsverachtung, in welcher sie erklärte, wörtlich, öffentlich, in einem Talleyrandschen Staatsmanifest [1]) erklärte: „daß Frankreich gleich „dem Ozean, ohne eiteler Dämme zu achten, sich selbst seine Gesetze „verleihe und sich selbst seine Grenzen bestimme," kaum noch ein Erstaunen erregen; denn die Kanonen diplomatisirten und Frankreich schwelgte im Uebermuth.

Dieser kolossalischen Macht, dieser durch Zeit, Erfahrung und Siege disciplinirten Revolutionsmasse, welche Napoleon mit einem allmächtigen Cabinet, das wiederum vor seinen Winken zitterte, mit einer aufgezogenen fiskalischen Maschine, einer allgegenwärtigen Polizei, einer ihm völlig und blind ergebenen Armee und einer Schaar von Präfekten und Unterpräfekten so leicht, so sicher, so unumschränkt beherrschte, stand zur Zeit des Lüneviller Friedens eine fast allgemein vorgefaßte unkriegerische, duldsame, jedem ernsthaften Widerstande abgeneigte, dem Joch der Knechtschaft fügsam entgegengehende Stimmung des Zeitalters gegenüber. Deutschland, Italien, Spanien,

---

1) Merkwürdig ist nur, wie später ein Herzog von Vicenza, Graf Otto, St. Marsan, Narbonne u. a. sich dupiren lassen, und daß ein Talleyrand behaupten konnte, **er** habe die Idee des Rechts auf den Wiener Congreß gebracht!!

selbst England sehnten sich nach Frieden und Ruhe. „Keine Ahn-„dung von Widerstand" — schrieb Gentz — „kein Wunsch, das „Vergangene zu rächen, nicht das kleinste Zeichen des Un-„muths wurde man noch an dem für seine Würde so sorgsamen „Wiener Hofe gewahr. Er hatte sogar einen unglücklichen Ge-„sichtspunkt gefaßt, aus welchem ihm die Macht Napoleons als das „Universalmittel gegen die Hauptkrankheit der Zeit und als Werk-„zeug zur Herstellung und Aufrechthaltung der innerlichen Sicherheit „und Festigkeit aller Staaten erschien. Die Fortschritte dieser Macht „auf keiner Seite mehr zu hemmen, ihr das politische Ueberge-„wicht zu verzeihen, sie zu schonen, zu pflegen, zu begünstigen und „zu konsolidiren, das war mehrere Jahre hindurch das unverbrüchlich „befolgte System des österreichischen Cabinets [1])." Oesterreich gab daher schon am Ende des Jahrs **1802** in allem nach, was Napoleon in Paris über die deutschen Zustände entschied und von dort aus dem Regensburger Reichstag diktirte; es erkannte den König von Etrurien an und willigte in alle Usurpationen, die dem ersten Consul in Italien beliebten; es nahm alles an, was der Kaiser von Rußland, obschon derselbe mit Frankreich die Mediation in den deutschen Angelegenheiten, nach Oesterreichs längst schon [2]) ausgesprochenem Wunsch, übernommen hatte, dem Cabinet der Tuilerien auf keine Weise zugestehen wollte [3]). Von diesem Moment an gab es ein deutsches Reich nicht mehr, und das österreichische Manifest vom **6.** August **1806** hätte nicht, wie ein verspäteter Donner, nachdem

1) Gentz, Fragmente aus der neuesten Geschichte des polit. Gleichgewichts. S. **243** u. **244**.

2) Nach den vergeblichen Unterhandlungen zu Selz (Jun. 1798) überließ Oesterreich an Rußland und Preußen die Vermittelung über die künftigen Entschädigungen.

3) Schlosser a. a. O. Heft **III.** S. **40**.

der Blitz schon alles in Asche gelegt und sich die Abgebrannten neue Wohnungen gemüthlich wieder eingerichtet, erfolgen sollen, sondern schon, wenn in Wien Einsicht und Kraft die Gestaltung der Dinge genommen hätte wie sie war, im Februar von 1803 erscheinen müssen. Nicht minder zu spät kam die Annahme des österreichischen Kaisertitels (k. k. Patent vom 11. Aug. 1804). Dazu im ungünstigsten Augenblick und bei der unglücklichsten Veranlassung. Als einzige Antwort auf Napoleon's Kaisertitel war sie offenbar eine schwache und falsche Remonstration [1]), indem sie das gute, alte habsburgische Recht der neuen Usurpation des französischen Regenten gleichstellte und vermischte, und bei der **Fortführung** der deutschen Kaiserwürde (bis 1806) konnte nunmehr das neue österreichische Kaiserthum nie als Erbe des alten deutschen angesehen werden und gelten. Somit gab das Wiener Cabinet Ansprüche und Consequenzen freiwillig und ohne Noth verloren, deren Anerkennung keine fremde Macht Oesterreich verweigert haben würde und verweigern konnte, wenn die österreichische Kaiserwürde dem Erlöschen der deutschen nicht anticipirt worden wäre. Diejenigen, welche in dieser Voreiligkeit und Schwäche eine „vorschauende Weisheit" zu erblicken vorgeben [2]), scheinen weder auf den innern Charakter, noch auf die äußere Folge der Thatsachen ein Gewicht zu legen. Denn hätte man in Wien ein temporäres oder perpetuelles Aufgebenmüssen der deutschen Kaiserwürde wirklich vorgeschaut, so hätte man auch im Patent vom 11. August sicherlich nicht versäumt sich zu Gunsten des alten Erzherzöglichen Hauses und der neuen

1) „Sonderbar genug" — schreibt Schlosser — „daß der Ehrgeiz oder vielmehr die Eitelkeit der neuen und armen Familie Bonaparte dem uralten Herrscherstamm der Habsburg die erbliche Kaiserwürde in seinen eigenen Ländern verschaffte und gewährte." (Napoleon und seine neuesten Tadler u. s. w. III. S. 146.)

2) S. Vermischte Schriften von C. Jarke. Bd. I. S. 327.

österreichischen Kaiserwürde, im Fall eines Erlöschens des deutschen Kaiserthums, einen Vorbehalt hinsichtlich Deutschlands und deutscher Verhältnisse auszubedingen und festzustellen. Statt dessen begründet das Patent die neue dynastische Würde nur darauf, „daß dieselbe „den Souverainen Oesterreichs vermöge der Größe und Bevölkerung „ihrer so beträchtliche Königreiche und unabhängige Fürstenthümer in „sich fassenden Staaten gebühre." Hinsichtlich Deutschlands enthält das Patent nicht die mindeste Stipulation, eben weil man damals (Aug. 1804) in Wien ein Erlöschen der deutschen Kaiserwürde noch nicht vorgesehen und entfernt geahnet hatte. Man dachte sich vielmehr daselbst eine Cumulation der deutschen und österreichischen Kaiserwürde nicht nur als blos möglich, sondern als nothwendig, denn man hoffte durch die österreichische Kaiserwürde die durch den Lüneviller Frieden und den Reichs-Deputations-Hauptschluß verlorenen geistlichen Wahlstimmen sich damit zu ersetzen und den neuen vier Churhüten mit doppelten Kaiserkronen zu imponiren. Man dachte so wenig im voraus an ein Verzichtleisten auf die deutsche Kaiserkrone — und selbst in dem österreichischen Kriegsmanifest vom 15. April 1809 berief man sich noch darauf — daß sich für dieselbe und ihre Erhaltung Kaiser Franz endlich doch noch entschloß, Napoleon den Krieg zu erklären. „Denn Oesterreich zum Kriege zu „reizen" — sagt Hr. von Gentz — „war nichts weniger als ein „leichtes Geschäft. An des Kaisers friedlichem Gemüthe stumpfte „jedesmal der Stachel der muthwilligsten Beleidigungen sich ab [1]);" und doch war es zuletzt „der Kaiser allein," welcher für den Krieg entschied [2]). Endlich ließ man es in Wien auch darauf noch an-

1) Fragmente u. s. w. S. 256.

2) Briefwechsel zwischen Gentz und Johannes v. Müller, herausg. v. Schlesier. S. 101. Ueberhaupt beschreiben diese Gentzischen Briefe die Lage

kommen, daß Napoleon am 1. August 1806 zuerst erklärte: „daß „er von der Existenz eines Kaisers von Deutschland und „einer deutschen Reichsconstitution fernerhin keine Kennt„niß mehr nehmen werde," ehe das Wiener Manifest am 6. August erschien. — Bevor aber noch von Oesterreich im Frieden von Campoformio das linke Rheinufer an Frankreich überlassen wurde, war solches schon zwei Jahre früher von Preußen im Basler Friedensschluß geschehen, denn damals beeilten sich die zwei deutschen Großmächte in der unglücklichsten Verblendung, den deutschen Rhein zu einem französischen Strom zu machen. Diese zuvorkommenden gefälligen Grundsätze, welche Preußen gegen Frankreich in Basel bekannt, hatten seitdem nie gewankt. Selbst in den stürmischen Zeiten, die Napoleon's Erhebung vorausgingen, waren sie für Frankreich unwandelbar günstig und wurden zur äußersten Festigkeit gebracht, als in Paris eine bleibende Herrschaft einer bleibenden Politik Bahn und Richtung zu bezeichnen schien. Das Berliner Cabinet und dessen Lucchesini gaben sich daher die größte Mühe, jede Erinnerung an das Manifest des Herzogs von Braunschweig aus Rübenach auf ewig auszulöschen. Dieses um so viel mehr, als es schien, daß ein ansehnlicher Ländererwerb für Preußen nur durch Frankreichs Hülfe erwartet werden durfte [1]). Denn daß sich Preußen in Deutschland

---

Oesterreichs und die Stellung des Kaisers kräftig und wahr. So heißt es a. a. O. weiter: „der Kaiser fühlte längst eine geheime Erbitterung über alle die verwegenen Schritte, die Bonaparte sich erlaubte; aber er durfte sie nicht laut werden lassen, weil man ihm immer gleich entgegenrief: Keine Armee! — Kein Geld! — Kein Credit!" u. s. w.

1) Wenn der Graf Haugwitz in seinem Memoire (Minerva, Oktob. 1837) erzählt, daß Kaiser Paul den Baron Krüdener geschickt und von Preußen verlangt habe, daß es Hannover ohne allen Aufschub besetzen solle und Rußland bereit sei, den Besitz Hannovers Preußen zu garantiren, so kann solche Aufforderung nur im J. 1800 geschehen sein, nachdem die Rastadter siebenmonatlichen Verhandlungen längst Europa zur Genüge gezeigt hatten, was das deutsche Reich wäre.

zu vergrößern suchen müßte, um jeden Preis, auf jede Weise, darin waren alle preußischen Partheien völlig einverstanden [1]). Nürnberg hatte dieses Gelüst auch schon an sich erfahren, obgleich Graf Soden dem fränkischen Kreise kurz zuvor erst erklärt hatte: „Der preußische Hof habe nie dem Gedanken Raum gegeben, seine Entschädigung auf Kosten des Reichs zu nehmen." Das Endresultat dieser preußischen Politik war freilich kein günstiges. Der Minister Haugwitz schildert dasselbe selbst in den Worten: „Preußen habe das Vertrauen von „Europa ganz verloren gehabt und Preußens Stellung sei so bekla= „genswerth gewesen, daß es sich gezwungen gesehen da zu beginnen, „wo es zuletzt zu endigen gewünscht haben würde. Hätte Preußen „den Nachbarn Vorschläge gemacht, nicht ein Einziger würde densel= „ben Gehör geschenkt haben [2])" u. s. w.

Nachdem Frankreich das linke Rheinufer Deutschland geraubt, Kaiser und Reich diesen Raub confirmirt und es nun auf eine Ent= schädigung der betheiligten Fürsten ankam, reklamirte Oesterreich eine Entschädigung für Toskana und Modena, England eine ähnliche für das Haus Oranien und Rußland zu Gunsten Oldenburgs. Um nun bei der Theilung ja nicht zu kurz zu kommen, wandten sich Baiern, Preußen, Würtemberg nach Paris und ließen sich von Frankreich reiche Entschädigungen im voraus zusprechen, ehe noch — und das dünkt uns ist ein beachtenswerther Umstand — Ruß= land am **11.** Oktober **1801** [3]) durch einen Traktat mit Frankreich

1) v. Massenbach's Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls u. s. w. I. S. 58, 67. Memoiren des Freih. v. S—a (Woltmann) I, 29.

2) Gentz Schriften von Schlesier II, 301.

3) Das Datum giebt Bignon an. Die Convention zu Paris zwischen Rußland und Frankreich d. 4. Juni 1802 enthielt die nähere Bestimmung über die Art und Weise der Entschädigungen gemäß der Verträge, welche darüber Talleyrand mit den einzelnen kleinen deutschen Höfen und Preußen schon geschlossen hatte. Da

barin übereingekommen war, die deutschen Angelegenheiten gemeinschaftlich zu beendigen. Während der Zwischenzeit von jenem geheimen Vertrag und der endlichen Eröffnung der Sitzungen der Reichsdeputation (24. Aug. 1802) hatte Kaiser Alexander bekanntlich die Regierung angetreten und sich England gegen Frankreich genähert. Diese veränderte russische Politik konnte für das deutsche Entschädigungsgeschäft nur günstig sein [1]), wenn Rußland irgend wie von Oesterreich oder Preußen unterstützt worden wäre. Allein statt dessen schloß Preußen, ohne Rußland im entferntesten davon in Kenntniß zu setzen, den Vertrag vom 17. Mai 1802, wodurch es mit Frankreich wegen der ganzen Theilung Deutschlands einig ward. Und das Berliner Cabinet verbürgte dem französischen sogar, die Anmaßungen Frankreichs dem Kaiser Alexander so lange verborgen zu halten, bis sich das Cabinet von St. Cloud die Herrschaft in Deutschland gesichert hätte [2]). Baiern trat dem französisch-preußischen Vertrag bei (5. Sept.). Daß nun die Zustimmung Rußlands zu dem ferneren Theilungsplan halb erschlichen, halb ertrotzt wurde — wie sich **Schlosser** darüber ausdrückt [3]) — daß man an-

---

erfolgten eben Rußlands Clauseln zur Entschädigung für Sardinien (anderwärts) und für Oldenburg (in Deutschland) den 16. Juli 1802.

1) Kurz nach dem Regierungs-Antritt ließ Kaiser Alexander eine Note voll Ernst und Nachdruck über das Schicksal der italienischen Fürsten an Talleyrand übergeben (26. April 1801). Darin wurde mit der größten Energie die Sache des Königs von Sardinien verfochten, die Zurückgabe seiner Staaten und die Abschließung eines Definitiv-Friedens verlangt. Die Folge davon war, daß Jourdan seine Incorporationserklärung von Piemont in der Instruktion vom 1. Mai zurücknehmen mußte und der Moniteur vom 9. Juni sehr kleinlaut über Piemont sich äußerte. Nur erst, als ein vorübergehendes Einverständniß mit Rußland zu Stande kam, erfolgte das Senatus-Consult vom 11. September 1802. Man bemerke dabei noch, daß jenes kurze Einverständniß aus Rußlands **Verlassensein in den deutschen Angelegenheiten** herfloß!!

2) von **Gagern**, Mein Antheil u. s. w. I. S. 113—129. **Bignon** Vol. II. p. 320.

3) a. a. O. III. S. 35.

fänglich selbst übereingekommmen war, die erste Zusammenkunft der jungen Herrscher von Preußen und Rußland zu benutzen, um durch den rechtschaffensten Fürsten seiner Zeit den Kaiser Alexander zu hintergehen, solches erzählt Bignon offen und ausführlich [1]). Oesterreich schloß sich endlich dieser sonderbaren geheimen Coalition gegen Rußland und England an, als es sich von Preußen, Baiern und den andern kleineren süddeutschen Staaten überlistet wähnte und in Furcht gerieth, daß die dem Reich ganz fremden Fürsten von Modena und Toskana nur unbedeutend auf Reichsunkosten entschädigt werden möchten. Und in der That wurden alle anderen deutschen Fürsten von Frankreich reichlich, Würtemberg dreifach, Baden sechsfach, einige kleinere zehnfach entschädigt. Der russische Gesandte bei der Reichsfriedens-Deputation, Baron Bühler, gab sich die größte Mühe, unter Oesterreich die Stimmen von Sachsen, Hannover, Salzburg u. a. m. zu sammeln, er versprach Rußlands kräftigste Unterstützung für diese Vereinbarung gegen Preußen, Baiern und die andern, berief sich auf die Garantie, welche Rußland zum Schutz der deutschen Verfassung im Teschner Frieden übernommen und die 1791 von Kurtrier, Kurköln, Kurmainz [2]) und Salzburg so drin-

1) Vol. II. p. 313.

2) In diesen Noten hieß es mit unbedeutenden Wortänderungen: „Se. kur„fürstl. Gnaden glauben auch hoffen zu dürfen, daß Allerhöchstdieselbe Russisch„kaiserliche Majestät auch fernerhin dem deutschen Reich und den mit dem Oberhaupt „verbundenen Ständen ihren mächtigen Schutz nie werden fehlen lassen, noch ent„ziehen" u. s. w. Daß die kleinen Reichsstände noch 1797 wünschten: „daß dem „russischen Hofe die Bitte um thätige Verwendung für die Integrität des deutschen „Reichs und die Erhaltung seiner Verfassung vorgetragen werden möge," darin sieht Wolfg. Menzel (Geschichte der Deutschen, 3. Aufl. II, 924.) „einen kläglichen „Gedanken." Unter damaligen Umständen darf derselbe aber große Entschuldigung finden. S. die Schrift eines Reichstagsgesandten: „Ueber Garantie überhaupt und die russische Garantie der deutschen Reichsverfassung insbesondere. Sept. 1805. ohne Druckort S. 98. und die eines andern Publicisten: „Rußlands politische Verhältnisse zu Deutschland und über den „hohen Werth dieser Verbindung" 1805. ebenfalls ohne Druckort S. 106.

gend angerufen worden wäre, und erklärte endlich in einer Note an den österreichischen Präsidial-Gesandten ($\frac{2}{14}$ Dez. 1802.): „Deutsch-„land sei sowohl durch seine Lage, als auch wegen seiner „Macht der Mittelpunkt aller Staatsgeschäfte und aller „Angelegenheiten von Europa; es müsse also alle übrige Staa-„ten im höchsten Grade interessiren, ob seine Regierungsform wesent-„lich unverletzt erhalten werde oder Veränderungen erleide, welche „einen geordneten Friedenszustand unmöglich machten, indem selbige „das Reich nach innen und nach außen schwächten und besorgen lie-„ßen, daß dadurch das europäische Gleichgewicht verloren ginge." Umsonst. Oesterreich willigte zwei Tage später in eine Uebereinkunft mit Frankreich zu Paris, denn auch der Wiener Hof hielt dafür, daß das deutsche Reich weniger als Staat und als ein organischer Staat wie als todte Entschädigungsmasse, angesehen und behandelt werden müsse. 1) Daher stürzte unaufhaltsam noch vor der Zeit und ehe der endliche Reichsdeputationshauptschluß zu Stande gekommen war, Oesterreich über Passau, Preußen über Nürnberg, Baiern über Augsburg, Hannover über Osnabrück, Hildesheim und einen Theil von Paderborn her! 2)

---

1) So heißt es im 5ten geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio: „Sollte Frankreich mehr vom deutschen Reich abgetreten bekommen, so soll auch der Kaiser dafür ein Aequivalent in Deutschland erhalten."

2) Wie geneigt selbst die kleineren Reichsstände waren, sich selbst Recht zu nehmen, davon ein Beispiel. Nachdem der Fürst Carl Ludwig von Wied-Runkel einige Besitzungen auf dem linken Rheinufer, Krichingen, Püttlingen u. a. an die Franzosen verloren und diese in einem besonderen Friedensschluß mit der Republik (22. Okt. 1801) an dieselbe cedirt hatte unter Vorbehalt künftiger Entschädigungen, fiel es ihm ein, die kurkölnischen Städtchen Linz, Erpel und Unkel als res nullius in Besitz zu nehmen. Er sandte deshalb von Dierdorf eine Compagnie und 12 Husaren zu dieser Okkupation ab. Allein die Bürgerschaft jagte diese Truppe in Linz aus der Stadt und schloß in Unkel vor ihnen die Thore, so daß der ganze Handstreich miß-glückte.

Frankreich erwiederte solche Lüsternheiten der deutschen Reichsherren mit der Besetzung Hannovers unter Mortier. Die Hansestädte, namentlich Hamburg mußten an Frankreich 9 Millionen Fr. zahlen und die Weser und Elbe wurden dem englischen Handel gesperrt. Von Baiern, Würtemberg und Hessen verlangte das Cabinet der Tuilerien, daß daselbst die englischen Minister sogleich schimpflich fortgeschickt werden sollten. [1]) Zu alle dem schwieg Kaiser und Reich. Eine tiefere Wunde sollte aber Deutschland treffen und die Gefangenehmung des Herzogs von Enghien in Ettenheim erfolgte.

Um völlig unpartheiisch zu erscheinen, führen wir Thatsache und Beurtheilung derselben mit den Worten Anderer an. Prof. Bülau „bemerkt sehr treffend: „die Verletzung des Badenschen Gebiets war „eine offene Uebertretung des Völkerrechts. Man hat gesagt, nur „Baden habe sich darüber zu beschweren. Dem Völkerrecht gegen„über ist aber nicht von Rechten Einzelner die Rede; das Völkerrecht „ist verletzt und alle civilisirten Nationen haben es zu wah„ren." [2]) Hr. von Gentz, dessen Worte über die russische Politik von desto größerem Gewicht sind, weil er nie ein Freund von Rußland war, weshalb wir auch die Urtheile dieses Staatsmanns am liebsten „und öftersten citiren werden, schrieb in seinem Patriotismus: „Un„möglich konnte der russische Hof ein Mitschuldiger des Stillschwei„gens werden, des feigen, des sträflichen Stillschweigens, das außer „ihm und dem Könige von Schweden die gesammten europäischen „Mächte, durch Schrecken zerschmettert und vernichtet, dieser That

1) Das geschah auch den englischen Ministern Drake in München, Spencer, Smith in Stuttgart, Brook, Taylor in Darmstadt. Schlimmer ging es noch Rumbold!!

2) Geschichte des europ. Staatensystems III. S. 273.

„entgegengesetzt hatten. Doch so fest war der Kaiser entschlossen, auch „in einem wahrhaft kritischen Moment, wo ein gerechter und ehrwür- „diger Schmerz die nachdrücklichste Sprache entschuldigt, die kräftigste „Maßregel verantwortet haben würde, der mildern den Vorzug zu „geben, daß in der Note, die er dem Reichstag zustellen ließ, nicht „einmal der innere Gehalt, der eigenthümliche schwarze Charakter des „nächtlichen Greuels in Anspruch genommen, sondern ausschließlich „der völkerrechtliche Gesichtspunkt, der Einbruch in ein fremdes Ge- „biet und die Verletzung der Freistätte berührt ward. Diese Note zog „jenen merkwürdigen Schriftenwechsel nach sich, [1]) woraus Europa

1) Die Note, welche der ruff. Ministerresident, Hr. von Klüpfell, am 24. Apr. / 6. Mai der Reichsversammlung im Namen den Kaisers übergab, verdient, dem heutigen Deutschland in Erinnerung gebracht zu werden. Sie lautete: l'événement qui vient de se passer dans les Etats de S. A. S. l'Electeur de Bade et dont la fin a été aussi affligeante a fait éprouver la plus vive douleur à Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies. Il n'a pu voir qu' avec un profond chagrin l'atteinte portée à la tranquillité et à l'integrité du territoire de l'Allemagne. S. M. J. en fut d'autant plus affectée qu' elle ne pouvoit en aucune manière s'attendre, qu' une Puissance qui avoit exercé de concert avec Elle la médiation, et qui s'étoit obligée par consequent de partager ses soins à l'égard de la prospérité et du répos de l'Empire Germanique, pût s'écarter de la sorte des principes sacrés du droit des gens et des engagemens, qu' elle avoit contractés récemment. — Il seroit inutile de fixer l'attention de la Diète sur les consequences funestes aux qu' elles s'expose l'Empire Germanique, si les actes de violence dont on vient de voir le premier et l'unique exemple étoient passés sous silence. Elle sentira facilement dans sa prévoyance accoutumée, à quel point la tranquillité et la sûreté futures de tout l'Empire et de chacun de ses membres seroient compromises, si de pareilles violences pouvoient se répéter admissibles et avoient lieu sans être ressenties ni rencontrées d'obstacles. — L'empereur mû par ces considérations et dans sa qualité de garant de la constitution de l'Empire Germanique et de Médiateur croit devoir solemnellement protester contre une acte aussi attentatoire au répos et à la sûreté de l'Allemagne. Sa Majesté justement allarmée sur la perspective affligeante qu' il présente, n'a point balancé de manifester en même tems sa facon de voir à ce sujet au Premier Consul par la voie du Chargé d'affaires de Russie à Paris. — S. M. J. en faisant un démarche, que les considérations les plus importantes pour le bien du Corps Germanique lui ont dictée est convaincue que la Diète de l'Empire, ainsi que son Chef, rendant justice à des soins aussi désintéressés qu' évidemment indispensables, s'empresseront de réunir leurs efforts

„das aufgeklärte System, die edle Politik des russischen Monarchen „erlernte und daß Rußland, von unmittelbarer Gefahr weit weniger „als alle andern Staaten bedroht, doch für die gemeinschaftliche „Sicherheit und Wohlfahrt von der aufrichtigsten Theilnahme „beseelt war, mit dankbarem Erstaunen vernahm." [1]) Talleyrand „erklärte dagegen dem Reichstag: „wenn das ganze deutsche „Reich, wenn besonders Preußen [2]) und Oesterreich schwei„gen, müsse es Jedermann sonderbar vorkommen, daß sich **Rußland** wider den Willen der Deutschen der deutschen Sache annähme." [3]) Bis zu dieser schimpflichen Erklärung war Deutschland gesunken. Dabei blieb Frankreich nicht stehen. Napoleon sagte im „Staatsrathe: „der Regent von Baden hat sich nicht einmal bedacht „(n'a pas hésité), mir den Herzog von Enghien auszuliefern;" [4]) „und die Badensche Regierung erklärte: „Frankreich habe sich durch „Wohlthaten bei der letzten Austheilung von Land und

---

aux siens et n' hésiteront pas à faire parvenir au gouvernement François leurs justes réclamations pour le porter à se prêter à toute démarche et mesure, qui seroient dues de sa part à leur dignité compromise et nécessaires au maintien de leur sûreté future. In der Note, welche Hr. von Oubril dem Cabinet von St. Cloud am 20. April übergab, hieß es: Une violation aussi gratuite qu' elle est manifeste du droit des gens et d'un territoire neutre, violation dont il est difficile de calculer les conséquences et qui, si l'on venait à la regarder comme permise, réduirait à rien la sûreté et l'indépendance des états souverains, etc. Es gehörte ein so durchgebildeter Diplomat, wie Hr. von Oubril war, dazu, um damals diese schwierigen Unterhandlungen mit dem durch sein Glück berauschten ersten Consul so lange noch friedlich zu führen und die Kriegserklärung hinzuhalten, bis wenigstens Oesterreich endlich der englisch-russischen Allianz gewonnen war.

1) Fragmente S. 252 u. 253.

2) Daß Preußen geschwiegen, beweist Bignon gegen Schöll und Andere ganz klar und wahr.

3) Aehnlich erklärte F. Metternich dem Grafen Stackelberg, wie der französische Gesandte Otto dem Herzog von Bassano (26. Jan. 1813) berichtet: „Wir „beklagen uns nicht über unsere Verluste und wir glauben nicht, daß ein fremdes „Cabinet berechtigt ist, sie mehr als wir selbst zu empfinden." —!

4) Schlosser III. S. 120.

„Leuten in Deutschland so verdient gemacht und über die letzten „Vorfälle so genügende Auskunft gegeben, daß Baden wünschen „müsse, daß den Anträgen wegen Verletzung seines Gebiets keine „Folge gegeben werde"!! [1]) Denn Rußland hatte endlich Oesterreich durch eine neue Note vom 24. Mai, unter dem Versprechen, den Kaiser ferner in der Sache der Ritterschaft [2]) zu unterstützen, dahin gebracht, beim Reich auf eine Beschwerde wegen verletzter Grenze anzutragen. [3])

Rußland forderte jetzt kategorisch von Frankreich (21. Juni 1804.), daß Frankreich der eingegangenen Verbindlichkeit und dem Mediationstraktat mit Rußland gemäß unverzüglich Norddeutschland räumen, sich jeder weitern Verletzung der deutschen Grenze für immer enthalten, Sardinien entschädigen, Neapel zurückgeben und dessen Neutralität achten solle.

Einige Wochen nach diesem russischen Ultimatum kam Napoleon nach Mainz. „Hier war es, wo Carl von Dalberg die Idee des „rheinischen Bundes, die, wie uns Bignon sagt, ein Minister des

1) Schlosser III. S. 204.

2) Was es damit für eine Bewandtniß hatte, sagt Bülau a. a. O. III. S. 315. „Obwohl der Reichsdeputationshauptschluß die Reichsritterschaft ausdrücklich anerkannt hatte, unterdrückten sie doch erst Baiern, dann Hessen, Nassau, Hohenlohe, Isenburg u. s. w. Auch Preußen und Baden. Die beiden Vermittler, Frankreich und Rußland, widersprachen. Aber Frankreich nahm sich der Sache nicht ernstlich an und Rußland ward bald durch seine Spannung mit Frankreich des Einflusses auf diese Angelegenheit beraubt. Der Vorgang selbst war keine größere Verletzung des materiellen Rechts als die Säcularisirung der geistlichen Herrschaften und die Unterdrückung der Reichsstädte. Aber er war noch formloser. Es sprach sich in ihm, ohne allen rechtlichen Vorwand, ohne alle entschuldigende Nothwendigkeit, eine so rohe Gier aus, es war eine so offene, nackte Rechtsvernichtung u. s. w." Allein Rußland nahm sich erfolglos der Ritterschaft und ihrer Rechte an, da jene deutsche Staaten Frankreich schon unbedingt fröhnten.

3) „Als die Franzosen in Holland eine Armee zum Angriff der hannoverschen Lande sammelten, suchte Rußland allein seine Verwendung geltend zu machen, Oesterreich wartete." Schlosser a. a. O. S. 157.

„Churfürsten von Hessen geboren und durch ihn (Bignon), als „französischen Geschäftsträger in Cassel, an Napoleon hatte gelangen „lassen, unter französischer Leitung ausbildete. Doch war in Mainz „nur die von dem Erzkanzler und dem Grafen Montgelas lebhaft er„griffene Idee zu einem Entwurf gearbeitet, denn den weitern Plan „behielten sich Napoleon und Talleyrand vor." [1]) Das Projekt blieb aber noch geheim, denn Napoleon scheute einen offenen Bruch mit Rußland, [2]) obschon zwischen diesem und ihm die diplomatische Verbindung bald darauf aufhörte und das Petersburger Cabinet Frankreich erklärte: „Beide Mächte könnten alles Verkehrs mit einander entbehren, und so sei es besser nichts mit einander zu thun zu haben."

„Daß der Entschluß, mit den Waffen in der Hand, wenn Un„terhandlungen das Ziel verfehlen sollten, für das Gleichgewicht „von Europa zu streiten, in Alexander's Gemüth zur Reife gekom„men, — schreibt Hr. von Gentz — war Keinem, der die Mittel be„saß, in das Geheimniß der Cabinette und die Stimmung der Fürsten „zu dringen, am wenigsten also Bonaparte unbekannt." [3]) In den letzten Monaten des Jahres **1804** hatte das russische Cabinet den Wiener Hof in eine engere Verbindung und in vertraute Berathschlagungen „über das gemeinschaftliche Interesse" gezogen, doch, trotz der kriegerischen Sprache des Grafen Stadion in Petersburg, war das Wiener Cabinet so wenig geneigt, sich in einen Krieg für das gemeinschaftliche Interesse zu stürzen und so sehr Willens, eine

1) Schlosser III. S. 151.

2) Das bewies die Art und Weise deutlich, wie Napoleon das Schicksal der Parmesanischen Staaten unentschieden ließ und dieselben erst dann der 28sten Militairdivision zutheilte, als die von England angeregte Mission des Hrn. von Nowosiltzoff rückgängig ward.

3) Gentz Fragmente S. 231. „der russische Hof wollte gleich, ohne die vorherige Sendung des Hrn. von Nowosiltzoff zum Angriff schreiten." Gentz Schriften v. Schlesier IV, 61.

falsche und ruhmlose Nebenrolle zu spielen, [1]) daß es noch am 29. Juli 1805 jene charakteristische Declaration an die Cabinette von St. Petersburg und St. Cloud erließ, in welcher es Frankreich und Rußland aufforderte, die Friedensverhandlungen unter österreichischer Vermittelung sofort wieder zu eröffnen. Hr. v. Gentz hatte sehr recht, wenn er an Joh. v. Müller über diese Wiener Declaration schrieb: „Ist es nicht mehr als lächerlich, ist es nicht der Gipfel politischer Verkehrtheit, daß der Kaiser — von Rußland über Mantua und Mailand und Genua und Parma und Turin unterhandeln soll, indeß der Kaiser von Oesterreich, vor dessen Thüre alle jene scandalösen Unternehmungen vorgingen, den Ausgang erwarten will? Es ist, als wenn bei einer Feuersbrunst in Wien ein Bewohner von St. Pölten her käme, um die Wiener zu bitten, zu beschwören, sie möchten ihm doch nur helfen, das Feuer zu löschen [2])."

Damals, am Schluß des Jahres 1804 ging von Kaiser Alexander der erste Gedanke eines engen Dreibundes zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen aus und wie Alles, was von seiner großen Seele als recht erkannt, auch mit Feuer ergriffen und mit Aufopferung, um solches möglich und wirklich zu machen, verfolgt

---

1) Rußland entging diese Stimmung des Wiener Hofs keinen Augenblick. Deshalb versuchte es noch ein anderes Mittel. Es ließ zu Regensburg ein ausführliches Mémoire als: „Reponse à l'article de Constantinopel inseré dans la feuille du Moniteur No. 37." über des Kaisers Alexander Stellung zu Napoleon und Rußlands Hülfsmittel in vielen Abschriften zirkuliren. Es hieß darin: Que la Russie s'attache la Prusse et l'Autriche, qu' elle se lie à l'Angleterre ou qu' elle reste seule, elle sera toujours première et respectable tant qu' elle poursuivera un système de désinteressement et de justice et que fière de ses forces elle s'opposera ouvertement au despotisme universel. — — La Russie sans doute ne peut jamais gagner par l'esprit de conquête, elle est assez grande, ses limites sont bonnes, elle n'a pas besoin de les changer, mais elle peut gagner et faire gagner l'Europe par les résultats d'une guerre que la loyauté et la prévoyence du Souverain auroit declarée etc.

2) Schriften herausgegeb. v. Schlesier IV. 66, 67.

ward, so wurde damals schon eine enge Allianz der drei östlichen Mächte zum Schutz und zur Restauration des europäischen Staatensystems eine Lieblingsidee des Kaisers. Als sich daher Oesterreich mit Rußland einverstanden erklärte, so war der Kaiser Alexander sofort darauf bedacht, Preußen der Allianz von Oesterreich und Rußland zu gewinnen. Doch in Berlin zeigten sich fast unüberwindliche Hindernisse. Durch alles, was Preußen von Oesterreich erobert und dieses an jenes verloren, durch wiederholte und blutige Kriege, durch ein halbes Jahrhundert von offenen und versteckten Intriguen, durch mannichfaltige, streitende, sich durchkreuzende Interessen, durch eine fast schon traditionell gewordene Politik von Mißtrauen, Eifersucht, Mißachtung, Haß und Widerstand in allem und jeden, schienen beide deutsche Mächte völlig unvereinbar, weil unversöhnbar. Nichtsdestoweniger war Alexander entschlossen, alle Mittel aufzubieten, um die erzürnten, neidischen, feindlichen Brüder in einem Bund wider Frankreich zusammen zu bringen [1]). Schon Hr. von Nowosiltzoff hatte deshalb den geheimen Auftrag, Preußen Rußlands Allianz anzubieten im Fall eines europäischen Kampfs gegen Frankreich. Die desfallsigen direkten Verhandlungen mit dem König und einem königlichen Prinzen nahmen schon einen erwünschten Fortgang, als Hr. von Nowosiltzoff durch den Hrn. von Winzingerode in diesem Geschäft abgelöst wurde. Mit weniger Ruhe und Gewandtheit begabt, und weil voll Enthusiasmus für den Zweck seiner Mission, brachte es

1) Vielleicht hatte Kaiser Alexander dabei auch den Gedanken, Pitt's Plan, England wiederum zum Mittelpunkt der dritten Coalition zu machen, dadurch zu vereiteln, daß er Rußland in der östlichen Tripel-Allianz als erste Hauptmacht darstellte. Daraus dürfte sich auch wohl der Grund erklären, weshalb neun Monate hindurch das österreichische Cabinet seine Verhandlungen mit Rußland in das tiefste Geheimniß vor England hüllte, so daß man in England von denselben nichts erfahren haben würde, wenn nicht F. Adam Czartoryski, der damalige russische Minister des Auswärtigen geplaudert hätte.

Letzterer bald dahin, daß an ein Erreichen dieses Zwecks bei dem Grafen Haugwitz und dem Berliner Hofe auf dem Wege gütlicher Unterhandlung fast nicht mehr gedacht werden konnte. Es entstand daher der unglückliche Plan, den König aus den Händen falscher, an Frankreich verkaufter Minister und Räthe zu befreien und Preußen zum Beitritt zur österreichisch-russischen Allianz zu nöthigen [1]). Da kam Düroc nach Berlin und „seitdem sprach man dort von nichts als von einer Diversion, einem Krieg wider die Russen [2])," und die preußische Armee rückte schon an die russische Grenze. Lebhaft verhandelte aber auch das Wiener Cabinet in Berlin. Während Duroc's Anwesenheit traf erst Graf Meerveldt, dann der Erzherzog Anton dort ein. Zuletzt erschien Kaiser Alexander in Potsdam. Nur dieser Fürst vermochte den günstigen Eindruck, welchen Düroc auf den König gemacht hatte, zu vernichten. Unter solchem dreifachen Andrang rettete sich das Ministerium Haugwitz in seine absolute Schwäche. Denn nachdem es so eben noch bereitwillig gewesen war, sich mit Frankreich gegen Rußland, England und Oesterreich zu ver-

---

1) Gentz leitet mehrmals in seinen Briefen an Joh. v. Müller die Hauptursache, warum Preußen damals nicht der Coalition beigetreten wäre, aus dem Versuch Rußlands her, Preußen zu derselben nöthigen zu wollen. Allein es galt nur, den unseligen Einfluß zu zerstören, welchen das Pariser Gelüst der Madame Lucchesini und die Eitelkeit und Feigheit des Grafen Haugwitz so wie die Ränkesucht der Lombards auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Preußens hatte. Dieser Genossenschaft hatte Rußland schon einmal im Februar 1805 bei den preußisch-schwedischen Differenzen glücklich imponirt. Der Gedanke lag also nahe, daß auch hier das an sich unrühmliche Mittel zum guten Zweck führen würde. Auch erkennt Gentz selbst an, daß es nur der russischen Drohung zu danken war, daß Preußen schon Ende September seine ganze Armee auf den Kriegsfuß setzte.

2) Brief Joh. von Müller an Gentz d. d. 3. Oktober 1805. Heinrich v. Bülow gesteht auch, selbst einen Angriffsplan gegen Rußland entworfen und dem F. M. Möllendorf übergeben zu haben, welcher ihm darüber geäußert, „daß die Herren, welche einen solchen Plan anfertigen sollten, den Bülowschen beherzigen möchten." (S. das famöse Buch: der Feldzug von 1805. Thl. I. S. IV. der Vorrede). — Also es sollten schon mehrere Herren mehrere Pläne machen!!

binden (14. Aug. 1805), suchte es nun durch Neutralität, für welche es nicht den Schatten von Stärke und Energie besaß, allen Theilen zu entschlüpfen. Jedoch über dem Sarge Friedrichs des Großen reichten sich die Souveraine von Preußen und Rußland die Hände und Alexander sprach die unvergeßlichen Worte: **Restons unis pour faire le bien!** Der Vertrag von Potsdam, der leider nie zur Ausführung kommen sollte, war am 3. November geschlossen worden.

Die Mediation Oesterreichs hatte Rußland wirklich, die Neutralität Preußens aber nur scheinbar beseitigt. Wie anders dürfte jedoch der Ausgang so langer Verhandlungen, so großer rastloser Bemühungen Rußlands gewesen sein, wenn die in Vorschlag gebrachte Zusammenkunft der drei Souveraine in Krakau, im Oktober 1805, wirklich erfolgt und die gemeinsamen Angelegenheiten den drei damals so schwach vertretenen Cabinetten im entscheidenden Augenblick entzogen worden wären!!

Daß aber der entscheidende Augenblick, nicht allein vom Krieg von 1805, sondern von allen Schicksalen, welche Europa bis zum Juni 1813, das heißt bis zu der ersten persönlichen Vereinigung der drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen zu durchlaufen hatte, der Monat Oktober im Jahr 1805 gewesen, solches kann kaum noch bezweifelt, in Abrede aber nicht mehr gestellt werden. Es liegt also alles an der Erklärung, wie es geschehen konnte, daß ein solcher höchst wichtiger Moment, kaum erkannt, noch weniger gewürdigt und erfaßt, nutzlos vorüberging, deshalb aber auch der erste Grund und eine fortdauernde Ursache so niederschlagender Unglücksfälle, Täuschungen und Verluste auf der einen und so grenzenloser Anmaßungen, so bittern Hohns, so unerschöpflicher Gewaltthaten auf der andern Seite wurde.

Es darf kühn behauptet werden, daß ein Jeder von den drei Regenten Oesterreichs, Rußlands und Preußens ein gutes Einverständniß damals schon wünschte und sowohl das Bedürfniß als die Wohlthätigkeit desselben fühlte. Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm waren sich persönlich eng befreundet und Kaiser Franz war einestheils noch ein so inniger Verehrer Joseph's **II.**, daß er sich über die traditionelle Politik seines Stammhauses ehrenvoll erhob und anderntheils zu altaristokratisch gesinnt, um nicht unbedenklich eine Allianz mit den Regenten-Häusern der Romanows und Hohenzollern derjenigen vorzuziehen, welche ihm ein glücklicher Soldat darbot, der selbst nicht wußte, ob er seinen Familiennamen Buonaparte oder Bonaparte schreiben sollte [1]). Nicht also an der persönlichen Gesinnung und nicht an einer mangelhaften Einsicht in dem, was allen drei Monarchen gleich wünschenswerth war und sein mußte, lag die Schuld, daß trotz richtigen Erkennens und Wollens der Souveraine eine österreichisch-russisch-preußische Tripel-Allianz nicht zu Stande kam, sondern an dem herkömmlichen Einfluß, welchen die Cabinette dieser Fürsten auf diese selbst und deren Politik gemeinhin auszuüben pflegten. In Rußland, unter dem autokratischen Staats-Princip war solches natürlich weniger der Fall, dazu Alexander die Persönlichkeit keineswegs, welche sich von einem schwachen, furchtsamen, grundsatzlosen Czartoryski [2]) auf eine Weise

---

1) Damals hatte Kaiser Franz noch nicht aus den alten Pergamenten eines unbekannten Archivs herausgelesen, daß die Familie Buonaparte Souveraine von Treviso gewesen wären. Diese kostbare Stammbaums-Entdeckung theilte Kaiser Franz dem Schwiegersohn erst bei der Zusammenkunft in Dresden 1812 mit. Die Ueberraschung war excellent. (**Fain** Manuscript von 1812. Leipz. **I.** S. 47. Anmkg.) Der Instinkt des Volks aber, welcher Napoleon kugelfest wähnte, hatte diesen althistorischen durchlauchtigen Ursprung längst schon gewittert.

2) Die spätere Erfahrung hat auch schmerzlich gezeigt, wie hart Alexander theils selbst, theils in seinem Thronerben für das eine Mal gestraft wurde, daß er

hätte leiten lassen, daß der Minister je hätte wagen dürfen, seine blos consultative Stimme in eine decisive verwandeln zu wollen. Allein um desto stärker war noch der alte übliche Cabinetseinfluß, welcher so oft schon als Cabinetsregierung Länder in das Verderben gestürzt und Uneinigkeit, Erbitterung und Unglück aller Art zwischen Fürsten und Völker ausgesäet hatte, in Wien und Berlin.

Kaiser Franz, ein Herr von seltenen Kenntnissen und von dem Talent, der Politik immer die väterlichsten Weisen und für das Volk verständliche Formen zu geben, eifersüchtig auf sein Ansehn in seiner erlauchten Familie und nicht ohne Mißtrauen gegen neue oder allzu selbstständige und populär gewordene Diener [1]), hatte zum Nachfolger Thugut's den Grafen Cobenzl ernannt. Dieser Staatsmann hatte bekanntlich die Präliminarien zu Leoben und den Frieden zu Campoformio abgeschlossen und dadurch seinen Namen der Diensttreue mehrfach zum Opfer gebracht, indem nun solcher nicht die unglücklichste (das wäre noch zu ertragen!) sondern die Periode der tiefsten Erniedrigung und Demüthigung Oesterreichs vorzugsweise bezeichnet. Diese Aufopferung aber war es, welche Kaiser Franz in dem Diener anerkannte und wegen welcher er dem Grafen Cobenzl vor dem Lüneviller Frieden die Leitung der Staatskanzlei übertrug. Man kann ganz darin einverstanden sein, daß Graf Louis Cobenzl dieser Aufgabe in jener Zeit nicht gewachsen war, daß es ihm völlig an Stärke gebrach, das alte Kaiserthum Franz des II. dem jungen Napoleon's gegenüber in Würde zu vertreten, daß ihm Muth und Vertrauen zu neuen, dem alten System unbekannten Hülfsmitteln

---

Adam Czartoryski auf dem Wiener Congreß hinsichtlich Polens Vertrauen und Glauben schenkte. Und diese Erfahrung wurde dadurch um desto bitterer, als solches hohe, edele Zutrauen nicht mehr dem Minister des Auswärtigen, sondern dem Jugendgespielen zu Theil wurde!

1) Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg. II. Abtheilg. S. 432, 433.

sinkender Staaten fehlten, daß ihn keine Ahnung von der Möglichkeit durchdrang, einer Revolution und ihrem Kinde entgegen, die Kräfte des Volks wecken und aufrufen zu dürfen, daß er die Ehre der Monarchie auf Kosten einer Volksbegeisterung und durch eine unherkömmlich exaltirte Armee zu theuer erkauft wähnte, daß er Frieden und Unthätigkeit, große und kleine Dinge, Wichtiges und Unwichtiges, Mäßigung mit Schweigen zu allem, Vorsicht mit dem Verfall der Kriegsmacht und Entäußerung der Kriegsmittel, Klugheit mit hysterischen diplomatischen Salonskünsten oftmals verwechselte, daß er über Oesterreich, Deutschland, über seine Balance zwischen Kaiser und Erzherzog das Gleichgewicht Europas, über die Wahl der Mittel den eigentlichen Zweck vergaß, daß er Ruhe, Wien und seine Villa am Kahlenberge vorzugsweise liebte — — man kann dieses alles gerne zugestehen und wird eben deshalb in die wüthenden Incriminationen, in die Todesurtheile, in die schimpfende Sprache eines Gentz[1]) gegen Graf Cobenzl — (welcher jenen in

---

1) So schreibt Gentz (Schriften. IV. S. 145.) z. B. „Ich hoffte, der Kaiser von Rußland würde mit einem gesegneten Donnerwetter in diesen Sumpf und Abgrund der verächtlichsten Untauglichkeit schlagen, aber er hat wohlmeinende, geschickte, gescheute, brave und achtungswürdige Leute genug, aber keinen Mann von niederschmetternder Seelenkraft bei sich. Er hat unser Elend gesehen, auch beherzigt, beseufzt und bejammert, aber er will sich in die Personalverhältnisse nicht mischen.“ Dann heißt es (S. 155.) „Aber die Provinzen, die Ehre, Deutschland und Europa verlieren und die Zichy, die Ugarte, die Cobenzl, die Collenbach, die Lamberti, die Dietrichstein u. s. w. behalten müssen, keine Genugthuung, keine Rache, nicht einer gehängt oder geviertheilt, das ist unmöglich zu verdauen.“ (S. 143.) „Jetzt erscheint die Nullität, die Unfähigkeit, ja die Infamie dieses österreichischen Ministeriums, die **ich** in früheren Zeiten so oft den verschiedenen Cabinetten von Europa als die eigentliche Quelle des gemeinschaftlichen Verderbens bezeichnet hatte in ihrem ganzen schreckenvollen Lichte.“ Davon finden sich auch in den Briefen vielfache Belege. Er denuncirt sein Ministerium, seine Chefs in Petersburg (Czartoryski), in London (Pitt), in Stockholm (dem Könige selbst). Fürwahr es erregt Erstaunen, daß solches aus der Wiener Staatscanzlei und von dem Champion derselben geschehen konnte! Sehr interessant ist daher die Bekanntmachung dieser Briefe, allein der Herausgeber dürfte mit derselben wohl nicht das

den österreichischen Staatsdienst gerufen hatte) nicht einstimmen. Denn dieser Minister war nicht besser, aber auch nicht schlechter als seine Zeit. Der Kaiser liebte den Frieden, der Erzherzog Carl rieth zum Frieden und Graf Cobenzl wollte ihn daher. Doch war es endlich sein Ministerium, welches den Krieg aufs neue Napoleon erklärte und damit dermaßen eilte, daß weder die russische Hülfe noch Preußens Beitritt zur Allianz vorerst abgewartet und der großartige brittisch-russische Kriegsplan, welcher mit der Linken Neapel, mit der Rechten Hannover erfaßte, schmählich verstümmelt und zernichtet wurde. Nicht die Schuld trifft das damalige Cabinet von Wien, daß es Preußen vernachlässigt und nicht sogar durch „demüthige Bitten [1])" Preußens Beistand nachgesucht habe, sondern daß es plötzlich alle vorbereitenden Verhandlungen mit den andern Continentalmächten als nicht geschehen betrachtete und Oesterreich allein, wie ohne Verbündete, dem Feind entgegenwarf. Dieses alte Isolirungssystem erhielt dann bei Ulm eine wiederholte ernste Lehre und Verwarnung.

Die Frage ist schon oft aufgeworfen, welcher Beweggrund das österreichische Cabinet zu dem so übereilten Beginn des Kriegs, zu dem alleinigen gewagten Auftreten auf dem Kriegsschauplatz getrieben habe. Mack, welcher den strategischen Theil des Feldzugs fast ausschließlich in den Händen hatte, war für den Krieg nicht enthusiasmirt. Er war nach Gentzen's Schilderung „ein schwacher, weinerlicher Charakter, eine Seele ohne wahre Energie" [2]) und „ein so elender Politiker, daß er kaum die Nothwendigkeit des Krie-

rechte Mittel gewählt haben, dem hohen österreichischen Adel die Staatscanzlei und dieser sich zu empfehlen.

1) Gentz a. a. O. S. 132.

2) a. a. O. S. 129.

„ges fühlte," [1]) — „Piemont, Parma, Genua meinte Mack, ce sont „des bagatelles, es habe sich seit dem Lüneviller Frieden nicht viel Wesentliches verändert." [2]) Mack eilte daher nicht. Und daß ihn Kaiser Franz zu einem unbesonnenen Angriff aus Eifersucht gegen den Erzherzog Carl getrieben, solches läßt sich eben so wenig beweisen. Denn der Kaiser erwartete die russische Armee und hatte erklärt, als er Rußlands Wunsch (erst im Frühjahr 1806 [3]) mit gesammten, österreichisch-russisch-preußischen Streitkräften den Krieg zu beginnen) abgewiesen, doch ohne die vorherige Vereinigung mit den Russen den Krieg nicht eröffnen zu wollen. Dagegen spornte der englische Gesandte in Wien, Sir Arthur Paget, zum unverzüglichen Eröffnen der Feindseligkeiten. Aber auch dieser Antrieb, wenn auch von reichen Subsidiengeldern und einer alten Hinneigung Oesterreichs zu England wohl unterstützt, würde allein nicht hingereicht haben, das Wiener Cabinet und den Hofkriegsrath alle Regeln der Vorsicht übersehen zu machen. Hier mußten Leidenschaften wirken, und sie thaten es. Das politische Benehmen von Baiern, Würtemberg und Baden war freilich nicht ganz geeignet, sich die Gunst des österreichischen Hofes zu erwerben. [4]) Aber eben die Hast, mit welcher Oesterreich allein über die Länder derselben herfiel, obschon es dem Kurfürsten von Baiern noch gelang nach Würzburg zu entfliehen, hätte die Besorgniß der süddeutschen Kurfürsten vor Oesterreichs geheimen

---

1) Gentz a. a. O. S. 89. Irren wir nicht, so hat der Erzherzog Carl eine Vertheidigung Mack's geschrieben.

2) Gentz a. a. O. S. 63.

3) Dieser Rath war sehr gut, denn erst im Dezember sammelte sich das zur Diversion bestimmte Heer von Britten, Russen und Schweden im Hannöverschen.

4) „Wäre die Trennung der deutschen Hauptmächte nicht zu dem Umfange angewachsen, wir würden eben so wenig einen Landgrafen von Darmstadt oder einen Fürsten von Nassau oder Isenburg die kaiserlichen Adler herabschlagen, noch die kaiserlichen Edikte zerreißen sehen" u. s. w. Gentz a. a. O. S. 27.

Absichten genügend gerechtfertigt, wenn ihnen die Gesinnung, welche gegen sie in Wien laut ausgesprochen wurde, nicht vollständig bekannt und ihnen nicht noch der Länderhandel mit Carl Theodor in lebhafter Erinnerung gewesen wäre. Hören wir nur Hrn. von Gentz darüber sprechen, dessen Stimme in dieser Periode vom Oktober bis Dezember 1805 von dem Grafen Cobenzl sehr beachtet wurde. [1]) Schon in dem von Gentz für den Erzherzog Johann (September 1804) geschriebenen Mémoire heißt es: „Es ist mein höchster und einziger Grundsatz, daß die Aussöhnung mit dem Kurfürsten unserer (österreich.) Seite auf alle Weise vermieden werden müsse. Jetzt ist die wahre Politik, beim ersten Ausbruch der Feindseligkeiten sogleich den Schauplatz des Kriegs in ihre Länder zu verlegen und sie durchaus wie confiscirtes Gebiet, d. h. wie unser eigenes zu behandeln." [2]) Dann schreibt er (23. Okt. 1805.): „Die Fürsten von Würtemberg, Baden und Baiern verdienen gar keine weitere Rücksicht; wenn die Franzosen sie aufgefressen hätten, so leisteten sie uns einen Dienst. Und was liegt an einer vorübergehenden Verwüstung ihrer Länder" u. s. w. [3]) und (23. Dezemb. 1805): „wäre es nicht unendlich besser, daß Würtemberg, Baiern und Baden **Provinzen Oesterreichs**, als französische Präfekturen würden?" [4]) Dieses heißt etwas mehr

1) Gentz a. a. O. S. 137.
2) Ebendas. S. 31.
3) Ebendas. S. 124.
4) Ebendas. S. 180. Als wir vor mehreren Jahren einmal ein Wörtlein über einen geheimen eventuellen Vorbehalt im Vertrag zu Ried 1813 fallen ließen, echauffirte sich unser verehrter Freund Görres in München über unsere Meinung so stark, daß er alsbald nach seinem alten Flammberg griff, die Sturmkappe aufstülpte, seinem Roß Beyart die Sporen gab und den ersten Ritterdank unfehlbar errungen haben würde, wenn ihm nicht ein Gallenfieber zuvorgekommen und F. Metternich's Champion niedergestreckt hätte. Wir gestehen aufrichtig, es war uns leid zu dieser, dem alten frommen Herrn schon sichtlich unbequem und unpassend gewordenen Auf-

als eine blos militairische Occupation beabsichtigen, von welcher derselbe Staatsmann schreibt, „daß solche Jedermann als ein nothwendiger, unvermeidlicher Schritt einleuchte, wenn einmal ein Krieg gegen Frankreich vom österreichischen Gebiet unternommen werden solle." [1]) Nach jenen Aeußerungen läßt sich wohl fragen, welche günstige Stipulationen und Rücksichten durften die süddeutschen Fürsten von dem Friedensvermittler zu Campoformio und Lüneville für sich erwarten? Hatten sie nicht das Schicksal von Venedig vor sich? Daß sie aber immer noch, trotz des schon projektirten Rheinbunds, einen guten Rest von deutscher Gesinnung und Vaterlandsliebe besaßen, beweist das Schreiben des Kurfürsten von Baiern an den Fürsten Schwarzenberg, das wie Gentz selbst gesteht, „voll deutschen Gemeingeistes" [2]) war. Nur Oesterreich pflegte denselben nicht mehr. Und Graf Stadion sah sich somit genöthigt, bei den verbündeten Höfen und in der deutschen öffentlichen Meinung den verdrießlichen Ausgang des Kriegs von 1805 abbitten zu lassen.

In Preußen hatte Friedrich Wilhem III. den Thron seiner Väter zwar schon mehrere Jahre im Besitz, allein das geringe Vertrauen zu seinen eigenen Kenntnissen, Kräften und Tugenden war in dem König noch vorherrschend. Weil von dem einzigen Wunsch beseelt, Land und Leute wahrhaft glücklich und zufrieden zu machen, griff er selbst, der Erhabene — ach sein Andenken ist ein heiliges! — nur mit Schüchternheit in den Lauf der Regierungsgeschäfte ein. Graf Haugwitz, Marquis Lucchesini, die Gebrüder Lombard, von denen der äl-

---

wallung eine entfernte Veranlassung gegeben zu haben. Nun sagen aber die Lebensbilder viel mehr darüber und in so geschichtlich dokumentirter Weise, daß diese Partie derselben als die vorzüglichste gelten kann. (Vergl. I. S. 154 ff. III. S. 139 u. ff.)

1) Fragmente u. s. w. S. 267.

2) Schriften a. a. O. S. 106.

tere, der eigentliche Premier-Minister, ein französischer Versmacher war, theilten die auswärtige Politik Preußens unter sich. Von dem Grafen Haugwitz, sagt Hr. von Gentz, „daß derselbe kaum wußte, wo er den Osten auf der Landcharte finden sollte;" [1]) daß ihm der „ältere Lombard 1806 selbst gestanden, „daß das preußische Cabinet „nur durch allerhand Kniffe und Pfiffe bis dahin dem Kriege „entgangen sei" [2]), und daß ihm (Gentz) die höchst mittelmäßigen „Talente des Grafen Haugwitz und wie wenig dessen Fähigkeiten der „Aufgabe gewachsen waren, die er übernommen hatte [3])," aus dem persönlichen Umgang mit jenem immer klarer geworden seien. War es nicht auch Graf Haugwitz, welcher vor der Schlacht bei Jena einem Hrn. von Gentz auftrug, „ein öffentliches **Kirchengebet**" zu schreiben [4])!! und von dem Bignon gesteht, daß er von den Franzosen so gut habe gebraucht werden können, daß man seine Entfernung von den Geschäften 1804 in Paris als eine Calamität betrachtet hätte! Uebrigens war das damalige Berliner Cabinet durch die naive Anfrage des preußischen Gesandten in Paris, Hrn. von Kno-

1) Schriften. Thl. II. S. 291.

2) Ebendas. S. 248.

3) Ebendas. S. 283.

4) Ebendas. S. 265. Neuerer Zeit hat Hr. von Minutoli Haugwitzens Vertheidigung übernommen, nachdem die Mittheilung aus des Letztern Mémoiren von dem Grafen Paul v. Haugwitz in der Minerva die öffentliche Meinung wenig gewonnen und nicht modificirt hatte. Hr. von Stein schreibt an Gagern (Mein Antheil ꝛc. IV. S. 128.): „Seicht und schwachköpfig war weder Haugwitz noch Lombard," und ein Cabinetsschreiben Friedrich Wilhelm's III. giebt jenem Minister das Zeugniß fleckenloser Gesinnungen und treuer Geschäftsführung. Prof. Ranke hat den „nicht unbedeutenden **Anfang**" von Mémoiren des Grafen Haugwitz gelesen (histor. pol. Zeitsch. II. S. 57.). Er könnte uns also Haugwitz Schuld oder Unschuld deuten. Daß aber ein Heinrich v. Bülow (der Feldzug von 1805. S. XXVIII. u. ff.) mit einer wahren Wuth für Gr. Haugwitz kämpft und die Verunglimpfungen desselben als einen Beweis der „Dummheit der Berliner" erklärt, scheint nicht günstig für den Vertheidigten zu sprechen, da Bülow selbst ein Anbeter Napoleon's und der Franzosen war.

belsdorf, bei seinem Hofe, ob er Napoleon, als dieser zur Schlacht von Jena von Paris abging, auf seiner Reise begleiten solle, richtig stigmatisirt. Dieses Cabinet hatte keinen andern Gedanken, als die Eroberung Hannovers oder, „wenn England durchaus auf dessen Restitution bestände," wie Graf Haugwitz selbst erklärte, „die Eroberung Hollands." 1) Dafür war dieser Minister auch ganz einverstanden, „daß Baiern an Oesterreich die Zeche bezahlen solle." 2) Diese Tendenz war völlig analog der des Wiener Cabinets, die süddeutschen Staaten noch vor Ankunft der Russen zu erobern, so daß Rußland schon eine vollendete Thatsache in dieser Eroberung vorfände. Deshalb waren die Herren Haugwitz und Gentz bald einig: „Deutschland in zwei große, durch eine immerwährende Allianz vereinigte Konföderationen zu theilen: eine unter der Protektion Oesterreichs, die andere unter der Preußens, deren Mitglieder alle ihre Souverainetätsrechte behalten sollten (??), jedoch unter der Restriction eines gleichförmigen Militairsystems." 3) Prof. Schlosser hat somit nicht Unrecht, wenn er bemerkt, 4) „daß legi-

---

1) Gentz a. a. O. S. 306.

2) Ebendas. S. 223.

3) Ebendas. S. 221.

4) a. a. O. S. 186. Heft III. Wie anders handelte Rußland. Noch vor der Schlacht vor Friedland wollte Kaiser Alexander eine polnische Armee unter dem General Kuiaziewicz errichten und ließ diesen deshalb nach Königsberg kommen. Letzterer entgegnete der kaiserl. Proposition: Sire, je n'ignore point que lorsque V. M. marchait aux secours des Autrichiens pendant la campagne d'Austerlitz toutes les provinces polonaises, tant celles qui restent sous la domination de V. M. que celles qui sont soumises au sceptre de l'Autriche et de la Prusse envoyèrent auprès de V. M. à Pulawy des députés **en la suppliant** de daigner rétablir leur patrie et **mettre sur son front la couronne des Piastes et des Jajellons.** Mais il parait qu'alors le rétablissement de la Pologne n'entrait point dans les plans de V. M., **puisqu'elle n'a point daigné accepter cette proposition** etc. Coup d'oeil sur l'état politique du royaume de Pologne. Paris 1832. pag. 9. note.

time Fürsten über Länder, die sie noch nicht einmal erobert hatten, eben so willkührlich verfügten als Napoleon über Länder, die er wenigstens schon völlig in seiner Gewalt hatte," insofern solches, statt von den Fürsten selbst, von ihren Dienern und Cabinetten verstanden wird.

Wie schon bemerkt, stand in St. Petersburg F. Czartoryski, der spätere polnische Revolutionär, den Geschäften der auswärtigen Angelegenheiten vor. Er machte das Trio der Grafen Cobenzl und Haugwitz voll, da er gleich diesen friedliebend aus Trägheit, unverlässig aus Eitelkeit, unfähig aus Schwäche und kleinlich aus Grundsatz war. Das Leben aller Drei war eine fortwährende Niederlage, und wenn solches Ungeschick damals bei Czartoryski nicht eben so grell wie bei den andern Beiden hervortrat, so ist der Grund nur darin zu suchen, daß Kaiser Alexander das auswärtige Departement schon zu jener Zeit mit besonderer Vorliebe und Aufmerksamkeit, mit berechnender Klugheit und feinster Gewandtheit persönlich leitete und Czartoryski mehr Canzleichef als dirigirender Minister gewesen war. Jedoch als Czartoryski, während der Kaiser durch die äußerste Sorgfalt, welche die Rücksicht auf die Armee nothwendig erforderte, an der Selbstleitung des Auswärtigen behindert ward, dieses selbstständiger leiten sollte, und aus feiger Furcht vor dem ersten General des Jahrhunderts das Interesse und Wohl Europas vergaß und falschen Friedensversuchen sich hinneigte, wurde er sofort aus dem Ministerium entfernt, denn Kaiser Alexander wollte die Rettung des föderativen Staatensystems durch den perfiden Patriotismus jenes Polen nicht verrathen lassen. Was überhaupt in der Epoche von 1804—1807 Kaiser Alexander für das Staatengleichgewicht und das Föderativ-System Europas mühselig gearbeitet, versucht und wieder versucht, angeregt, ausgesäet und zum endlichen Wachsthum unter wahren

und falschen Maximen, unter richtigen und unrichtigen Combinationen, unter glücklichen und unglücklichen Schicksalen gebracht hat, das hohe Verdienst dürfen wir, darf eine gerechte Nachwelt ihm nicht versagen. Denn bedenkt man, wie damals alle Staatenbande sich mehr und mehr auflösten, wie jede Garantie des Gleichgewichts verhöhnt, untergraben und zermalmt wurde und wie die völkerrechtliche Verfassung von Europa von Tage zu Tage in einen tieferen Abgrund von Verwirrung und Anarchie stürzte, wie keine Grenze mehr unverrückt, kein Band unauflösbar, kein Vertrauen fest, kein Schutz sicher, wie kein Wort, kein Versprechen, kein Traktat glaubwürdig und zuverlässig einen Stützpunkt, einen Ruhort, selbst nur für einen Mondeswechsel, eine Bürgschaft, blos für einige zusammenstoßende Gemeindebezirke, noch darbot, daß in solchem Zeitpunkt Kaiser Alexander nicht sowohl durch die Zahl und Tapferkeit seiner Armeen, noch durch die grenzenlose Hingebung seiner Völker, noch durch die kolossale Größe seines Reichs, noch durch die überreichen Hülfsmittel, welche ihm Rußland entgegentrug, sondern allein durch seine scharfe Beurtheilung der namenlosen Calamitäten, welche Europa theils niedergeschmettert hatten, theils ganz niederzuwerfen drohten, durch seine richtige Einsicht in ihre Ursachen und Quellen, durch die ernste Erwägung ihrer unabänderlichen Folgen, wenn nicht, ehe solche sich festgestellt, alles, ja das Aeußerste dagegen versucht würde, und endlich durch den festen Entschluß, dieses letzte zu wagen, so irgend noch eine Hoffnung auf den Erfolg desselben übrig bliebe, das einzige Mittel fand, welches die Zerstörung aufhalten und Europa Rettung bringen konnte, — bedenkt man alles dieses, so wird man auch genöthigt sein, dem Verdienst seine Krone zu geben, selbst wenn man ein Gegner von Rußland wäre. Denn in der Seele Alexander's stand die Ueberzeugung fest, daß nicht von Oesterreich, oder von Rußland, oder von

Preußen allein dem Continent wider Frankreichs Uebergriffe Rettung kommen könne, daß diese Mächte zusammen, eng vereint, gemeinschaftlich thätig, mit ganz verbundenen Kräften wirken müßten, um das europäische Staatensystem wieder herzustellen und daß, wenn solches geschähe, Napoleon mit all seinem Genie und all den Hülfsmitteln, welche ihm fast zehnjährige Siege darböten und die das reiche Frankreich irgend zu liefern vermöchte, sich endlich doch gezwungen sehen würde, seinen Anmaßungen ein Ziel und seinen Gewaltthaten eine Schranke zu setzen. Diese frühe Erkenntniß des russischen Kaisers ging in dem späteren Wechsel der Zeiten und Dinge nicht verloren. Alexander führte sie durch, als der entscheidende Moment und zugleich der günstigste Augenblick dazu erschien, da er die Seele der Tripel-Allianz ward. Schon 1806 ahnete es der große Geschichtsschreiber der Schweizer Eidgenossenschaft, „daß endlich noch eine russische Hand Europa retten werde.“ 1)

Nach der unglücklichen Schlacht von Turas war Kaiser Franz in Napoleon's Lager bei Saroschitz gegangen, um Frieden zu bitten. 2) Napoleon forderte sogleich schleunige Entfernung der Russen. „So „kam der Kaiser zurück (schreibt Hr. von Gentz) 3), und berichtete „den Kaiser Alexander vom Erfolg. Dieser mit großem Edelmuthe „erklärte ihm sogleich: Er ziehe sich zurück; 4) Friede mit Bonaparte

---

1) Brief an Gentz vom 14. April 1806. S. Gentz Schriften IV. S. 211.

2) Wie Gentz diese Zusammenkunft und dabei den Kaiser Franz schildert, verdient im Original a. a. O. S. 154. nachgelesen zu werden. Hohn und Spott dem Unglück ist jederzeit unedel, hier und in den Verhältnissen von Gentz doppelt schlecht.

3) a. a. O.

4) Es fehlte auch der Armee schon an Lebensmitteln. Gentz äußerte sich darüber zu Böttiger in Dresden: „Kaiser Alexander hätte die in Ollmütz aufgethürmten Geldfässer des Kaisers Franz ohne Weiteres aufschlagen lassen sollen, um damit den schlesischen und polnischen Nachbarn, die nur um Papiergeld keinen Proviant zu liefern Lust gehabt, zum Verkauf ihrer großen Vorräthe Lust zu machen.“ a. a. O. S. 191.

„schließe er nicht, es sei denn auf die alten bekannten Bedingungen; „er wolle noch einen Versuch in Berlin machen; schlage dieser fehl, so „stelle er 200,000 Mann an seinen Grenzen auf und ziehe sich in „sein Reich zurück; wenn aber je die Stunde schlüge, wo er den Kai= „ser aus der letzten Noth retten könne, so sei er bereit zur Hülfe zu „eilen."

Oesterreich war freiwillig aus der russischen Allianz getreten. Der vortreffliche Aufruf des Kaisers Franz an seine Völker von Brünn aus (13. Nov. 1805), in welchem es am Schluß hieß: „Unter solchen Umständen bleibt Sr. Maj. nichts übrig, als mit den großen noch unversiegten Hülfsquellen, die Sie in dem Herzen und in dem Wohl= stande, in der Treue und Kraft ihrer Völker finden, an die noch un= geschwächte Kraft Ihrer hohen Verbündeten und Freunde des Kai= sers von Rußland und des Königs von Preußen sich anzuschließen und in dieser festen und innigen Ueberzeugung auszuharren," wurde zurückgenommen, der Presburger Frieden geschlossen. Alexan= der hoffte noch auf die geheime Allianz [1]) mit Preußen. Doch wi= derrieth er [2]) Preußen, obschon ihm die Wiener Verhandlungen des Grafen Haugwitz unbekannt waren, den sofortigen Beginn des Kriegs. Darüber ist der Kaiser oft und bitter getadelt worden. Mit großem Unrecht. Denn Napoleon war von den Präliminarien in Nikolsburg an und nach dem Abzug der russischen Armee (30,000 unter Benningsen stellte der Kaiser sogleich zur freien Verfügung des Königs von Preußen) Herr aller Hauptstraßen nach Schlesien und

1) Obgleich der angeführte österreichische Aufruf den König von Preußen schon officiell als Verbündeten nannte, so war der Allianztraktat doch noch geheim und Haugwitz erst beauftragt, das preußische Ultimatum in das französische Hauptquar= tier zu überbringen. Oesterreich compromittirte damals Preußen, ohne irgend einen Vortheil daraus ziehen zu können.

2) In einem eigenhändigen durch Peter Dolgorukoi überbrachten Schreiben an den König.

Sachsen, während die preußische Armee nirgends concentrirt und ohne commandirenden Befehlshaber sich befand. Dieser Zeitpunkt, unter solchen Umständen, wäre jedenfalls für Preußens Erscheinen auf dem Kriegsschauplatz ungünstig gewesen [1]). Dagegen war die Bitte Oesterreichs an Preußen, durch irgend eine Diversion mildere Friedensbedingungen für Oesterreich zu erwirken, billig und gut, denn ein Krieg mit Preußen war damals gegen Napoleon's Interesse und wäre es eben deshalb ganz im preußischen gewesen, wenn der Krieg gehörig vorbereitet und Preußen in der Haltung sich befunden, denselben sogleich zu eröffnen. Allein auch im letzteren Fall vermochte Preußen eine drohende Diversion zu Gunsten Oesterreichs, in Verbindung mit dem zurückgebliebenen russischen Corps, sehr wohl zu vollbringen. Es that sie nicht.

„Der Krieg wird von nun an," schreibt Hr. von Gentz weiter, „ein bloßer Ritterkrieg. Der Kaiser von Rußland wünscht ihn jetzt offenbar nur, um seine Ehre zu behaupten. So schön das auch sein mag, so fürchte ich doch, es wird dem König von Preußen nicht genügen; er wird (und ich denke, er muß und soll) dem Kaiser ins Gewissen reden, um ihn von einer Unternehmung zurückzuhalten, bei der nichts mehr zu gewinnen, wohl aber noch das Letzte zu verspielen ist." [2])

Der unglückliche Ausgang der Schlacht von Turas, die traurigen Präliminarien zu Nikolsburg, Brünn und Wien, die eingewilligte Entfernung der Russen, das verzagte Aufgeben der russischen Allianz, die erwiesene Unfähigkeit des preußischen Cabinets und die

---

1) Das behauptet auch Bülow „Feldzug von 1805" S. 98. an dessen berüchtigtem Buch nur der militairische Theil zu lesen ist, obschon der Verf. mit einem solchen Hochmuth von seinen eigenen militairischen Kenntnissen spricht, welcher alle Grenzen billiger Nachsicht weit überschreitet und wirklich ohne Beispiel ist.

2) Gentz a. a. O. S. 156.

weite Zertheilung und mangelhafte Oberleitung des preußischen Heeres ließen Napoleon auf den harten Stipulationen des Presburger Friedens bestehen. Darunter waren:

daß die Reichsstände Baiern, Würtemberg, Baden die volle Souverainetät erhalten sollten, obgleich sie Glieder des deutschen Bundes (confédération germanique) verblieben.

Der deutsche Kaiser erkannte diese Neuerung an. Für diese Bereitwilligkeit folgte, einige Monate nachher, die Rheinbundsakte und das förmliche Sichlossagen der Glieder des von Deutschen erfundenen Rheinbunds aus dem deutschen Reichsverbande. Zufolge der Akte vom 19. Juli 1806 sollte

ein Bundestag in Frankfurt

constituirt werden und zwar aus der ersten Kammer der Könige und einer zweiten der Fürsten bestehen. Allerdings war die äußere Einheit des deutschen Reichs, die Herrschaft des Kaisers über die mächtigen Stände, die politisch-religiöse Bedeutung der Krone Karl's des Großen längst verloren worden, aber der durch die alte Reichsverfassung begründete und die innern Einzeln-Interessen vermittelnde und ordnende Rechtsbestand war noch lebensfähig, noch wesentlich, noch unentbehrlich, keine leere Form, kein dürrer Feigenbaum, keine überflüssig gewordene Spielsache. [1]) Indessen der „Mehrer des heil. römischen Reichs" hatte volle Arbeit, sein eigen Haus zu bestellen, und so that er für das Uebrige, was ihm das Räthlichste erschien, nämlich von einem deutschen Kaiserthum, von einem deutschen Bunde und von dem frankfurter Bundestag sich und Oesterreich feierlichst loszusprechen. Napoleon's *Propositionen an England* — den König

---

1) „Die Unsicherheit war nächst dem Schimpflichen das größte Verbrechen des Rheinbunds," Gagern, Mein Antheil an der Politik I. S. 191.

Ferdinand IV. von Neapel durch die deutschen Hansestädte zu entschädigen; und an Preußen — Friedrich Wilhelm III. zum Kaiser von Norddeutschland machen zu wollen; waren allerdings nicht geeignet, Kaiser Franz Lust zu machen sich mit den deutschen Reichsfragmenten länger zu behelligen, zumal seitdem noch Graf Haugwitz die gewaltsame Unterdrückung alten deutschen Rechts in der definitiven Occupation Hannovers vollendet hatte.

Als nun Deutschland, in sich zerrissen, sein eigner Feind wurde, zog es Kaiser Alexander vor, sich darauf zu beschränken, die Grenzen seines Reichs zu überwachen, wie in so widerwärtige Händel sich ferner einzumischen. Doch zweifelte er nicht an Europas endlicher Befreiung und zeigte sich, erfüllt von diesen schönen Hoffnungen, sofort bereit, die Kräfte Rußlands für Deutschland nochmals in den Kampf zu führen, als er von Preußen zur Hülfe gerufen wurde. Obwohl „Rußland kein dringendes Interesse zum Krieg mit Frankreich hatte, in jedem Falle sicher war und mit oder wider Frankreich im Krieg und im Frieden Vortheile ernten konnte, sobald es nur seinen politischen Einfluß behauptete," wie ein unpartheiischer Geschichtsschreiber [1]) treffend urtheilte, schrieb Kaiser Alexander schon gegen Ende des Monats August an den König von Preußen: „daß zwischen ihm und Preußen von Unterhandlungen oder Stipulationen gar nicht die Rede sei, daß der König ihn gar nicht um das erst befragen solle, was er zur Erreichung eines glücklichen Erfolgs für nöthig erachte. Es stände Sr. Maj. Alles zu Diensten, da es sein eigenes Interesse sei, daß Frankreichs Uebermacht beschränkt werde. Zu diesem Zwecke biete er denn dem Könige seine ganze Armee wie Geld zur Verfügung, wenn es nöthig sei. Mittel, seine Verspre-

1) Bülau, Geschichte des europ. Staatensystems III. S. 343.

chungen zu erfüllen, werde er schon finden." [1]) Diese kaiserlichen Worte bedürfen keines Commentars. Undank kann sie vergessen, aber nicht auslöschen. Sie wurden gegeben und gehalten. Und der an Selbstsucht und die Falschheiten der engbrüstigen Politiker gewöhnte Graf Haugwitz gestand Hrn. von Gentz mit Erstaunen, daß „Preußens Verhältniß zu Rußland ein solches gewesen, daß, wenn Preußen sich heute am Rande des Verderbens befunden und der Kaiser gestern erst einen Vertrag mit Frankreich unterzeichnet hätte, von welcher Art er auch immer sein möchte, er doch Preußen mit allen seinen Hülfsquellen zur Hand gewesen sein würde." [2])

Der Krieg von 1806 begann. Während der ersten Epoche desselben — der des Verraths — nahm Rußland keinen Antheil am Krieg, denn auch Preußen mußte erst bei Jena den Fluch der Isolirung erfahren. Rußland vermochte denselben nicht abzuwenden, weil das preußische Ministerium so lange gezögert hatte, die Anträge des russischen Kaisers in bestimmter Form anzunehmen, bis die unglücklichsten Ereignisse den Krieg von der Saale an die Weichselufer geworfen hatten. Endlich erst, nachdem Rußland, Preußen zur Seite, schon fünf Monate hindurch gekämpft, ward der Vertrag zu Bartenstein (26. April 1807) [3]) zwischen Preußen und Rußland ab-

---

1) Eigene Erklärung des Grafen Haugwitz zu Hrn. von Gentz. Beitrag zur geheimen Geschichte des Anfangs des Kriegs von 1806. Schriften. II. S. 268 ff.

2) a. a. O. S. 217.

3) Deutschland sollte nie den Art. 5. dieses von Rußland veranlaßten, von Russen redigirten Traktats vergessen. Denn es ist gewiß, daß es kein einziges diplomatisches Document giebt, das, was das Wohl Europas, das Wohl und wahre Interesse Deutschlands, die Entwickelung und Stellung des centralen europäischen Föderativsystems erheischt hat und noch erheischt, klarer, richtiger, besser bezeichnet und gewürdigt hätte. Wir lassen denselben daher hier in seiner ganzen Abfassung folgen:

Art. 5. Une des bases les plus essentielles de l'indépendance de l'Europe étant l'indépendance de l'Allemagne il est de la plus haute importance de la

geschlossen, welcher die Basis einer Allianz werden und der Welt darthun sollte, daß nicht sowohl das Eigen-Interesse, als das zerstörte Föderativsystem Europas den Kampf gegen Frankreichs Präpotenz und offenkundiges Streben nach Universalherrschaft erheische. Und schon verweigerte der König von Preußen einen ihm von Napoleon nach der Schlacht bei Eilau angebotenen Separatfrieden, [1]) schon

bien assurer et d'aviser d'autant plus soigneusement aux moyens d'y parvenir, qu' ils sont infiniment difficiles, depuis que la France est maîtresse du Rhin et des points offensifs sur ce fleuve. L'on ne peut laisser subsister la ligne du Rhin sous l'influence ou plutôt sous la souveraineté de la Erance, ni permettre que des troupes françoises continuent d'occuper l'Allemagne. Vouloir rétablir l'ancienne constitution germanique seroit une erreur dangereuse par ce que cette constitution, toujours trop foible pour résister au moindre choc, y succomberait de nouveau. Les hautes parties contribueront donc, par tout ce qui dépendra d'elles, à créer en Allemagne **une fédération constitutionelle** (Oesterreich und F. Metternich haben also diesen Gedanken bei dem Wiener Congreß nur adoptirt!) et à l'assurer au moyen d'une bonne frontière militaire et d'une ligne de défense parallèle au Rhin. Dans la persuasion du grand intérêt que l'Autriche partage à cet égard avec elles on s'en concertera avant toutes choses avec cette puissance. On s'appliquera surtout à écarter définitivement tout sujet de jalousie entre elle et la Prusse (damals hatte man von dieser Schwierigkeit noch keinen klaren Begriff, hiervon sollte erst der Wiener Congreß einige Proben geben) à établir entre elles les liens d'une union intime et permanente (auch dieses also behauptete Rußland sieben Jahre früher wie Oesterreich!) et à convenir de la manière la plus conforme à leurs intérêts réciproques, des principes d'après lesquels ces deux puissances prépondérantes en Allemagne devront exercer, chacune dans des limites dont on tombera d'accord, la direction de la fédération pour la défense commune. Man vergleiche hiermit das denkwürdige Schreiben des Kaisers Paul I. an den Feldmarschall Suworoff (Gatschina den $\frac{\text{1. Dec.}}{\text{20. Nov.}}$ 1799) in welchem es hieß: „Sowohl Euere Bestimmung als die der ganzen Linie, welche hinter Euch an der Grenze aufgestellt ist, ist die: zur Zeit bereit zu sein, die Fortschritte der französischen Waffen zu verhindern und das deutsche Reich vom unvermeidlichen Untergang zu retten — — — Ich wünsche schleunigst Euere Gedanken über die Anwendung der letzten Mittel zur Rettung Europas, welches schutzlos und verlassen preisgegeben ist, zu hören." (Lebensbilder III, S. 118 u. 119.)

1) Der an des Grafen Haugwitz Stelle getretene General Zastrow, ebenfalls ein Franzosen-Freund, hatte schon im Januar 1807 neue Unterhandlungen mit dem französischen Cabinet angeknüpft und der Adjutant des Königs, Obrist v. Kleist, ward deshalb noch am 17. Febr. in das französische Hauptquartier geschickt. Napoleon

verweigerte Oesterreich die ihm von Frankreich zugestandene Wiederbesitznahme Schlesiens, schon verweigerte Alexander, nach dem Fall von Danzig, irgend einen Frieden mit Napoleon einzugehen, in welchem die Existenz des Königreichs Preußen nicht förmlich anerkannt und garantirt würde, schon fühlten also die drei östlichen Mächte, daß sie zusammenstehen und Falls solches nicht thunlich, doch zum eigenen Schutz das Gesammtinteresse dem einzelnen überordnen müßten, als die verlorene Schlacht bei Friedland und Oesterreichs Neutralität den Tilsiter Frieden herbeiführte.

Ueberblicken wir die berührte Periode, so ergiebt sich, daß seit dem Basler Frieden Deutschland zertheilt und seit den Rastadter Friedensverhandlungen und dem Lüneviller Friedensschluß eine Friedensgier aus allgemeiner Schwäche daselbst herrschend geworden war, daß den Anmaßungen Frankreichs bei dem Regensburger Entschädigungsgeschäft die Anmaßungen und Forderungen deutscher Stände auf Unkosten ihrer Mitstände völlig gleichkamen; daß nur Rußland noch ein Gegengewicht wider Frankreichs Präpotenz zu Gunsten Deutschlands geltend machen konnte und geltend machte; daß aber Kaiser Alexander zuerst erkannte, daß Rußland in seinen desfallsigen Bemühungen von Oesterreich und Preußen nothwendig unterstützt werden müsse; daß leider jedoch die österreichisch-preußische Sucht der Isolirung in egoistischen Tendenzen die mühvoll componirten Verträge bald vernichtete, und daß endlich die Idee eines östlichen Dreibunds theils durch die ideenlosen Cabinette der damaligen Zeit, theils durch die Thatsachen von Ulm und Jena vor ihrem Wurzelfassen

sandte dagegen den General Bertrand von Osterode nach Memel und bot einen Separatfrieden Preußen an, weil sich die Langsamkeit eines Congresses zwischen Frankreich, England, Rußland, Preußen und der Türkei mit der gegenwärtigen Lage von Preußen nicht vertrage.

schon wieder zerstört wurde, folglich dieselbe unter den obwaltenden Umständen als unausführbar aufgegeben und ihre Realisirung bis zu günstigeren Zeiten aufgeschoben werden mußte.

Französische Publicisten haben den Tilsiter Frieden zu einem Thema sich gewählt, auf welches sie stets zurückkommen, wenn sie Preußen und Rußland zusammenhetzen und Mißtrauen, Erbitterung und Feindschaft unter diese Mächte aussäen wollen. Besonders verweilt Bignon dabei, indem er bei diesem Friedensschluß Preußen durch den „Schutz," der ihm darin zu Theil geworden, bitter zu höhnen sucht. Das läßt sich erklären. Denn der Lobredner Napoleon's, welcher die verzweifelten und doch vergeblichen Friedenspetitionen des französischen Kaisers in Moskau vor Augen hatte, mußte wünschen, die russische Politik im Allgemeinen als eine unredliche, wenigstens scheinbar unredliche darstellen zu können, um dadurch die Fehler seines Helden von 1812 etwas zu bemänteln und weniger handgreiflich und komisch zu machen. Allein wenn auch deutsche Schriftsteller in Roland's Horn zu hauchen sich anstrengen und dadurch Himmel und Erde gegen Rußland in Bewegung zu setzen wähnen, so ist diese Art von Haß für einen Scherz zu stark, für einen Ernst zu schwach und unbedeutend. Denn wer die Politik nie zu einem ernsthaften Studium gemacht, wer den politischen Combinationen nie mehr als ein blos flüchtiges Nachdenken geschenkt, wer nie die politischen Zustände und Wechselverhältnisse in ihrem anfänglichen Entstehen, in ihrem späteren wirklichen Sein und ihrer möglichen Ausbildung zu irgend einer Geschichtsepoche wahr aufzufassen sich Mühe gegeben, dessen zufälliges und grundloses Urtheil mag immerhin bei den ganz Unwissenden augenblicklichen Effekt erregen, da ihm ein weites Distelfeld der Lüge und Dichtung zur Ernte offen steht, jedoch mehr darf er nicht verlangen, und am

wenigsten erwarten, daß der kenntnißreiche Mann von Fach ihm Beifall winken werde.

Hinsichtlich des Tilsiter Friedens macht man Rußland drei wesentliche Vorwürfe. Erstlich, daß es damals Frieden geschlossen und den Krieg nicht weiter fortgeführt habe; zweitens, daß es seinen damaligen Alliirten durch die Stipulationen, die es angenommen, aufgeopfert und drittens, daß es diesen selbst habe mit plündern helfen, indem es den Bialystocker Kreis für sich erworben. Diese Vorwürfe sind an und für sich schon so schwer und wichtig, daß sie die strengste Untersuchung verdienen, doppelt aber von der höchsten Bedeutung, als der Tisiter Frieden ein scheinbarer Wendepunkt und der wirkliche Stempel der russischen Politik von **1807**—**1812** wurde. Kaiser Alexander legte bekanntlich so großen Werth auf die pünktliche Erfüllung der Stipulationen dieses Friedens, daß er noch in Paris dem Grafen Daru erklärte, daß, was auch Napoleon dagegen behauptet hätte, seinerseits der Traktat von Tilsit erst dann gebrochen worden sei, als er im Lager von Dryssa die Einwilligung gegeben, einen englischen Agenten empfangen zu wollen. Prüfen wir also jene Vorwürfe, welche Rußland so oftmals gemacht und immer wiederholt werden, unbefangen, gründlich, nach den Thatsachen.

Man tadelt die russische Politik, daß sie nach der Schlacht von Friedland Frieden mit Frankreich geschlossen und den Krieg nicht vielmehr fortgesetzt habe. Allein wie standen die preußisch-russischen Verhältnisse vor und nach der preußischen Kriegserklärung vom **8.** October **1806**? wie war die Lage der Dinge am **18.** Juni **1807**? Kaiser Alexander hatte nach der Schlacht bei Turas, wie schon erwähnt, ein Corps von **30,000** Mann Russen dem Könige von Preußen zur Verfügung gestellt und dasselbe in Neu-Süd-Ost-Preußen stehen lassen. Als indessen das Berliner Cabinet den

Pariser Traktat verhandelte, zog sich dieses Corps nach Lithauen zurück. Alexander hatte erklärt, sich gegen den Westen von nun an in der Defensive halten zu wollen und die Ereignisse zu erwarten. Da bat Friedrich Wilhelm in einem Schreiben an den Kaiser vom 7. August 1806 um Rußlands Allianz, und Alexander eilte am 22. August, dieselbe Preußen zuzusagen. Jedoch weder that das preußische Cabinet einen Schritt, diese Allianz durch gemeinsame Maßnahmen zu befestigen, denn es theilte dem Petersburger Cabinet nicht einmal den preußischen Operationsplan oder das preußische Ultimatum mit, noch hielt die eigentliche Berliner Kriegsparthei den Beistand Rußlands für irgend nothwendig, da man noch von Roßbach träumte und allein erobern wollte. So erfuhr man in Petersburg, d. h. Preußens bei Seite gelassener Alliirter, den Beginn des Kriegs, das Treffen bei Saalfeld, die Schlacht bei Jena und Auerstädt, den Abfall Sachsens, die völlige Auflösung des preußischen Heers, die Einnahme Berlins und die Flucht der Ministerien und des Hofes nach Königsberg zu gleicher Zeit. Nun erst schritt das Berliner Cabinet ernsthaft dazu, sich der russischen Hülfe zu versichern, denn Graf Haugwitz sah endlich ein, daß Preußen weder Hannover noch Holland erobern und nicht Baiern „die Zeche bezahlen" würde. Alexander, die thörichte Vernachlässigung Rußlands von Seiten des preußischen Cabinets großmüthig übersehend, ließ sogleich alle Truppen vorrücken, die noch disponibel waren (denn Rußland hatte so eben die Moldau besetzt, um dem durch Sebastiani aufgehetzten Divan zuvorzukommen). Jedermann muß zugestehen, daß Rußland diesen Krieg unter den ungünstigsten Aussichten begann. Die preußische Monarchie war schon zum größten Theil erobert, alle ihre Hülfsmittel schon in Feindes Händen, welcher damit die seinigen vermehrte, die Niedergeschlagenheit theils durch die eilige Flucht und

Vernichtung der Armee, theils durch den unerhörten feigen Verrath der meisten Festungscommandanten allgemein, Polen zum augenblicklichen Aufstand bereit, die Herrschaft des Königs nur noch auf wenige Festungen und das arme Ostpreußen beschränkt. Dazu bildeten Napoleon's Streitkräfte, die er gegen den Rest der Monarchie warf, einen Effectivbestand von 200,0000 Mann, die siegestrunken waren, während sich die russische Armee nur mit 15,000 Mann Preußen unter General L'Estocq zu vereinigen hatte [1]). Die erste russische Armee zählte aber unter Benningsen in Warschau blos 50,000 Mann, die zweite unter Burhöwden am Narew 36,000 und eine Reserve von 50,000 M. war erst am Niemen in der Bildung begriffen [2]). Die Alliirten traten also anfänglich um die Hälfte, später mit einem minus von wenigstens 40,000 Mann Napoleon im Felde gegenüber, und zwar unter dem fast achtzigjährigen Feldmarschall Grafen Kamenskoi [3]). Diese Nachtheile auf russischer Seite wurden dann noch dadurch gesteigert, daß man sich in einer strategisch und taktisch defensiven Stellung, d. h. in der allerungünstigsten Lage befand und schon in der Schlacht bei Pultusk jede Basis zur Wiedereroberung des Landes zwischen der Weichsel und dem Bug verloren ging. Trotz dieser großen Nachtheile aber hielt die russische Armee Napoleon acht Monate zwischen der Weichsel, Alle und dem

---

1) Gegen 50,000 Mann lagen in Danzig, Graudenz, Colberg, Dirschau, Pillau, Stralsund und Silberberg.

2) Die Geschichte des Kriegs von Preußen und Rußland in den Jahren 1806 u. 1807. Berlin 1835 giebt Benningsen's Corps auf 53,700 M. Burhöwden's auf 38,000 M. an und ein Corps „von noch geringerer Stärke" unter Essen an, S. 138.

3) Kamenskoi unterlag fast der Anstrengung, und es schien sogar, als hätten ihn seine heftigen Schmerzen um den freien Gebrauch seiner Geisteskräfte gebracht, weshalb er auch bald den Oberbefehl verlor.

Omulew gebannt und lieferte ihm die erste Schlacht [1]), in welcher er nicht als Sieger hervorging. Bedenkt man nun, daß Rußland zur Erhaltung und Wiederherstellung des preußischen Staats — denn hierin beruhte das damals einzige russische Interesse am Krieg — die Schlachten bei Pultusk, Preußisch-Eilau, Heilsberg und Friedland, die Treffen bei Golymin, Mohrungen, Bergfried, Ostrolenka, Gutstadt, auf der Nehrung bei Spanden und Lomitten geliefert und darin einen Verlust von fast 60,000 Mann an Verwundeten und Todten [2]) erlitten hatte; daß Rußland den Krieg mit der Türkei erwartete (die türkische Kriegserklärung erfolgte am 7. Januar 1807) und deshalb eine bedeutende Armee in der occupirten Moldau und Wallachei unterhalten mußte und dieselbe auf keine Weise zu schwächen vermochte; daß die Schlacht bei Friedland Napoleon bis an den Niemen und die russische Grenze geführt und ihm Polen völlig zur Reserve gegeben hatte, während der Aufstand in Lithauen im Rücken der russischen Armee sich schon organisirte und der Weg nach Petersburg gewissermaßen ganz offen stand, so muß man gestehen, daß Rußland seine Kräfte für Preußen nicht geschont hatte und sich für die Fortsetzung des Kampfs Hindernisse und Bedenklichkeiten darboten, welche das Petersburger Cabinet auf keine Weise übersehen, noch gering achten durfte. Rußland war von Frankreich nicht unmittelbar zum Krieg herausgefordert worden, im Gegentheil hatte

---

1) Daß L'Estocq mit seinen 5584 Mann die Schlacht herstellen konnte, beweist die Tapferkeit der Russen am schlagendsten, da sich Benningsen's gesammte Streitkräfte in der Schlacht auf 58,000 M. ohne die Preußen, gegen wenigstens 72,000 Franzosen beliefen. Mathieu Dümas giebt jedenfalls zu niedrig die Stärke der Franzosen auf 68,500 M. an.

2) So bei Pultusk 3000 M., bei Eylau 25,000 M., bei Heilsberg 8–10,000 M., bei Friedland 18,000 M., bei Ostrolenka 3000 M., auf der Nehrung wenigstens 2000 M. Außerdem nun in dem wüthenden Kampf bei Golymin, Mohrungen Gutstadt, die nicht einmal approximativ angegeben worden sind.

das Cabinet der Tuilerien die Friedensunterhandlungen des Herrn von Oubril [1]) mit lebhafter Freude ergriffen, sogar in die Räumung Deutschlands von französischen Truppen eingewilligt und Rußland während der Conferenzen fortwährend angeboten, daß, wenn es wünschen sollte, sein Gebiet in Polen auszudehnen, Frankreich ohne alle weitere Schwierigkeit darein willigen würde. Alexander begann daher den Krieg lediglich als Alliirter Preußens. Rußland war nur Hülfsmacht (puissance auxiliaire). Folglich der Krieg für Rußland nur ein politischer und kein Nationalkrieg. Dieser Charakter desselben mußte in einem Zeitpunkt, als der unglückliche Erfolg den Krieg auf das russische Gebiet selbst übergeführt haben würde, vorzüglich beachtet werden, da in ihm das moralische Gewicht für oder gegen die Fortsetzung des Kampfs lag. Rußland durfte unter den damaligen Verhältnissen (rebus sic stantibus) nicht erwarten, daß es den bisher unglücklich geführten Krieg plötzlich in einen wunderbar glücklichen umwandeln könne. Geschehen war, was geschehen konnte. Die russische Tapferkeit hatte sich allwege bewährt, sie hatte den Angriff der „alten Garde" zurückgeworfen, sie hatte die Ueberzahl des Feindes ausgeglichen, sie hatte mehr als einmal das Schlachtfeld nicht als Sieger, doch unüberwunden und mit Trophäen des Siegers verlassen. Nichts desto weniger hatte der Feind Terrain nach Terrain gewonnen und sich mit immer neuen Verstärkungen den Alliirten entgegengeworfen. Der russische Winter war noch

1) Herr von Oubril war ein Diplomat der alten Schule, welche Europa große Staatsmänner gegeben hatte. Doch verschloß sich Herr von Oubril nicht wie Graf Markoff gegen die richtige Würdigung der Neuzeit durch absolute Ueberhebung des Alten, weil es alt sei. Vielmehr wußte er mit großer Gewandtheit und Feinheit des Geistes die neuen politischen Ideen und Staatenverhältnisse zu durchdringen und ohne Verletzung der Rundung und Glättung der älteren Formen zu behandeln. Deshalb wurde er damals in Paris eben so hoch geschätzt, wie er heute vom deutschen Bundestag noch ausgezeichnet wird.

über drei Monate fern und die gut und mild verwalteten preußisch-polnischen Provinzen [1]), so wie das reiche Lithauen boten dem Feind so außerordentliche Hülfsmittel dar, daß er sein Heer nicht blos vortrefflich unterhalten und mit allem versehen, sondern auch numerisch sehr bedeutend vermehren konnte. 1812, nachdem die französische Administration fünf Jahre auf dem Herzogthum Warschau gelastet und Polen schon völlig ausgesaugt hatte, waren diese Frankreich 1807 so günstigen Verhältnisse fast gänzlich verschwunden [2]).

Napoleon dachte damals nicht an einen abentheuerlichen Zug nach Moskau, er wünschte zwar Frieden und Freundschaft [3]) von

1) Sehr fleißig gesammelte Belege finden sich in der vortrefflichen „Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neu-Ostpreußen von A. v. Holsche II Bde. Berlin 1800 und 1804.

2) So erzählt Ségur in seiner Geschichte Napoleon's und der großen Armee im Jahre 1812 (Vol. I. pag. 112.): „Der Kaiser hatte auf vier Millionen Lithauer gerechnet und es unterstützten ihn nur einige Tausende. Ihr Heerbann, den er auf mehr als 100,000 angeschlagen hatte, dekretirte ihm eine Ehrengarde und es folgten ihm nur drei Reiter. Das volkreiche Volhynien blieb unbeweglich, auch als Napoleon noch Sieger war. — — — Endlich machten die französischen Generale den lithauischen, welche dem Kaiser gefolgt waren, Vorwürfe wegen der Kälte und Gleichgültigkeit ihrer Landsleute. Die Begeisterung von Warschau 1806 wurde ihnen als Beispiel vorgehalten. Der heftige Wortwechsel, welcher darauf folgte, ereignete sich bei Napoleon in der Nähe des Cabinets, wo er arbeitete. Die lithauischen Generale, groß durch ihre Namen, Güter und Vaterlandsliebe, erwiederten: — — — „„die Lage von Polen im J. 1806 ist nicht mit der jetzigen zu vergleichen. Damals hatte Frankreich Polen befreit nach der Besiegung Preußens. Jetzt wird Lithauen vom russischen Joche befreit, ehe Rußland gedemüthigt ist. So konnten die Einen eine siegreiche und sichere Freiheit mit Entzücken empfangen, während die Andern eine ungewisse und an Gefahren reiche Unabhängigkeit mit Ernst ansehen müssen. Man kauft ein Gut nicht mit derselben Freude wie man ein Geschenk annimmt. — — Warum brachte man uns 1807 die Freiheit nicht? Damals war Lithauen reich und bevölkert, seitdem hat das Continentalsystem, da es uns den einzigen Weg, unsere Produkte abzusetzen, verschloß, unser Vaterland arm und elend gemacht, während die Vorsicht der Russen Recruten, Bauern, Wagen und Vieh jetzt mitgenommen hat"" u. s. w. — Doch noch eine andere Stimme. Soltyk schreibt (der Krieg von 1812): „damals war Lithauen bereit, wie ein Mann aufzustehen und sich unter die siegreichen Adler Napoleon's zu sammeln, hätte der Kaiser nicht den unzeitigen Frieden zu Tilsit geschlossen." I. pag. 31.

3) Solches freilich erst seit Selim's Sturz, d. h. seit Ende Mai 1807. Denn

Rußland, jenen auf dem kürzesten Wege, diese durch den Eindruck des Wunderbaren, den sein Glück auf die nordischen Gemüther machen sollte. Aber Petersburg reizte seine Ruhmbegier, lag vor seinen Augen, und dort schien er den Frieden dictiren zu dürfen. Deshalb nahm er auch schon diese Hauptstadt zum Objekt seiner Operationen. Dazu lud ihn noch mehr die Stellung der russischen Armee ein, welche die Straße von Wilna verloren hatte und sich an die Ostsee gedrängt sah, während das Corps von Essen, durch Massena auf Bialystock geworfen, von ihr völlig abgeschnitten worden war. Somit stand erstlich zu befürchten, daß Napoleon die Armee zu tourniren suchen würde, was ihm kaum mißlingen konnte und dann, daß Petersburg, der Erfolg einer Schlacht mochte nun sein welcher er wollte, dem Feind kaum noch vorenthalten werden könnte. Benningsen's entworfener Plan, mit 40,000 M. aufwärts längs der Memel zu marschiren, alle Reserven mit dem Essenschen Corps an sich zu ziehen und die Offensive wieder zu ergreifen, während L'Estocq an der untern Memel längs der Küste mit 50,000 M. vordringen und Engländer, Russen und Schweden in Stralsund landen und auf Berlin marschiren sollten, machte sich auf dem Papier unstreitig besser, als er in der Ausführung gewesen sein würde. Denn ohne Zweifel wäre er durch das Genie Napoleon's und die überlegenen französischen Streitkräfte sehr bald in eine um so gefährlichere Defen-

bis dahin hoffte er Rußland durch die Türkei in einem ernsten Nord- und Südkrieg zu stürzen. Er versprach Selim noch aus seinem Hauptquartier Osterode (3. April 1807) nicht nur die Wiedereroberung der Wallachei und Moldau, sondern Bessarabiens und der Krimm. Sebastiani verlangte deshalb den Durchzug von einer Armee von 25,000 M. durch die Türkei als Hülfstruppen, und als dieses verhindert wurde, die Annahme eines Hülfscorps von 9000 M., in welchem 5000 Artilleristen sich befinden sollten und das zu Schiff nach Constantinopel übergesetzt werden würde. Doch mit Selim's Absetzung änderte Napoleon plötzlich seine Pläne und suchte seitdem nur Alexander zu gewinnen.

sive zurückgeworfen, wenn nicht einzeln aufgerollt worden. Welches wäre aber das Schicksal von Preußen gewesen, wenn diese Monarchie nicht nur bis an ihre äußerste Grenze erobert, sondern wenn auch Rußland so tief in ihr Unglück mit hineingerissen worden wäre, daß letzteres lediglich nur sich im Friedensschluß mit dem Sieger, welcher nun übermüthiger und anmaßlicher, wie je zuvor geworden wäre, hätte bedenken müssen? Mögen die Gegner Rußlands darauf Antwort geben. Eines werden sie aber nicht in Abrede stellen, daß Napoleon Preußen in diesem Fall seiner väterlichen Dynastie unzweifelhaft beraubt und den preußischen Thron einem neuen Vasallen von Frankreich gegeben haben würde.

Wir schließen daher, daß ein Friedensschluß am Niemen nothwendig war. Nothwendig für Rußland, denn die Fortsetzung des Kriegs wies für dasselbe mehr unglückliche als glückliche Chancen aus, setzte die Existenz der Nordarmee aufs Spiel und stellte Petersburg dem Feinde bloß, indem sie auf solche Weise im Hintergrunde nur die erzwungene Annahme eines jedenfalls weit nachtheiligeren Friedens, als solcher am Niemen gefunden wurde, erblicken ließ. Nothwendig für Preußen, denn noch hatte Napoleon das preußische Gebiet, als ein total erobertes, nicht hinter sich liegen, noch konnte daher Rußlands Gewicht und politische Bedeutung (nicht Protection, wie Bignon sagt) die preußische Dynastie auf dem Thron und wenigstens Altpreußen mit Schlesien, Pomerellen, Marienburg und Ermeland zusammenhängend erhalten. Nothwendig endlich für Europa, denn für die mögliche Restauration des Staatensystems war es von der größten Wichtigkeit, daß wenigstens noch eine europäische Continentalmacht sich von den französischen Armeen unberührt erhielt und ihre Nationalkräfte auf eine günstigere Zeit bewahrte. Rußland hatte für die Allianz im Felde

zur Genüge geleistet; ohne irgend einen Ersatz seiner Kriegskosten, so wenig von Preußen wie von Frankreich erwarten zu können, hatte es den Krieg muthig begonnen und den Ueberrest der preußischen Monarchie dem Feinde fast Schritt vor Schritt streitig gemacht. Der Augenblick war endlich gekommen, „wo der König von Preußen" — wie Hr. von Gentz schrieb — „dem Kaiser in's Gewissen reden mußte, um ihn von einer Unternehmung zurückzuhalten, bei der nichts mehr zu gewinnen, wohl aber noch das Letzte zu verspielen war." Dieser Augenblick war um so gebieterischer eingetreten, als Oesterreich im April 1807 erklärt hatte, dem Vertrag zu Bartenstein auf keine Weise sich anschließen, noch seine neutrale Stellung irgendwie zu Gunsten der Alliirten modificiren zu können [1]).

War aber ein Friedensschluß mit Frankreich am Niemen nothwendig, so mußte er auch unter den obwaltenden Verhältnissen — seine Stipulationen mochten im Einzelnen noch so drückend und lästig sein — als ein positiver Vortheil und Gewinn erscheinen. Und nicht blos erscheinen, er mußte solches wirklich sein. Denn kann ein Krieg ohne sich immer mehr häufende Verlegenheiten und sich folgende Rückzüge, trotz der höchsten Anstrengung und bewunderungswürdigen Tapferkeit der Truppen, nicht weiter geführt werden, so wird der rascheste Friedensschluß für den unglücklichen Theil stets ein

---

1) Im österreichischen Kriegsmanifest vom 15. April 1809 heißt es darüber: „Bei einem solchen Kampf ins Mittel zu treten, würden in jedem andern Zeitpunkt die dringendsten und untadelhaftesten Rücksichten Sr. Maj. zur Pflicht gemacht haben; jetzt hatten einmal Bewegungsgründe, vor denen alles zurückstehen mußte, einem andern System das Uebergewicht der Nothwendigkeit versichert, und Se. Maj. thaten mit eben der Entschlossenheit, mit welcher sie sich eigner Prärogativen und eigener Vortheile zu begeben gewußt, auch auf die höhere Beruhigung Verzicht, die eine thätige Verwendung Ihrer Kräfte zum Besten Ihrer Nachbarn Ihnen gewährt hätten." Schön gesagt.

Gewinn sein. Allerdings ist Zeit eine Kraft, die überall mitkämpft, jedoch nur in soweit, als der Gegner durch sie von seinen Verbindungen entfernt und seine Existenz auf diese Weise gefährdet wird, oder indem durch sie dessen Schlagfähigkeit geschwächt oder zerstört wird. Allein solches fand damals bei Napoleon weder auf jene, noch auf diese Weise statt. Seine Verbindungen blieben sogar noch an der Dwina vollkommen gesichert und da er sich in der taktischen Offensive behaupten konnte, so stand er eben in dem überwiegenden Vortheil, welcher den Russen ganz abging, wozu noch kam, daß deren Verbindungen mehr südlich als nördlich lagen. Aber eben deshalb, weil die Fortsetzung des Kriegs einen Vortheil für die Franzosen involvirte, fand das umgekehrte Verhältniß bei den Alliirten statt. Napoleon kannte ersteren sehr wohl, allein andere Rücksichten bestimmten ihn, den Gewinn der Alliirten im Friedensschluß mit zu dem seinigen zu machen, d. h. den Vortheil, welchen er in Händen hatte, auf's höchste zu stellen und sein Verzichten darauf so theuer als möglich zu machen. Wir wissen, daß er letzteres mit Leidenschaft gethan. Nichts desto weniger blieb der Frieden immer noch für den andern Theil ein Gewinn. Preußen ging zwar aus seinem Schiffbruch durch den Frieden zu Tilsit als eine Trümmer hervor, allein wie viele Quadratmeilen machten, nach der Schlacht bei Friedland und dem Rückzug der Russen, das noch selbstständige Preußen aus? Denn nicht das, was verloren worden, sondern das, was Preußen noch vorstellte, das Stückchen Land, was den König und was der König noch wirklich besaß, geben hier den Maßstab. Und nicht durch Napoleon's Siege und der Russen Verluste war Preußen geworden, was es war, sondern durch die Ungeschicktheit des Cabinets und des Feldherrn (denn diese wählten sich selbst den Augenblick des Kriegs), durch den handelnden Hochmuth der höheren und den leiden-

den Stumpfsinn der niederen Gesellschaft [1]) war Preußen mehr verrathen als erobert worden. Diese Ursache mochte für den Sieger gleichgültig sein, für Preußen und dessen Alliirten war sie es nicht. Ersterer durfte sich mit dem Resultat begnügen, der letztere mußte die Ursache festhalten und endlich aufgeben, was sich selbst schon aufgegeben hatte.

Da sagt man aber, daß Rußland durch die Stipulationen, welche es hinsichtlich Preußens im Tilsiter Frieden angenommen, seinen Alliirten aufgeopfert habe. Die völlige Grundlosigkeit dieses Vorwurfs ist bald erwiesen. Denn da es feststeht, daß Rußland den Krieg, ohne den entschiedensten Nachtheil und ohne für sich selbst noch weit lästigere Friedens-Bedingungen erwarten zu müssen, nicht fortführen konnte, andererseits aber auch den Pflichten eines Alliirten, so weit es vermochte, Genüge geleistet hatte, so fragt es sich nur, ob Rußland das Recht zustand, einen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen? Es ist nun ein bekannter angenommener Satz des Völkerrechts, daß Alliirte besondere Friedensschlüsse einzugehen befugt

1) Viele neuere Schriftsteller bemühen sich, die ganze Schuld des Verraths und Unglücks von 1806 dem preußischen Adel aufzubürden. Daß derselbe einen großen Antheil daran gehabt hat, das wäre in Abrede zu stellen mehr als lächerlich. Dagegen darf aber auch behauptet werden, daß die anderen Stände nicht viel geringere Schuld trugen. Oder ist es nicht wahr, daß Napoleon in Berlin mit Jubelgeschrei empfangen wurde, welches ihm zu der bekannten Bemerkung Veranlassung gab: Ich weiß nicht, ob ich mich meines Siegs mehr freuen als schämen soll?" Ist es nicht wahr, daß preußische Beamte die königlichen Cassen unaufgefordert den Franzosen auslieferten? Ist es nicht wahr, daß die königliche Akademie der Wissenschaften die schmeichelndsten Lobreden auf Napoleon feierlich abhalten und Friedrich des Großen Andenken darin nicht blos verdunkeln, sondern herabwürdigen ließ? Und ist es nicht wahr, daß Napoleon von 1806 bis 1812 sein Spionenheer in Preußen zumeist dem preußischen Bürgerstande entnahm, und daß der Tugendbund weit mehr die Denunciationen von Mitbürgern als die nachlässige Aufmerksamkeit der Franzosen zu fürchten hatte? Johannes von Müller, gegen welchen sich Menzel so erboßt, folgte nur dem allgemeinen Strome, als er aus Gentz Lager desertirte.

sind, wenn es unmöglich geworden, den Zweck des Kriegsbündnisses zu erreichen.[1]) Der Vertrag zu Bartenstein hatte die Regeneration des europäischen durch Frankreichs Präpotenz gestörten Föderativsystems als den Zweck der Allianz ausgesprochen. Der unglückliche Feldzug und Napoleon's, durch Polens Anhang noch gesteigerte Uebermacht hatten die Erreichung dieses Zwecks als damals unmöglich sattsam dargethan. Folglich stand Rußland nunmehr auch das Recht zu, einen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen und es hatte nur sein Interesse zu befragen, ob es sich dieses Rechts bedienen wolle oder nicht. Es that ersteres, und zwar noch ehe der Friedensschluß zwischen Preußen und Frankreich zu Stande gekommen war.

Es lag in der traurigen Natur der Verhältnisse, daß Napoleon bestimmen durfte, die Friedenspräliminarien mit Preußen nicht eher eröffnen zu wollen, als bis der Separatfriede mit Rußland erfolgt wäre. Rußland mußte daher entweder den Krieg wie ein Abentheurer fortsetzen, oder mit seinem Friedensschluß vorausgehen. Da es ersteres nicht wollen konnte und durfte, so blieb ihm nur das andere übrig. Eine Wahl gab es streng genommen nicht mehr. Auch hatte Rußland seine damalige Stellung und künftige politische Aufgabe schon klar begriffen und eingesehen, daß unzeitige Bedenklichkeiten jener wie dieser nur schaden könnten. Hätten daher auch Napoleon und Talleyrand nicht auf's entschiedenste gegen jeden gemeinschaftlichen

1) **Klüber's** Europäisches Völkerrecht. Bd. II. §. 270. S. 437. **Schmalz** Europ. Völkerrecht S. 277. **Vattel**, droit des gens liv. II. ch. 18. p. 198. Beispiele finden sich in **Martens** recueil III. p. 151 sqq. IV. p. 529 sqq. VI. p. 620 sqq. Diese Materie wurde wohl bei dem preußischen Separatfrieden von Basel in der großen Zahl von Schriften, welche derselbe veranlaßte, fast erschöpfend behandelt. Auch muß ausdrücklich bemerkt werden, daß Preußen schon im Oktober 1806 keinen Anstand nahm, Frankreich einen Separatfrieden anzubieten, dessen Ratification Napoleon aber, nachdem die preußische schon erfolgt war, launenhaft verweigerte.

Friedensschluß mit Rußland und Preußen zusammen sich erklärt, wie sie es nach ihrer alten Maxime: divide et impera auch hier thaten, indem sie zwei russisch-preußische Versuche für ungetheilte Verhandlungen kurz zurückwiesen, so hätte seinerseits das russische Cabinet selbst in Rußlands wohlverstandenem Interesse nur einen Separatfrieden wünschen und solchen zu erlangen eifrigst streben müssen. Denn es handelte sich hier um mehr, als einer sentimentalen Politik zu genügen. Es war für Rußland unmöglich, die preußischen Angelegenheiten in integrum wieder herzustellen. Hatten dieses die Waffen nicht vermocht, so wäre es thöricht gewesen, solches von bloßen diplomatischen Künsten zu erwarten. Rußland mußte deshalb vorerst darauf sehen, seine Würde und seine Integrität zu behaupten, alsdann den Anmaßungen des Feindes möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen. Solche Hindernisse waren aber die Erhaltung der preußischen Monarchie, wenn ihr auch nur theilweis die eroberten Provinzen zurückgegeben werden sollten und die Unterdrückung eines polnischen wieder herzustellenden Königreichs. Ohne alle Illusionen würdigte Kaiser Alexander die Thatsachen nach den einmal gebildeten Verhältnissen, denn er äußerte dem Minister von Budberg ganz offen, „daß ein von Frankreich zusammengepreßtes Preußen ein besserer und stärkerer Alliirter von Rußland sein würde, wie es das Preußen von 1806 gewesen wäre.“ Darf man nun Alexander tadeln, daß er größere Rücksicht auf Rußland wie auf Preußen, auf Europas Gesammtzustände wie auf die Moralcompendien einiger Dachstubenbesitzer nahm?

Und mit wohlberechneter Klugheit wählte Alexander die Mittel, um jene Zwecke zu erreichen. Nicht wie Kaiser Franz (von Lamberti allein begleitet) suchte er Napoleon's Lager und den Sieger auf, sondern Glanz gegen Glanz stellend vor der Fronte der Armee und

beiden, seiner angestammten Würde wie den Zeitumständen, gleich entsprechend empfing weder er Napoleon auf der Mitte des Niemens, noch wurde er von diesem empfangen. Denn es begegneten sich hier nicht Sieger und Besiegter, sondern zwei freie Monarchen.[1]) Alexander erfüllte damit aber nicht blos eine Form und Ceremonie, sondern im Monarchen-Zelt wurde Napoleon von Talleyrand getrennt und jenem die mißliche Rolle zugeschoben, den Charakter eines gesetzmäßigen Souverains gegen die Antecedentien eines Generals und Commissairs der Revolution nun auch möglichst consequent durchzuführen. Hier war der Nachtheil auf Napoleon's Seite und dieser glich das Mißverhältniß, welches das Kriegsglück geschaffen, fast völlig wieder aus. Dazu kam, daß Napoleon sich bemühte, wahrhaft zu gewinnen, während sich Kaiser Alexander nur scheinbar gewinnen zu lassen brauchte. Napoleon vertheidigte damals mit größter Lebhaftigkeit die Idee einer zwischen Frankreich und Rußland ausschließlich getheilten Herrschaft des europäischen Continents. Auch hatte er sein dem Divan gegebenes Versprechen, keinen Frieden mit Rußland eher abzuschließen, als bis dasselbe die Moldau und Wallachei, Bessarabien und die Krimm an die Türkei zurückgegeben, ganz vergessen, denn er machte nun dem Kaiser Alexander den Vorschlag, sich der Moldau und Wallachei, Bulgariens mit der Bergkette des Hämus zu bemächtigen und die Demarkationslinie der Morawa, Donau, Waag und Oder anzunehmen,[2]) jenseits welcher

---

1) Indem aber Alexander diesen Charakter der Zusammenkunft auf dem Niemen gab, so lag es auch auf der Hand, daß der ersten derselben Friedrich Wilhelm nicht wohl beiwohnen konnte.

2) Noch später vor dem Congreß in Erfurt bezeichnete Napoleon als Demarcationslinie die Donau, von ihrem Ausfluß bis Passau, dann den Böhmer-Wald, das Erzgebirge, die Elbe und das baltische Meer. **Ségur**, Geschichte Napoleon's und der großen Armee im J. 1812. I. p. 21.

Rußland frei thun könne, was es wolle. „Oesterreich verwirre alle „Berechnungen und Preußen sei schon erobertes Gut.“ Daß Kaiser Alexander auf solche Phantasien eines alle Rechte verachtenden Welteroberers nicht einging, er, dessen Politik auch jetzt noch blos die Feststellung des schon größtentheils zertrümmerten föderativen europäischen Staatensystems zum Zweck hatte, solches bedarf kaum der leisesten Erwähnung. Allein lag auch in jenen Propositionen Napoleon's eine sattsame Garantie der Integrität und volle Anerkennung der politischen Bedeutung von Rußland, so ergab sich dagegen auch sehr leicht die große Schwierigkeit, welche bei jenen prävalirenden Ideen des französischen Herrschers gegen die Erhaltung der preußischen Monarchie und die Herausgabe der eroberten Provinzen, deren Beamte schon für Napoleon vereidet worden waren, [1]) schroff hervortreten mußte. Als Oesterreich nach der Schlacht bei Turas einen Frieden mit Frankreich um jeden Preis schließen zu müssen vermeinte, zeigte sich allerdings das Berliner Cabinet nicht geneigt, nur die mindeste drohende Diversion zu Gunsten und zur Unterstützung der österreichischen Negociationen zu machen, nichts desto weniger stand Preußen doch gerüstet und intakt Frankreich gegenüber, während Napoleon trotz der Drohungen, welche er gegen den Grafen Haugwitz in Wien gebrauchte, sofort auf Berlin marschiren zu wollen, eine sowohl strategisch als politisch völlig ungesicherte Stellung in Deutschland hatte. Dazu war Rußland zu keiner Theilnahme an dem österreichisch-französischen Pacifikationsgeschäft irgendwie zu bewegen ge-

---

1) Wie sich damals Napoleon in Berlin schwören ließ, so wurde während des siebenjährigen Kriegs einmal der Kaiserin Elisabeth in Königsberg geschworen. Kaum braucht erwähnt zu werden, daß diese „in Pflichtnahme“ nur eine provisorische Landesverwaltung und eine eventuelle Besitznahme des Landes bedeutete, wie solches 1813 mit Sachsen der Fall war, keineswegs aber eine permanente Besitzbehaltung involvirte.

wesen. Somit durfte das Wiener Cabinet aus diesen Umständen immer noch einige Rücksicht und Maßhaltung bei dem Feinde voraussetzen. Preußen befand sich dagegen bei den Tilsiter Verhandlungen in einer ungleich drückenderen Lage. Oesterreich war durch den Presburger Traktat verkleinert, entmuthigt, auf sich selbst gewiesen worden. Doch am nachtheiligsten für Preußen erwies sich die Erbitterung und das tiefgewurzelte Mißtrauen, welche über Preußens „Verrätherei" [1]) in Oesterreich allgemein vorherrschten. Diese Stimmung gegen sich war auch in Berlin so bekannt, daß noch vor Ausbruch des Kriegs von 1806 das preußische Cabinet dem Petersburger den widersinnigen Vorschlag machte, Oesterreichs Neutralität auf keine Weise anzuerkennen, sondern wenn dasselbe dabei beharre, eine Armee nach Gallizien zu schicken, diese Provinz zu occupiren und dadurch das Wiener Cabinet zu einer Theilnahme am Krieg und zur Allianz mit Preußen zu zwingen. Deshalb bot nun der Wiener Hof [2]) seine Vermittelung nur Frankreich und Rußland an, Preußen sich seinem Schicksal eben so überlassend, wie dieses zuvor Oesterreich preisgegeben hatte. Und da Napoleon in diesem österreichischen Anerbieten schon eine feindliche Gesinnung erblickte, wie er sich gegen den Marschall Davoust erklärte, so wurde dadurch allerdings der Friedensschluß mit Rußland befördert, für Preußen jedoch nichts gewonnen. England und Schweden vermochten noch weniger, Preußens Unterhandlungen zu unterstützen, und Sachsen war abgefallen und suppli-

---

1) Daß Preußens politisches Benehmen im J. 1805 während und nach dem preußischen Krieg von 1806 nicht milder in Wien beurtheilt wurde, das wissen Alle, welche damals in Wien, Prag oder anderwärts in Oesterreich lebten, oder welche über jene Periode einen Gentz, Adam Müller, Friedr. Schlegel sprechen zu hören die Gelegenheit hatten.

2) Am 7. April 1807 durch den österreichischen, damals in Warschau sich aufhaltenden Gesandten, Grafen Vinzent.

cirte durch den Freiherrn von Gagern Napoleon's Gnade und Verzeihung. So blieb denn nur Rußland noch übrig, welches eine gänzliche Theilung Preußens und die Entfernung der väterlichen Dynastie von dem preußischen Throne verhindern konnte. Es hat beides in Tilsit gethan.

Kaiser Alexander legte, bei seinen Verhandlungen mit Napoleon hinsichtlich Preußens, den Vertrag zum Grunde, welchen der Marquis Lucchesini am 21. Oktober mit Düroc schon abgeschlossen und dessen Ratification der General Zastrow bereits am 27. Oktober **1806** ins französische Hauptquartier überbracht hatte. Daran war wohl nicht zu denken, daß Napoleon, welcher das: uti possidetis zur Grundlage des Friedens nehmen konnte, die Stipulationen in Tilsit noch annehmen werde, deren Annahme er schon in Weimar verweigert hatte. Daher stand auch nicht zu erwarten, daß die Provinzen zwischen dem Rhein und der Elbe (also auch die Altmark) Preußen in Tilsit noch erhalten werden konnten, auf deren Fortbesitz das Berliner Cabinet schon acht Monate zuvor Verzicht geleistet hatte. [1]) Die polnisch-preußischen Provinzen befanden sich in vollem Insurrectionszustand, und daß Napoleon dieselben Preußen nicht zurückgeben würde, weil solches gegen Frankreichs offenbares Interesse, gewesen wäre, durfte man mit aller Gewißheit voraussetzen. Auch war diese Rückgabe selbst für Preußens, damals ohnehin so geschwächten deutschen Elemente kaum wünschenswerth und zu verlangen.

1) „Die von dem Sieger gemachten Bedingungen — Verlust der Provinzen zwischen Elbe und Rhein, Zahlung von 100 Mill. Fr. Contribution und Verzichten auf jede Einmischung in die Angelegenheiten Deutschlands, — gingen so weit über Lucchesini's Vollmacht hinaus, daß er zu ihrer Annahme die besondere Genehmigung seines Monarchen einzuholen genöthigt war; diese erfolgte unverzüglich und schon am 27. Oct. 1806 empfing Napoleon ein Schreiben des Königs, welches die völlige Beistimmung desselben erklärte.“ Gesch. des Kriegs von Preußen und Rußland 1806 und 1807. S. 135.

Somit büßte Preußen im Tilsiter Vertrag außer dem, was es schon im Oktober 1806 für verloren angenommen hatte, wesentlich nur die Städte Danzig, Thorn, Bromberg, den Cottbuser Kreis und das Culmerland ein, ein Verlust, welcher gegen den Gewinn, daß die Dynastie dem Thron und daß der geographische Zusammenhang der Monarchie erhalten ward, als unbeträchtlich angesehen werden konnte. An der Königsberger Convention nahm übrigens Rußland keinen Antheil und diese war es bekanntlich, welche über Preußen den unerhörtesten Druck und all die unsäglichen Leiden herbeiführte, denen erst die Flammen von Moskwa ein Ziel setzen konnten.

Der französische Traktat mit Rußland wurde bekanntlich mit der Erklärung begonnen: „daß der Kaiser Napoleon aus Achtung für den Kaiser Alexander darein willige, dem König von Preußen einen Theil der eroberten Provinzen zurückzugeben" u. s. w. Diese französische, Preußen so tief beleidigende, Rußland so taktlos schmeichelnde, an die Spitze des Traktats gestellte Phrase sollte die anderen Cabinette und sämmtliche Zeitgenossen über das neue Freundschaftsverhältniß zwischen Napoleon und dem Kaiser Alexander täuschen. Napoleon hatte sie selbst diktirt und Kaiser Alexander sie angenommen, denn dieser wußte, wie viel und welche Wahrheit in ihr lag, da er vor Napoleon eine sichere Haltung, ein unbefangenes und daher schärferes Auge, die Ruhe des Beobachters, weil er kein persönliches Interesse, sondern dasjenige eines mächtigen Reichs vertrat, den höheren Takt geborener Souveraine und ein seltenes Talent zum Herausfühlen der Schwäche Anderer voraus hatte. Alexander sah daher bald ein, daß Napoleon in jener Phrase nur einem tiefen Verdruß unbewußt, weil leidenschaftlich, Worte gegeben und ein Geständniß gethan hatte, welches Rußland weit willkommener sein mußte, als alle Schmeicheleien, welche der Imperator der Revolution zu erfinden ver-

mochte, zusammengenommen. Denn nicht blos verkündete jener Eingang des Traktats laut den Haß, welchen Napoleon gegen den König von Preußen persönlich in sich trug, und die anfängliche Absicht, denselben zu dethronisiren, sondern er sprach auch aus, daß sich Napoleon zu der Einwilligung genöthigt gefunden, seinen früheren Willen zu ändern und Friedrich Wilhelm einen Theil seiner Erblande zurückzugeben. Freilich ward das Motiv in die „Achtung" gelegt, welche Kaiser Alexander ihm eingeflößt, doch nicht auf das Motiv kam es an, sondern auf die Sache selbst, daß Napoleon in etwas einwilligen mußte, was er, der Sieger, nicht gewollt hatte.

Betrachten wir einen Augenblick Frankreichs wohlverstandenes Interesse zu Tilsit. Nachdem Oesterreich, weniger durch die Schlacht bei Turas als durch den Presburger Traktat niedergeworfen und, wie es schien,[1]) auf viele Jahre hin kampfunfähig gemacht worden war, wurde Preußen eine französische Eroberung. Rußland befand sich in der Lage, den Krieg am Niemen beendigen zu müssen, auf die einzige Bedingung seiner eigenen Integrität hin. Für Preußen vermochte dasselbe militärisch nichts mehr zu thun, und Rußland blieb daher in dieser Hinsicht allein der diplomatische Weg noch offen. Frankreichs Interesse wäre es nun gewesen, daß Preußen unverkleinert (mit einzigem Wegfall der seit 1792 acquirirten polnischen Gebietstheile) ein kräftiger deutscher Hauptstaat bleiben mußte. Denn es konnte dem Cabinet der Tuilerien, wäre dieses überhaupt nicht so befangen und ihm um einen dauerhaften Bau französischen Einflusses in Deutschland zu thun gewesen, nicht wohl entgehen, daß dasselbe eines Vermittlers, wie Frankreich solchen in Süddeutschland hauptsäch-

1) Es schien übrigens nicht blos, sondern wäre ohne den französischen Krieg in Spanien, Frankreich allein gegenüber, auch wirklich so der Fall gewesen. Das bewies noch das Kriegsjahr 1809.

lich an der Bairischen Regierung gefunden hatte, so auch in Norddeutschland bedurfte. [1]) Die deutsch-verrätherische Politik des Grafen Haugwitz (der gute Mann lebte ja noch,) brauchte nur zur festen Norm und Regel dem Berliner Cabinet fixirt und die preußische gesammte Staatsregierung in Haupt und Gliedern ebenso französirt zu werden, wie dieses in den deutschen West- und Süd-Staaten mit großem Erfolg schon geschehen war. Daß sich jedoch der Seelenadel Friedrich Wilhelm's III. solchen knechtischen Verhältnissen nie gefügt, daß er nie die Condition: Frankreichs Wohl als das essentielle, das deutsche, preußische aber für das accidentelle zu betrachten, würde angenommen, sondern seinen Thron eher der furchtbaren Uebermacht des Feindes faktisch überlassen und um seine Thronrechte und Preußens Ehre bis zum Tode gestritten haben würde, das kann im mindesten nicht bezweifelt werden. Aber eben so wenig auch, daß es an Thronprätendenten unter jenen Bedingungen nicht gemangelt, daß sich Minister und Präsidenten, Direktoren und Räthe und Beamten aller Art gefunden haben würden, wie sie sich in Baiern, Sachsen und Westphalen, in Frankfurt, Nassau und Baden fanden, welche französischer wie die Franzosen gewesen, und daß das damalige preußische Volk, sobald man nur etwas glimpflich mit ihm verfahren hätte, ebenso indolent gegen die fremde Regierung sich verhalten haben würde, wie es sich während des Kriegs von 1806 und 1807 gegen die angestammte erwiesen hatte. Die Reinhard, von der Linden, Johannes von Müller, von Aretin, Posselt, Winnkopp, Zschokke und eine Wolke Anderer würden die nothwendigen Beweise

1) Darüber sprach sich auch Napoleon 1811 im Staatsrath sehr entschieden aus. Seine wahren damaligen Absichten mit Preußen aber hat wohl der Staatscanzler Hardenberg in seinem so wichtigen Mémoire für den König den 2. Nov. 1811 (S. Lebensbilder II. S. 88.) am richtigsten bezeichnet.

der Vortrefflichkeit der veränderten Zustände und des neuen Glücks von Preußen bald geliefert, und die Tugend des Tugendbundes an den Präfektur-Schandpfahl genagelt haben, mit großem Applaus aller derjenigen, welche Ruhe über alles, auch ohne Tugend, liebten. Napoleon durfte daher hoffen, die französische Herrschaft in Preußen wie anderwärts befestigt zu sehen, so wie von ihm die politische Klugheit nicht völlig verleugnet würde. Denn wie in Baiern, war in Preußen die Antipathie wider Oesterreich und die Wiener Politik vorherrschendes Volksgefühl und die einzige schärfere und kantige Charakterseite. Dieser volksthümliche, von Friedrich dem Großen [1]) noch überkommene, nachhaltige Gegensatz konnte den Anschluß Preußens an Frankreich nur erleichtern, und Preußens Beitritt zum Rheinbund möglich machen. Damit aber hätte Frankreich seinen Supremat über Deutschland nicht nur vervollkommnet, sondern auch auf längere Zeit hin fester begründet. Wie sehr solches aber im französischen, und hauptsächlich in Napoleon's persönlichem Interesse gelegen, ergiebt sich am besten aus den wahrscheinlichen Folgen, welche fast naturbedingt aus diesen Maßnahmen für Preußen und Europa sich ergeben hätten. Preußen hätte den Schein einer Großmacht genossen, nur den allgemeinen Druck der französischen Herrschaft, wie die anderen deutschen Rheinbundslande, empfunden, im-

1) So bemerkt Friedrich der Große in seinen „Hinterlassenen Werken" (Frankfurt und Leipzig 1788. tom. IV. S. 172.): „die Oesterreicher sind die natürlichen und unversöhnlichen Feinde der Preußen, statt daß nur besondere Umstände die Russen dazu gemacht hätten und so auch eine Veränderung oder irgend ein Vorfall in ihrer Staatsverfassung letztere wieder zu Freunden oder gar zu Bundesgenossen machen konnte." Alexander gelang es, diesen alten Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen endlich im Jahr 1813 auszugleichen. Aber Ausgleichung war keine Verschmelzung, wie sie nun gedacht und probirt wird. Den Erfolg dieses Experiments müssen wir geduldig abwarten.

mer wieder auf neue Erwerbungen als Compensation für die zurückgegebenen polnischen Provinzen speculirt, und sich glaublichermaßen so eng wie Baiern und Sachsen an Frankreich angeschlossen. Lieferte nicht noch, nach all den unaussprechlichen Leiden, welche Preußen von 1807—1812, fünf lange Jahre hindurch, von den verschiedenen französischen Proconsuln erlitten, das Treffen bei Eckau und Schlockhoff (am 29. und 30. September 1812) den Beweis, daß sich die preußischen Truppen ebenso brav und tapfer für, wie früher und später gegen Napoleon zu schlagen wußten. Und hätte wohl unter solchen, ganz anderen Verhältnissen, der von Napoleon in Smolensk zum Reichsmarschall designirte General York zur Rettung von Preußen und Deutschland dann noch gewagt, eine ähnliche Waffenstillstands-Convention, wie die auf der Poscherungschen Mühle einzugehen? Wäre wohl das Volk „für König und Vaterland" ebenso todesmüthig aufgestanden, wie solches auf den „Aufruf des Königs an sein Volk" geschah? Wir wollen beides glauben, weil wir es wünschen. Nur bemerken muß man, daß, wenn der Fürst [1]), welchen Napoleon statt der angestammten Dynastie in Berlin installirt hätte, nur einigermaßen mit Klugheit seine Regierung sich gewählt und mit Weisheit sein Volk regiert (d. h. anders regiert hätte, als solches in Kassel geschah), daß jene Erhebung des preußischen Volks auf so große Hemmnisse gestoßen sein würde, daß es den französischen Heeren immer möglich geworden wäre, dieselbe zu schwächen, wenn nicht zu unterdrücken und sich an der Oder zu behaupten, wo

1) Wenn Hr. von **Ségur** behauptet, daß Preußen oft erklärt: „Nie hätten sie sich so wohl befunden als unter dem Befehle eines Franzosen" (a. a. O. S. 510.), so mag wohl solches die Ansicht Einiger gewesen sein, die auch einen **Schill** und sein Corps verhöhnten, aber Preußen selbst, das preußische Volk konnte nur glücklich unter einem deutschen protestantischen Fürsten sein. Und Napoleon sah solches ein!

der Vicekönig (Februar 1813) ohnehin schon beträchtliche Verstärkungen erhielt [1]). Vermochte doch, nicht einmal unter einer westphälischen Regierung, die treue Altmark dem Ruf des Königs eher zu folgen, als bis der General Czernitschef das Königreich von Westphalen für aufgelöst erklärt hatte! Man bemerke ferner die vielen Festungen, welche die Franzosen in Preußen besetzt hatten, und jedenfalls besetzt gehalten haben würden, und wie, was unter Stein's und Scharnhorst's Leitung geschah, nur unter der wirklichen factischen Regierung Friedrich Wilhelm's **III.**, aber unter keiner anderen, geschehen konnte; ferner, daß nach des Feldmarschalls Gneisenau sehr richtiger Bemerkung „die Kraft der russischen Siege an der Elbe erschöpft sein mußte, weil die russischen Heere nach einer so beispiellosen Verfolgung von Moskau bis Dresden nicht stark sein konnten" [2]), und endlich, daß die Einigkeit zwischen König und Volk durch eine kluge Zwischenregierung jedenfalls erschüttert worden wäre, auch der große Hebel gemeinschaftlich standhaft ertragener Noth und unsäglicher Drangsal gefehlt, dagegen Furcht vor der möglichen Rückkehr des Junkerthums von 1806 das Volk ergriffen [3]) und Deutschlands Sache auf Provincial-, Stamm- und Standesfehden reducirt hätte, — bedenkt man alles dieses, so hat man auch hinreichende

---

1) Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814 von C. v. Plotho **I.** Beil. 7.

2) Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand von einem Augenzeugen S. 12. — „Die Russen verloren," schreibt General Clausewitz (Feldzug v. 1812), „von Tarutino bis Wilna 70,000 M., welche zum Theil todt, verwundet und erschöpft waren, da die Armee durch Eis und Schnee in 50 Tagen 120 Meilen zurücklegte und zwischen verweseten Menschen und Vieh bivouaquiren mußte."

3) Selbst in Westphalen erkannte man die Ehrenstrafen im Heere, die Verbesserung des Gerichtswesens, die Vereinfachung der Administration und die Humanisirung der Beamten lobend an und wären die Plünderungen der französischen Generale und die Opfer, welche Napoleon forderte, nicht so groß gewesen, so würde man es den Edelhöfen und Bürgermeistereien allein überlassen haben, die Rückkehr des Alten zu bejubeln.

Gründe für den Zweifel, ob Preußen ohne den regierenden König ein Jahr 1813 je erlebt, oder Deutschlands Befreiung so rasch erfolgt wäre. Denn ohne Friedrich Wilhelm III. auf dem Thron gab es keinen gemeinschaftlich einig wirkenden Dreibund von Oesterreich, Rußland und Preußen, ohne diesen Dreibund aber keine Zertrümmerung französischer Herrschaft in Deutschland, ohne letztere aber auch keine Möglichkeit der Wiederherstellung des europäischen Staatengleichgewichts und eines bleibenden Friedens.

Napoleon fühlte wohl, worauf es ankam und was sein Interesse forderte. Aber auch Kaiser Alexander sah ein, daß die Erhaltung Friedrich Wilhelm's auf dem Thron seiner Väter selbst die größten Territorialopfer des preußischen Staats ausgleiche. Und deshalb willigte er in solche ein.

Es ist nun mehr als Unverstand, wenn man in den Tilsiter Friedensstipulationen eine Aufopferung Preußens von seinem Alliirten erblicken will [1]). Die Schlachten von Jena und Auerstädt, die Uebergabe der Festungen, die Einnahme Berlins und Königsbergs und die Eroberung des ganzen Landes bis zum Niemen, zogen begreiflich Landesverluste nach sich, der Frieden mochte nun früher oder später, da oder dort, mit oder ohne Alliirten geschlossen werden. Wären aber diese Verluste ohne Rußlands Theilnahme am Krieg und Frieden, minder bedeutend gewesen? Napoleon selbst giebt auf diese Frage Antwort, indem er bei dem Anblick der preußischen Gren-

1) Napoleon dachte mehrmals nach dem Tilsiter Frieden daran, Friedrich Wilhelm zu dethronisiren. Jedoch, hätte solches factisch auch in seiner Macht gestanden, so hätte doch später dieser Akt der Gewalt nicht mehr jene verderblichen Folgen haben können, welche derselbe bei dem Tilsiter Frieden gehabt haben würde. Denn nachdem Preußen schon so furchtbar mißhandelt worden war, hatte auch Napoleon die Kraft verloren, das moralische Band, das König und Volk umschlang, zu zerreißen.

zen auf seinen Karten wiederholt ausrief: „Wie konnte ich diesem Könige so viel Land lassen!“ [1])

Aber weit öfterer als bei den zwei Vorwürfen, daß Rußland den Krieg nicht fortgeführt und Preußens Größe aufgeopfert habe, verweilt man in neuerer Zeit bei dem dritten Tadel, daß Rußland selbst im Tilsiter Frieden Preußen habe mitplündern helfen, indem es den Bialystocker Kreis für sich erworben. Diese Thatsache, daß Rußland Bialystock abgetreten wurde, läßt sich natürlich nicht in Abrede stellen. Eben so wenig, daß Rußland diese Vergrößerung angenommen und nicht zurückgewiesen hat. Und darob reiben sich nun die Sternkreuz-Ordens-Correspondenten der Allgem. A. Zeitung, die Berliner politischen Eckensteher vergnüglich die Hände und wähnen, daß doch einmal Rußland am Pranger der Geschichte stünde und es nur von ihrem Edelmuth abhinge, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Wäre dem wirklich so, wäre wirklich Rußlands Ehre im Tilsiter Frieden verdunkelt und getrübt, wer könnte dann die Gamins der deutschen Literatur verhindern, den hinkenden Löwen mit den vorzüglichsten Redensweisen und Witzen bis in die Sackgasse der handgreiflichsten Unwissenheit zu verfolgen. Allein dem ist nicht so. Rußland ist weder der Toleranz der Berliner Schaumschläger, noch der Intoleranz der Teutoburger Waldmänner preisgegeben. Denn Rußland hat thatsächlich im Tilsiter Frieden Preußen nichts genommen, was dasselbe noch besaß oder restituirt erhalten haben würde, wenn solches nicht Rußland zu Theil geworden wäre. Der Bialystocker Kreis war zur Zeit des Tilsiter Friedens schon eine französische Eroberung, da Massena den General Essen schon weiter zurückgedrängt hatte und den Kreis fast ganz mit seinem Corps besetzt hielt. Blos

---

1) Ségur a. a. O. I. ch. 2.

in der Umgegend von Racewo und Kuznica standen noch einige Truppen der Essenschen Nachhut. Preußen hatte daher diesen Kreis eben auch verloren. Der Sieger machte aber aus allen preußisch-polnischen Provinzen ein Großherzogthum Warschau. Die Frage stand sonach nicht, ob der Bialystocker Kreis an Preußen wieder zurückfallen, sondern ob auch er zu dem Großherzogthum Warschau fortan gehören solle. Oder darf man glauben, daß Napoleon den Bialystocker Kreis bei Preußen gelassen haben würde, nachdem er die Woiewodschaft Augustow, von Lomza nach Maryampol und Kowno, davon abgetrennt und dadurch jeden Zusammenhang zwischen Bialystock und Preußen zerrissen hatte? Darf man glauben, daß er hinsichtlich des Bialystocker Kreises in dem Entschluß und Willen, aus allen preußisch-polnischen Provinzen ein Herzogthum Warschau zu schaffen, für Preußen eine Exception gemacht haben würde? Darf man glauben, daß er damals lieber das Königreich Preußen, als das Großherzogthum Warschau groß gesehen, und sich lieber Preußen verpflichtet und die Polen, welche eine ganze Wiederherstellung ihrer Republik träumten, erbittert und verfeindet, als letzteren eine den Umständen nach möglichst große Ausdehnung ihres neuen Staats bewilligt haben würde? Napoleon wollte das preußische Gebiet mehr aus verblendeter Leidenschaft wie aus Gründen der Ueberlegung auf die engsten Grenzen beschränken. Mit diesem Entschluß kam er nach Tilsit und dort verlangte er anfänglich sogar Pomerellen und Marienburg, als ehemalige polnische Besitzungen, zurück. Und daß er sich nach dem Tilsiter Frieden stets ärgerte, Preußen noch in solcher Ausdehnung und Stärke gelassen zu haben, ist schon erwähnt worden. Was ihn daher bestimmt hatte, Preußen weder zu zerreißen, noch weiter zu verkleinern, das ging nicht aus seinem freien Willen, sondern aus Rücksichten für Rußland und zwar zumeist aus persön-

lichen Rücksichten gegen Kaiser Alexander hervor. Ist nun zu glauben, daß Alexander den Bialystocker Kreis, dessen Besitz nur dann erst für Rußland von Wichtigkeit wurde, so wie er ferner nicht mehr zu Preußen gehören sollte, aber durchaus unbedeutend gewesen war, so lange ihn Preußen im Besitz hatte und behalten konnte, daß Alexander, welcher Preußens Existenz möglichst stark zu erhalten wünschen mußte und wollte, Bialystock Preußens Scepter je entzogen haben würde? Ist zu glauben, daß der Selbstherrscher aller Reußen, der Herr des siebenten Theils der Erde, des fünfundzwanzigsten der Erdoberfläche, schon damals der Souverain über **350,000** □M. [1]) und an 45 Millionen Unterthanen [2]), auf die geringfügige Acquisition von **100** □M. Sandboden und **150,000** [3]) armer Unterthanen einen solchen Werth gelegt habe, daß er dieselben seinem Alliirten und persönlichen Freunde mißgönnt und bei der ersten günstigen Gelegenheit zu entreißen gesucht hätte? Der Bialystocker Kreis bot keine wichtige militairische Position wie gegen Warschau, keine irgend ansehnliche Vermehrung der Staatskraft, keinen Gewinn in irgend einer merkantilischen oder industriellen Hinsicht dar. Der einzig wesentliche Vortheil, welcher in der Erwerbung jener Provinz für Rußland

1) Rechnen neuere Geographen den gegenwärtigen Umfang des russischen Reichs zwischen 375,000 □.-M. (wie Possart) und 400,000 □.-M (wie Blanc), so haben wir die Berechnung des damaligen russischen Reichs (1807) ohne Zweifel nicht zu hoch gestellt.

2) 1836 geben die offiziellen Berichte des russ. Finanz-Ministeriums die Bewohnerzahl Rußlands weit über 60 Mill. an. Rechnet man nun davon an neuen Unterthanen $4\frac{1}{2}$ Mill. Polen, $1\frac{1}{4}$ Mill. Finnen, 500,000 Bessarabier und $1\frac{1}{2}$ Mill. Kaukasier ab, so würde sich damals die Größe der Einwohnerzahl auf 52 Mill. schon haben stellen lassen, wenn nicht die Volksvermehrung weit höher gestellt und nach Nebenius in Rußland durchschnittlich des Jahres auf 600,000 Individuen angenommen werden müßte, weshalb sich die Einwohnerzahl Rußlands im J. 1807 nur zwischen 44 und 46 Mill. belaufen konnte.

3) Prof. Bülau (a. a. O. III. S. 373) und Andere nennen nur 100,000 Einw., die Rußland erhalten.

lag, war nur negativer Natur, er bestand darin, daß diese Provinz nicht dem Gegner und Feinde Rußlands zugehöre. Doch nicht Preußen war Rußland entgegengestellt, sondern das Herzogthum Warschau, welches hinsichtlich der nationalverwandtschaftlichen Sympathien der Franzosen und Polen, hinsichtlich der Dienstleistungen und Opfer, welche die Polen Napoleon und Frankreich dargebracht, und hinsichtlich einer wahren französischen Politik nur die noch vorbehaltene und aufgeschobene Wiederherstellung des alten polnischen Königreichs Polen maskirte [1]). War es also für Rußland völlig gleichgültig und ohne alles Interesse, ob Preußen Bialystock besaß, so war es nicht gleichgültig, sondern von wichtigem Interesse für Rußland, ob Bialystock das Großherzogthum Warschau vergrößern und dessen aggressive Stellung verstärken solle. Nicht von Preußen, sondern von dem Herzogthum Warschau nahm Rußland den Bialystocker Kreis und blieb dadurch von dem Uebergangspunkt über den Bug bei Granna nur funfzehn bis zwanzig Meilen von Warschau entfernt. Rußland bedrohte folglich fortwährend den Lebenskern des neuen Herzogthums, welches eben deshalb von Anfang an zu kei-

1) Fürst Metternich hatte 1812 in Dresden bei Napoleon eine Audienz, worin ihm letzterer sagte: „Ich werde nur bis Smolensk gehen und bis dahin Kaiser Alexander den Krieg schon so lästig gemacht haben, daß er mir den Frieden anbieten wird.“ Gleich nach dieser Unterredung hatte Hr. de Pradt eine solche mit Napoleon. Dieser nach Warschau bestimmte Gesandte erzählte dann dem F. Metternich, daß ihm Napoleon unter anderem bestimmt gesagt habe: „Dieser Krieg wird ein furchtbarer werden. Ich werde nach Moskau und nach St. Petersburg gehen und nicht eher aus Rußland zurückkehren, bis ich das Aeußerste von Alexander zugestanden erhalten habe.“ Der Zweck dieser verschiedenen Aussprüche des Kaisers im Verlauf einer Stunde ist zunächst wohl klar, Oesterreich sollte glauben, daß Napoleon's Verbindungslinien hinreichend gedeckt bleiben würden und sich deshalb keine deutsche Macht beikommen lassen dürfte, dieselben anzugreifen, während de Pradt aus jenen Worten auf eine Wiederherstellung Polens schließen und dieselbe in Warschau als Napoleon's geheimsten Zweck verkündigen sollte, jedoch eben so gut läßt sich auch die Meinung vertheidigen, daß Napoleon selbst noch nicht wußte, welches von beiden er zur Wahrheit machen wollte.

ner wahren staatlichen inneren Kraft, weil nie zum Bewußtsein einer freien, ungestörten nationalen Entwickelung und gesicherten Selbstständigkeit gelangen konnte, daher den Keim des Todes bei seinem Entstehen schon in sich trug. Dieser Vortheil für Rußland wurde aber durch den moralischen Einfluß noch weit überboten, welchen Napoleon's Ueberlassen einer ehemaligen polnischen Woiewodschaft an Rußland auf alle Polen unfehlbar machen mußte. Sie, welche von einer sofortigen Wiederherstellung Polens geträumt, welche in Italien, Egypten, St. Domingo und in den Schlachten von 1805, 1806 und 1807 dafür gekämpft, welche so eben noch sich angerüstet, Mann für Mann aufzustehen und nun, vom vaterländischen Boden aus, ihre alte zerrissene Republik sich wieder zu erobern, sie mußten nun sehen, daß in Frankreichs Politik die Freundschafts-Verhältnisse zu Rußland weit höher wogen, als das Mitleid mit Polens Geschicken; sie mußten sehen, daß Napoleon, der gepriesene Wiederhersteller Polens, eine polnische Provinz an Rußland vergab und nicht einmal die gesammten preußisch-polnischen Provinzen zu einem Ganzen vereinte; sie mußten sehen, daß die russischen Grenzen ihnen näher gerückt und sich der gefürchtete Nachbar auf's neue mit altem polnischen Gebiet vergrößerte. So mußte es geschehen, daß Bialystock's Anfall an Rußland die Sympathie der Polen für Frankreich und Napoleon verminderte, die polnischen Leidenschaften abkühlte und für Rußland einen Feind schwächte, welcher Frankreichs Avantgarde bildete und in Mitte der drei Mächte, aus deren Vereinigung allein Europas Rettung hervorgehen konnte, einen Heerd der Zwietracht und Revolution ausmachte. Daß aber dieser Focus so klein und beschränkt als möglich werde, das lag nicht blos in Rußlands Interesse, sondern eben so stark in demjenigen von Oesterreich und **Preußen**.

Wie diese einfachen Sachverhältnisse, wie die klaren Beweggründe der russischen Politik, wie die polnisch-französischen und polnisch-russischen Relationen so gänzlich mißkannt, verdreht, entstellt oder ignorirt werden konnten, daß man zu dem Schluß und der Behauptung gelangte, daß Rußland Preußen beraubt und Bialystock von Preußen an sich gerissen, solches würde völlig räthselhaft und unbegreiflich erscheinen, obschon unsere Zeit mit den widersinnigsten politischen Raisonnements und Meinungen übersättigt wird, wenn dem irriger Weise sich gekränkt fühlenden Nationalstolz nicht einige Nachsicht zu Theil werden müßte. Wir können uns denken, daß die Erinnerung an **1806** und **1807** preußischen Patrioten höchst schmerzlich sein mag, doch jene Jahre hat Preußen glorreich wieder gesühnt, weshalb will man sich nun den traurigen Ueberschlag früherer Verluste machen und, weil derselbe groß gewesen, sich noch mit der Ungerechtigkeit belasten, den Nachbar dafür verantwortlich machen zu wollen! Weshalb will man sich nachträglich noch ärgern, daß das Unglück Preußens Rußland nicht mitbetäubte, sondern demselben noch offene Augen für die Zukunft und deren Eventualitäten erhielt! daß sich Rußland für den Verrath der polnisch-preußischen Provinzen während des Kriegs von **1806** und **1807** dem neuauftauchenden Herzogthum Warschau keineswegs zum Dank und guten Diensten verpflichtet meinte! daß Rußland Preußen nicht sämmtliche polnischen Provinzen, wie Pomerellen und Ermeland, zu erhalten vermochte und daß es das Herzogthum Warschau um den Bialystocker Kreis verkürzte!

Aus all den angeführten Gründen — und uns dünkt, die Natur der Sache redet ihnen von allen Seiten das Wort — ergiebt sich, daß Rußland nach der unglücklichen Schlacht von Friedland den Krieg nicht wohl fortsetzen konnte, ohne Preußens Existenz auf's

Spiel zu setzen; daß es daher Friedensunterhandlungen ergreifen und Preußen den König und dessen Dynastie, so wie den zurückzugebenden Provinzen einen ungestörten Zusammenhang erhalten mußte; daß es durch die angenommenen Friedens-Stipulationen Preußen nicht aufgeopfert und endlich, daß es nicht Preußen, sondern dem ihm in seiner Schöpfung schon feindlichen Herzogthum Warschau den Bialystocker Kreis durch die eigene Acquisition desselben vorenthalten hatte.

Seit dem Frieden zu Tilsit wartete Kaiser Alexander ruhig, doch voraussichtlich, den Zeitpunkt ab, welcher sich zur endlichen Realisirung des Dreibunds von Oesterreich, Rußland und Preußen günstig erweisen würde. Da zeigte sich evident, wie nur in Alexander Idee und Einsicht ruhte, daß jener Bund ein politisches Postulat wäre, um die Ordnung, das Recht und Staatensystem Europas wieder herzustellen. Denn als Oesterreich 1809 nochmals gegen Frankreich in den Kampf trat, so geschah anfänglich von Wien aus nicht der mindeste diplomatische Versuch, die Cabinette von Berlin [1]) und St. Petersburg zu einer Allianz mit Oesterreich zu bewegen. Die österreichischen Proclamationen wandten sich „an die deutsche Nation," durch welche seinerseits Napoleon die Oesterreicher schlagen ließ, und zwar, wie es eine Proclamation des Königs Friedrich August von Sachsen in unbewußter Ironie verkündete — „im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung!" Hierin erwies sich Oesterreichs Politik ganz zeitgemäß; denn jede Separatallianz hatte sich unglücklich ausgewiesen. Die drei Mächte mußten zusammen oder jede Einzelne für sich handeln. War zu ersterem der Zeitpunkt noch nicht gekommen, so blieb nur letzteres übrig. Das Postulat stand nichts desto weniger fest.

---

1) Obschon der Erzherzog Carl den Beitritt Preußens zum Krieg wünschte.

In Tilsit schon gewahrte Kaiser Alexander, daß der daselbst geschlossene Frieden blos der Form nach ein solcher, dem Geist und Verhältnissen zufolge aber nichts mehr als ein Waffenstillstand wäre, sein könnte und sein dürfte. Napoleon dachte nicht anders von diesem Friedensschluß, allein er brauchte, wie Rußland, Zeit, größere Kraft und einen günstigeren Augenblick zur Aufnahme des gegenseitigen Riesenkampfes. Und so bildete sich nun jene merkwürdige „Freundschafts" Politik, die vom Tilsiter Frieden ab, fast fünf Jahre hindurch Frankreich und Rußland mehr auseinander hielt als verband. Es entspann sich jener kunstreiche Krieg, welcher theils von den beiderseitigen Souverainen, hauptsächlich aber von ihren Cabinetten, mit der täuschendsten Mimik und Handlungen, denen, um wahr gehalten zu werden, nicht ein Merkmal, um wahr zu sein aber die innere Wahrheit selbst ermangelte, unter den mannigfaltigsten Umwandlungen der sämmtlichen Staatenverhältnisse geführt wurde. Denn je schärfer beiden betreffenden Theilen der bloße Schein ihrer Annäherung bekannt war, um desto sorgfältiger suchten sie diesen zu verbergen und ängstlich zu vermeiden, dem wahren Sachverhältniß die falsche Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit zu benehmen und dem, was in jenem Unvermeidliches gelegen, den Charakter des persönlich Freiwilligen zu schenken. Die Diplomatie der alten Schule feierte damals ihre glänzendsten Triumphe; denn ehe Napoleon noch auf den Feldern von Leipzig geschlagen wurde, hatte jene sein Adlerauge schon überwunden und ihn noch — als er schon seinen Selbstirrthum inne geworden, an jenem Schein in Wünschen und Zweifeln festgehalten, bis die klare Einsicht zu spät durchdrang. Andererseits ist oftmals behauptet worden, daß Kaiser Alexander, durch Napoleon's außerordentliche Erscheinung beirrt, vorzüglich in dem Zeitraum vom Tilsiter Frieden bis zum Erfurter Congreß, wo sich beide Souveraine

zum letzten Male sprachen, auch in Versuchung gestanden habe, in dem glänzenden Schein der politischen Freundschaft eine einfache Wahrheit zu erblicken. Diese Ansicht — und mehr als solches ist jene Behauptung nicht — entbehrt jedes Grundes und wirklichen Beleges. Denn was dafür aus theils selbstverblendeten, theils die Natur der Verhältnisse absichtlich entstellenden französischen Schriftstellern, wie Bourienne oder Bignon angeführt wird, betrifft nur meist äußere Handlungen und — was man nicht aus dem Auge verlieren darf — wohlberechnete Aussprüche des Kaisers über seinen mächtigen und jedenfalls Achtung einflößenden Gegner. Es unterliegt keinem Zweifel, denn es ist notorisch, daß Alexander eine seltene Fähigkeit im scharfen Auffassen jeder Persönlichkeit und in richtiger Würdigung derselben, sowohl hinsichtlich ihrer individuellen, als socialen Stellung besaß. Insofern mag auch gerne zugestanden werden, daß der russische Kaiser in Napoleon den großen Kriegsmeister, Gesetzgeber und Staatsmann vollkommen anerkannte, in ihm auch nicht ein blos zufälliges Geschöpf der französischen Revolution, wie solches in England und Oesterreich geschah, sondern vielmehr einen persönlichen Feind der Revolutionsdoctrinen, der am geeignetsten gewesen wäre, dieselben für immer zu unterdrücken, erblickte und daß er sich eben deshalb diesem „Bruder Carl" [1]) seiner Zeit aufrichtig verbunden haben würde, wenn nicht doch thatsächlich das Maßlose, unersättlich Leidenschaftliche, jedes Nächsten-Recht Verachtende und Zertretende in Napoleon's persönlichem Charakter jede aufrichtige Verbindung von vorn herein unmöglich gemacht. Alexander wußte, daß ein Abgrund Rußland von Frankreich, ihn von Napoleon trenne, er wußte, daß sich derselbe nur mit Leichenhügeln füllen könne und daß eines Tages Napoleon

1) Jedenfalls hegte Alexander gegen den Kaiser Napoleon dieselbe Hochachtung, welche Peter der Große gegen Carl XII. besaß.

dieses furchtbare Experiment versuchen würde, er kannte das Unvermeidliche, welches Rußland bevorstünde, und täuschte sich darüber nicht im mindesten, in keinem Moment. Aber erfüllte ihn diese Voraussicht einerseits mit der gerechtesten Sorge, so stand schon zur Zeit des Erfurter Congresses sein Entschluß unerschütterlich fest. Denn er äußerte sich auf seiner Rückreise von Erfurt nach Petersburg: „daß die Zeit noch nicht reif zu offenem erfolgreichen Widerstand sei und nur allein eine scheinbare Nachgiebigkeit in der Gegenwart den Weg zu einer zahlenden Zukunft bahnen könne."

Das Freundschaftsverhältniß, das sich zwischen Frankreich und Rußland in Tilsit angeknüpft hatte und mit welchem Kaiser Napoleon Jahre lang vor seinen Verbündeten und Feinden öffentlich prangte, hatte besonders drei Manifestationen, die um so mehr erwähnt werden müssen, als sie absichtlich oder unabsichtlich von Vielen, die sich ein politisches Urtheil anmaßten, falsch aufgefaßt und dargestellt worden sind. Sie bestanden in dem von Seiten Rußlands weder angenommenen, noch abgewiesenen Projekt Napoleon's, sich nach seiner Scheidung von der Kaiserin Josephine um die Hand einer russischen Großfürstin zu bewerben, weiter in dem Erfurter Congreß und dessen Stipulationen und endlich in Rußlands Theilnahme am französisch-österreichischen Krieg von **1809**.

Die scharfe, geistreiche Antwort der Kaiserin Mutter, als ihr der Herzog von Vicenza die Bewerbung seines Gebieters um die Hand einer Großfürstin in Form eines Traumes vortrug, den er gehabt und aus seinen Gedanken nicht mehr zu entfernen vermöge, ist bekannt. Ebenso bekannt ist, daß Kaiser Alexander Napoleon's Vorschlag nicht zurückwies, aber jeder bestimmten Antwort und Zusage darauf, sowohl persönlich gegen Kaiser Napoleon und den Herzog von Vicenza, als in diplomatischem Verkehr zwischen den beiden Ca-

binetten von St. Petersburg und der Tuilerien, fortwährend auswich, durch Bedenklichkeiten über den Gottesdienst der Großfürstin u. dergl. die Unterhandlungen in die Länge zog, den französischen Kaiser zu ermüden und dessen Wunsch auf sich beruhen zu lassen suchte. Während dieser Zeit erhielt der russische Botschafter in Paris den Befehl, gegen die Kaiserin Josephine die höchste Aufmerksamkeit zu beobachten und nichts zu versäumen, was die ehelichen Bande zwischen ihr und Napoleon befestigen könnte. Auch schrieb Alexander in jener Periode mehrmals an die Kaiserin Josephine und ließ ihr die kostbarsten Geschenke übergeben. Als jedoch Napoleon bei der Ansicht von der politischen Nothwendigkeit einer Ehetrennung beharrte, da blieb nichts übrig als seine Blicke und Wünsche anderwärtshin, wo sein Ehrgeiz nicht minder Befriedigung fände, abzulenken. 1)

Bieten daher diese Verhandlungen, welche doch Napoleon's persönlichstes Interesse berührten, in ihrem wahren Verlauf nicht den mindesten Grund und Anhalt dar, um die Wärme und Intimität der französisch-russischen Allianz sehr erheblich zu schildern, so sind die öffentlichen und geheimen Stipulationen des Erfurter Congresses noch weniger geeignet, jene Freundschaft in ein glänzendes Licht zu stellen. Allerdings haben in Erfurt beide Kaiser nichts unterlassen,

---

1) Das österreichische Kriegsmanifest von 1813 wickelte diese Angelegenheit in folgende Phrasen ein: „für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit (!) als Schutzwehr gegen unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer besseren Ordnung der Dinge gaben Se. Maj., was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin. In diesem über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhabenen, gegen alle Mißdeutungen des Augenblicks gewaffneten Sinn wurde ein Band geknüpft" u. s. w. — „Das Gebäude seiner Größe erhielt durch die Familienverbindung mit dem ältesten Kaiserhaus der Christenheit in den Augen der französischen Nation und der Welt (!) einen solchen Zuwachs an Festigkeit **und Vollendung**" 2c. 2c. Dieses Gewebe nannte die Rahel „den moralischen candeur" des Herrn von Gentz!!

um die öffentliche Meinung in dem Urtheil von der Innigkeit ihrer Allianz und der Uebereinstimmung ihrer Ansichten irre zu führen und selbst ein Bignon hat sich darüber ernsthaft täuschen lassen. Aber daß gemeinschaftliche Ausfahrten zweier Souveraine, gemeinsame Diners ohne Theilnahme Anderer und Arm in Arm besuchte Concerte das Wesen, den Kern, die Wahrheit der Politik allein noch nicht ausmachen, das hat der Erfurter Congreß in seinen Stipulationen und Compromissen unwiderlegbar dargethan. Denn Rußland, ungeblendet durch die Festlichkeiten und Freudenfeuer von Erfurt, rüstete sich eben daselbst, gerade in jenen geheimen und vertraulichen Unterredungen der beiden mächtigsten Herrscher der damaligen Zeit, am stärksten und erfolgreichsten zum Kriegsfall gegen Frankreich und in Erfurt gewann es den Krieg von 1812. Es ist gegenwärtig für den ruhigen Beobachter schwer zu begreifen, wie dem Scharfblick Napoleon's damals so ganz entgehen konnte, daß die von Rußland schon am 20. März ausgesprochene, von Frankreich nun förmlich angenommene Incorporation Finnlands mit Rußland, ferner das Ueberlassen der Moldau und Wallachei [1]) an Rußland von Seiten Frankreichs und dessen dadurch bewirktes Zerwürfniß mit der Türkei und endlich der auf Alexander's Forderung von Napoleon zugestandene Erlaß von 20 Mill. Fr. an der preußischen Contribution, wie das endliche französische Zugeständniß, Preußen mit Ausnahme von Glogau, Stettin und Küstrin gänzlich zu räumen, lediglich nur Rüstungen Rußlands für einen Krieg mit Frankreich waren. Und doch war es nicht anders. Am 3. Dezember 1809 erklärte noch Napoleon im Senat: „Alles Gute, was Rußland widerfahren kann, vermag meine

---

1) Schon im Januar 1807 hatte das brittische Cabinet durch Lord Arbuthnot die Abtretung der Moldau und Wallachei an Rußland vom Divan begehren lassen.

Eifersucht nicht rege zu machen." [1]) Aber handelte es sich denn hier um Eifersucht? Rußland deckte sich seine Flanken in Erfurt und gewann Preußen in der Fronte frei. Gegen solche reellen Gewinne konnte dann Rußland an Frankreich alle Staaten, deren natürliche Interessen jenem unaufhörlich widerstrebten, es konnte ihm alle widernatürliche Vergrößerungen, alle unglücklichen Feldzüge in Spanien und Portugal, alle tollkühnen Landungsprojekte in England, alle das Gegentheil hervorrufende Chikanen und Bedrückungen gegen die andern französischen Alliirten, die falsche Idee der Continentalsperre, kurz den ausschließlichen Erwerb aller trojanischen Pferde sehr wohl gestatten. Napoleon richtete sich in Erfurt. Und in den Tagen vom 27. September bis zum 14. October 1808 untergrub er selbst seinen Thron zu jenem furchtbaren Umsturz, welchen auch eine Habsburgerin nicht mehr aufhalten sollte [2])!

---

1) Bar. **Fain** Manuscript von 1812. Leipzig 1827. II. S. 182. Ueberhaupt ist diese Rede Napoleon's eine der merkwürdigsten.

2) Wenn der Herausgeber der Gentz schen Schriften (II. S. 334.) behauptet, daß die Erfurter Zusammenkunft von Napoleon und Alexander „Deutschlands Erniedrigung auf ihre höchste Spitze gebracht habe," so verstehen wir davon — wir bekennen es mit Erröthung — den Sinn nicht. Wohl waren die vier Rheinbund-Könige und 34 deutsche Fürsten und Prinzen, die sich um die beiden Kaiser sammelten, ein für Deutschlands Zustände nicht eben erfreuliches Zeichen, allein dieses war die traurige Folge des Rheinbunds und nicht erst der Zusammenkunft jener Souveraine, zumal die deutschen Verhältnisse bei derselben, wie weltbekannt, gar nicht in Erwägung gekommen sind und nur hinsichtlich eines neuen österreichisch-französischen Kriegs einige Rücksprache genommen wurde. Letztere war schon durch die officielle Note des französischen Cabinets vom 30. Juli 1808, in welcher erklärt wurde, daß der Krieg „unvermeidlich" sei, wenn Oesterreich seine Rüstungen nicht einstelle, motivirt. Aber Alexander lehnte den Antrag Napoleon's, ein russisches Corps nach Sachsen zu schicken und dieses Königreich gegen einen österreichischen Angriff zu decken, auf's entschiedenste ab, weil Rußland in den deutschen Krieg sich nicht mischen, noch ein Armeecorps so weit von den russischen Grenzen entbehren könne. — Uebrigens übertraf wohl die Zusammenkunft in Dresden 1812 jene zu Erfurt an Schmach! Bei einem Herausgeber Gentzischer Schriften, welche auf jeder Seite, ihrer Form und ihrem Inhalt nach, in fast jedem Ausdruck das Gepräge des speciellsten Factums, des bestimmten Augenblicks, des besonderen Zwecks,

Drei Monate vor der Zusammenkunft in Erfurt hatte Oesterreich begonnen, seine Landwehren zu errichten. Diese Demonstration hatte unstreitig dazu beigetragen, Rußlands Angelegenheiten in Erfurt so günstig zu stellen, wie geschah. Denn um so nothwendiger erschien es nun Napoleon, sich der russischen Allianz um jeden Preis zu versichern. In Erfurt besprach er daher auch schon mit Kaiser Alexander die Eventualität eines neuen französisch-österreichischen Kriegs, obschon er damals nur mit dem spanischen Kampf und dessen rascher Beendigung beschäftigt zu sein schien. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch damals der russische Kaiser seine Hülfe, wie gegen England, so auch gegen Oesterreich, Napoleon versprochen hat. Denn dem Petersburger Cabinet rieth eine verständige und kluge Politik dem gemeinsamen Feind Europas die Erfolge seiner Siege durch eine unbequeme und stets zweifelhafte Allianz möglichst zu verkümmern. Dieser Weg war einmal betreten, wie es der Drang der Umstände in Tilsit geboten hatte und nun mußte er auch, sollte nicht größeres Unheil über den Continent heraufbeschworen werden, consequent eingehalten werden. Nicht als Freund und Alliirter, sondern als nomineller Gegner vermochte Rußland Oesterreich nützlich zu sein. Dieses sah man in Wien auch so gut ein, daß Kaiser Franz Alexandern seines, 1805 ihm gethanen Versprechens freundschaftlichst entband und das österreichische Cabinet keinen einzigen Versuch in St. Petersburg machte, Rußland von Frankreich abzuziehen, ihm eine Allianz anzutragen, oder dasselbe zur Neutralität zu bewegen, obgleich die Staatscanzlei noch im Monat März 1809 ein ausführliches Mémoire über Oesterreichs und Europas Lage dem

---

der zugemessensten Mittel an sich tragen, dürfte jedenfalls mehr Details-Kenntniß, eigene österreichische Dienst-Erfahrung und ein wirklicher Geschäftsblick zu wünschen gewesen sein.

Petersburger Hofe überreichen ließ. Wenn daher das österreichische Manifest vom 15. April 1809 den Aufenthalt Napoleon's in Erfurt berührt und der drohenden Forderungen Frankreichs, die aus dieser Stadt an Oesterreich ergangen wären, gedenkt, so geschieht solches, um zu beklagen, daß „die freundschaftliche Verwendung eines fremden Souverains" für Oesterreich nur „nebenher" Beachtung gefunden, wie Napoleon ausgesprochen hatte, daß er wegen jener Verwendung „bis dahin Oesterreich noch verschont habe." Graf Stadion erklärte auch, daß er wohl wisse, auf keinen Bundesgenossen des Festlandes rechnen zu können und deshalb nicht einmal unterhandeln wolle [1]). Rußland machte demgemäß auch nur beiläufig erst am 4. Mai, als schon Regensburg von den Franzosen gestürmt, die österreichische Hauptarmee nach Böhmen zurückgeworfen und Napoleon fast schon vor Wien stand (Wien capitulirte den 11. Mai), seine Theilnahme am Krieg bekannt. Aber die russische Hülfsarmee rückte so langsam vor, wich allenthalben jedem unmittelbaren Zusammentreffen mit den Oesterreichern so sorgfältig aus, — 1812 geschah leider von österreichischer Seite das Gegentheil — und hinderte die polnischen Streitkräfte unter Poniatowski so vollständig an jeder energischen Entwickelung und aggressiven Bewegung wider den Erzherzog Ferdinand, daß Napoleon seinen Unwillen über eine solche Hülfe laut aussprach und, die Schuld auf den russischen Befehlshaber thö-

1) Demohngeachtet wurde der Oberst Steigentesch nach Königsberg gesandt (Juni 1809), um Preußen so zu compromittiren, daß es an dem Krieg Antheil nehmen müsse. Das Schreiben des Kaisers an den König (aus dem Hauptquartier Wolkersdorf 8. Juni) erklärt: daß eine „so unvermeidliche Vereinigung von Oesterreich und Preußen beschleunigt werden möge." Steigentesch äußert sich ebenso: „Er sei nicht geschickt worden, eine Frage zu erörtern, die schon entschieden sein müsse, sondern nur die Mittel der Ausführung zu verabreden. (Lebensbilder III. S. 267 u. 259.) Wofür hielt man wohl in Wolkersdorf — nachdem der Krieg von 1809 schon fast verloren war! — Se. Majestät den König von Preußen?

richter Weise wälzend, denselben in Petersburg — doch vergeblich — denuncirte. 1812/1813 hielt dagegen Oesterreich fünf Wochen das Vordringen der Russen in Polen auf, rettete das Corps von Poniatowski und führte es jenen bei Zittau wenigstens um sechs Wochen früher wieder entgegen! Als der Schönbrunner Frieden verhandelt wurde, hörte auch der Krieg zwischen Rußland und Oesterreich, wie Hofrath Heeren sich ausdrückt, „von selber auf."

Aber Napoleon vergrößerte im Schönbrunner Frieden das Herzogthum Warschau sehr bedeutend. Was Oesterreich in der letzten polnischen Theilung erworben hatte, mußte es zurückgeben und auch bedroht, Theile von Böhmen an Sachsen, so wie noch weitere Gebiete an Baiern und Frankreich in seinem Westen und Süden zu verlieren, erbot es sich statt dessen auf ganz Gallizien Verzicht zu leisten. Dieses Anerbieten, bei dem ungewiß war, ob solches Napoleon zu einer Wiederherstellung Polens annehmen würde oder nicht, verscheuchte plötzlich den Indifferentismus, mit welchem Rußland bis dahin dem Wiener Friedensgeschäft zugesehen hatte. Denn nachdem die Lauheit, mit welcher Rußland ungeachtet aller heftigen Monitionen von französischer Seite [1]) den Krieg wider Oesterreich geführt, Napoleon's Mißtrauen rege gemacht hatte, mußte sich dasselbe bei den Friedensverhandlungen möglichst neutral verhalten, um nicht die ohnmächtige Rolle zu wiederholen, welche Graf Haugwitz in

---

1) Diese Thatsache bestätigt Bignon. Auch sind die die Russen zur raschen Thätigkeit auffordernden Schreiben des Hrn. von Champagny bekannt. Dadurch berichtigt sich die Ansicht, daß es Napoleon nicht gerne gesehen haben würde, wenn die Russen glänzende Eroberungen in Gallizien gemacht haben würden. Letzteres war nicht die der russischen Armee von Napoleon zugetheilte Aufgabe, sondern diejenige, welche Poniatowski befohlen worden war. Die russische Armee sollte in eine Falle gehen, durch die Karpathen debouchiren, den oberen Theis-Distrikt occupiren und gegen Pesth manövriren. Natürlich, daß der russische Hof dieses — Anerbieten nicht annahm.

Wien sich zugetheilt hatte. Indessen blieb in den polnischen Verhältnissen das eigene russische Interesse zu wahren, und wie früher im Erwerb des Bialystocker Kreises ein russischer Vorposten gegen Warschau, mußte nun ein eben solcher durch den Erwerb des Tarnopoler Kreises gegen Lemberg vorgeschoben werden. Diese Vorsicht (denn auch hier war die Acquisition nur in strategischer Hinsicht von einiger und der alleinigen Bedeutung) gebot das Dunkel, das über Napoleon's Plänen hinsichtlich der Polen schwebte, zumal die Vergrößerung des Herzogthums Warschau durch den Wiener Frieden die Möglichkeit einer endlichen politischen Wiederherstellung Polens, trotz Napoleon's wiederholt gegebener gegentheiligen Versicherungen, sattsam constatirt hatte [1]). Es gab freilich auch noch ein anderes Motiv, welches Kaiser Alexander in einem Schreiben an Kutusow ($\frac{1}{2}\frac{1}{3}$. Nov. 1809 in den Worten andeutete: toutes les chimères des provinces polonoises, détachées de notre Empire, disparoissent. L'ordre des choses actuel leur met des bornes pour l'avenir et au lieu d'une perte la Russie étend de ce coté son territoire.

Das in Tilsit geknüpfte politische Freundschaftsverhältniß zwischen Frankreich und Rußland, auf welches der französische Kaiser noch nach den Wiener Friedensunterhandlungen einen solchen Werth legte, daß er der Convention von Leopol nicht die mindeste Schwierigkeit entgegenstellte, verlor demohnerachtet den Schein immer

---

1) Ein Geschichtschreiber sagt: „Rußland vergaß dabei, daß ein Despot wie Napoleon nie etwas für, alles nur gegen die Nationen thun könne." Dieser apodiktische Satz klingt schön, verfehlt aber hier seine Anwendung in soweit, als die Stipulationen des Tilsiter und Wiener Friedens hinsichtlich Polens doch Etwas für die Polen und nicht gegen dieselben bedeuteten. Dafür hielten es wenigstens diejenigen, welche es anging und Wolfgang Menzel muß es ihnen schon zu gute halten, wenn sie wähnten recht zu sehen. Rußland hielt sich aber an der Polen Urtheil um so mehr, als deren Wünsche viel weiter trugen und ganz Alt-Polen begriffen.

mehr, welcher bis dahin so viele Politiker über dasselbe irre geführt hatte. Immer mehr und mehr trat ans Tageslicht, daß jene Allianz keinen Kern besäße, sondern daß der beiderseitig günstig gemeinte Augenblick zum raschen Umtausch des Scheins in Wahrheit, des Friedens in Krieg eben noch nicht gekommen sei[1]), daß folglich blos temporisirt würde und die wahre Sachlage der gegenseitigen Relationen, Interessen und Zwecke keine Freundschaft begründen könne, noch je begründet habe. Und nur der spanische Krieg, die Vermählung Napoleon's, die Geburt des Königs von Rom (wegen der allein in Petersburg kein Fest gefeiert wurde), die ernsten Streitigkeiten mit Pius VII., die Vergrößerungen des französischen „Reichs" in Deutschland und endlich die letzten Verhandlungen über Oldenburg hielten den Ausbruch des längst gegebenen, zuletzt auch längst erwarteten französisch-russischen Kampfes ein Triennium noch hin.

Kaiser Alexander's Wort hatte sich erfüllt. Das von Frankreich zusammengepreßte Preußen war ein guter Alliirter von Rußland in dem neuen beginnenden Kampf geworden. Nach einer fünfjährigen, in den neueren Geschichten beispiellosen Mißhandlung von Seiten des Siegers stand Preußen weit stärker da, als solches je zuvor seit den Tagen Friedrichs des Großen der Fall gewesen. Denn indem Napoleon Preußen alle seine finanziellen Hülfsmittel und Reichthumsquellen zu rauben suchte, gab er ihm jene moralische Kraft, welche einen neuen Kampf mit Frankreich, zumal in einer Verbindung mit einer anderen Continentalmacht, wohl wagen durfte. Seitdem stand

1) „Napoleon pflegte zu sagen: „Der russische Kaiser ist der einzige Herrscher, welcher noch auf den Gipfel meines ungeheuern Gebäudes drückt. Mein Rival ist jung und voll Leben, seine Kräfte mehren sich täglich, während die meinigen abnehmen. Warum soll ich zaudern, der großen Gefahr zuvorzukommen, Alexander und die russische Macht durch den Verlust Polens zu schwächen und über den Borysthenes zurück zu drängen," u. s. w. Ségur.

Preußen wieder in der Reihe der europäischen Hauptstaaten und durfte mit Ehren Bündnisse anbieten. Daß Napoleon, mit einem vergleichenden Rückblick auf die französischen Zustände, in denen er zum ersten Mal auftrat, solches nicht würdigte, daran mag wohl schuld gewesen sein, daß er eben damals Volk und Pöbel verwechseln lernte, indessen war auch für Frankreich und für ihn jene moralische Kraft Preußens nicht vorhanden, sie sollte nur gegen ihn activ hervortreten und hielt sich deshalb passiv, so lange Frankreichs Präpotenz unerschüttert dastand.

Während des österreichischen Kriegs von 1809 wurde die Stellung des Berliner Cabinets die schwierigste. Oesterreich rief Deutschland im alten historischen Geiste, somit auch Preußen zur Theilnahme am Kriege auf. Aber Preußen, von den französischen Armeen theilweis kaum befreit, unter der Last einer enormen Contribution und deren ökonomischen Folgen tief niedergebeugt, und im ersten Beginn seines inneren Schöpfungswerks, vermochte nicht zu antworten, sondern mußte nur mit Sorgen auf den Ausgang des Kampfes blicken und fürchten, sich vor dem Gewaltigen in seiner Stellung compromittirt zu sehen. Vollkommen einer gesunden Politik entsprechend antwortete daher der König dem Herrn v. Steigentesch, welchen Kaiser Franz wegen eines Bündnisses nach Königsberg geschickt hatte: „Trotz der Furcht, die ich haben könnte, von Oesterreich verlassen zu werden, so bin ich doch entschlossen, mich eines Tages mit Ihrem Hofe zu verbinden, es ist aber noch nicht Zeit.“

Hier ist es nothwendig, auf die Thatsache aufmerksam zu machen, daß in der Periode von 1807 bis 1813 Preußen, so wie Oesterreich, in gar keiner Verbindung zu den übrigen deutschen Staaten stand. Beide Mächte waren in dem Grade auf sich gewiesen, daß man sie in den übrigen deutschen Landen als „Ausland“ und „Gegner der

deutschen Föderation" betrachtete. Und was man auch immer excipiren mag, so viel ist unleugbar, daß ganz vorzüglich in den Mittelstaaten, die den Rheinbund bildeten, das deutsche Wesen und Leben von Alters her wohnte und wohnt, daß sich aber die Sachsen, Baiern, Würtemberger und die am Rhein und der Weser, am Main und der Ruhr Angesiedelten (Ausnahmen abgerechnet) französische Herrschaft in dem Maße gefallen ließen, daß ihnen 1813 der **deutsche** Aufschwung des preußischen Volks noch eben so unbegreiflich war, wie es ihnen 1809 der des österreichischen (und insbesondere der des Tyroler-) Volks gewesen war. Oder hätten wohl jene Deutschen die Kameradschaft der Franzosen verlassen, wenn Napoleon bei Leipzig Sieger gewesen wäre? Man darf es sagen, man darf es jetzt lauter wie je aussprechen, nicht aus Liebe und Neigung zu den Franzosen, sondern aus Abneigung und Groll gegen Oesterreich und Preußen hätte man am Rheinbund festgehalten. Deutschland steht es wohl an, solches offen zu bekennen, nachdem es sich wieder solidarisch, Mann für Mann verbunden und geeinigt, geeinigt aus demselben Grunde, auf dieselbe Basis hin, weshalb es früher sich zwiespältig gegenüber gestanden. Denn was am Rheinbund Gehässiges gewesen, das bestand im französischen Protektorat, doch was Deutsches in der frischen freien Gliederung deutsch-historischer Elemente darin gelegen, und was eben die ächt deutschen Gaue bestach, das ist im deutschen Bunde auch treulich einbehalten worden. Davon aber weiterhin ein Mehreres. Es genügt hier zu bemerken, daß Preußen bei dem Beginn des russischen Kriegs völlig isolirt dastand und nur seine Sonder-Interessen zu schützen hatte.

Die ächte Ritter-Ehre, welche seiner Zeit Niemand so fein fühlte und kannte, als Friedrich Wilhelm III., zog diesen Monarchen auf die Seite Rußlands hin. „Er ziehe es vor — erklärte er — mit

dem Schwert in der Hand zu sterben, als mit Schmach ohne Kampf zu unterliegen.“ Da antwortete Alexander: „In einem Kriege, der mit Unglücksfällen beginnen könne und wo Beharrlichkeit das erste Gesetz sei, fühle er nur für sich selbst genügenden Muth. Das Unglück eines Verbündeten, den er so hoch schätze als Preußen, dürfte den Entschluß, bis auf's äußerste im Streite auszuharren, leicht erschüttern. Es widerstrebe ihm daher, Preußen an ein Mißgeschick zu ketten, welches dasselbe doppelt hart treffen würde. Wäre aber ihm das Glück günstig, so sei er bereit, dasselbe ganz mit Preußen zu theilen und auf die Basis des Bartensteiner Vertrags die engste Allianz mit demselben zu schließen. Und daß letzteres geschehen werde — fügte er hinzu — sei seine innerste Ueberzeugung, denn Napoleon habe bisher nur die russischen Soldaten, aber noch nicht das russische Volk kennen gelernt.“

Noch ist keine Correspondenz unter Regenten bekannt geworden, welche eine erhabenere, ehrenvollere, welche eine fürstlichere Gesinnung dokumentirt hätte. Diese Gesinnung war das Oelblatt, welches nach der Sündfluth der französischen Revolution einen festen Rechtsboden, diese Gesinnung war der Himmelsbogen, welcher der geängsteten Welt den ersehnten Frieden verkündete, zwar noch in der Ferne, nach einem blutrothen Morgen, erst nach einem schweren letzten Kampf, aber unfehlbar, gewiß.

Von Rußland auf die edelmüthigste Weise gewarnt, ging Preußen mit anderen stillen Hoffnungen den Allianztraktat mit Frankreich wie die Specialconventionen am 24. Februar 1812 ein. Friedrich Wilhelm, der Bayard seines Säculums, that, was er mußte, doch nur so viel als er mußte, um im entscheidenden Augenblick alle Kräfte seiner Monarchie nach seinem deutschen Geist und Zweck ver-

wenden zu können. Er ist nicht mehr. Aber sein Andenken wird neben dem des großen Kurfürsten und großen Königs ewig bleiben!

Da uns Herr von Gentz der Mühe überhoben, Oesterreichs politischen Gang in dem Zeitraum vom Presburger Frieden bis zu dem Krieg von 1809 zu schildern, so folgen wir seiner officiellen Darstellung.

Der Verfasser des Kriegsmanifests von 1809 schreibt:

„Se. kaiserl. Majestät hatten sich drei Jahre lang in viele harte „und unbillige Forderungen des französischen Cabinets, ohne je „eine Klage darüber laut werden zu lassen, gefügt. Sie waren „allen Beschwerden desselben zuvorgekommen. Sie hatten ihrem sehn„lichen Wunsch nach Ruhe eine lange Reihe kostbarer Opfer ge„bracht."

„Eine reiche Quelle der unangenehmsten Streitigkeiten wurde „durch die unerwartete Erscheinung einer russischen Flotte, die sich des „Hafens und Gebiets von Cattaro bemächtigte, eröffnet. Das Zö„gern der französischen Bevollmächtigten, von diesem Gebiet in den „traktatmäßigen Fristen Besitz zu ergreifen, war allein daran schuld; „doch umsonst

„wurden endlich selbst Truppen ausgerüstet, um in Gemeinschaft mit „den französischen die Uebergabe von Cattaro zu bewirken;"

„umsonst wurde die verlangte Durchmarschconvention ohne weitern „Verzug eingegangen und abgeschlossen;

„umsonst wurden die österreichischen Seehäfen gegen die russische und „englische Flagge gesperrt."

„Eine Krone, die Sr. kaiserl. Maj. durch gesetzmäßige Wahl „der Reichsstände anvertraut, die Jahrhunderte lang in Ihrem „durchlauchtigsten Hause mit Ruhm für den Schutz und die Wohl„fahrt des Reichs getragen worden war, durch Gewalt behaup-

„ten zu müssen, würde die Würde Sr. Maj. auf eine schmerzhafte „Probe gestellt haben! Sie legten diese Krone nieder. Allein auch „ein so wichtiger Schritt verfehlte im Verhältniß gegen Frankreich „seine günstigen Wirkungen."

„1806 und dem folgenden Jahre erlaubten sich Se. Maj. keine „halbe Neutralität und die Strenge, mit welcher dieselbe im ganzen „Lauf des Kriegs befolgt ward, mußte in dem Kaiser Napoleon selbst „einen Lobredner finden. Der Friede wurde, ohne Zuziehung Sr. „Maj., obgleich die den kriegführenden Mächten nicht lange zuvor „angetragene Vermittelung wohl eine gegenseitige Aufmerksamkeit ver„dient hätte, geschlossen, doch so wie Se. Maj. Ihrem friedlichen „Gange unwandelbar treu, den in Neapel und Holland veranstalte„ten Regierungsveränderungen keinen Widerspruch entgegengesetzt „hatten, fügten sie sich auch in jene, die zu Tilsit verabredet worden „waren."

„Der österreichische Hof war unablässig beschäftigt, die eingebil„deten oder erdichteten Beschuldigungen, welche unruhige französische „Agenten auf die Bahn brachten, von sich und seinen Unterbehörden „abzulenken. Und um der französischen Regierung eine neue Probe von zuvorkommender Bereitwilligkeit zu geben, trugen Se. Maj. kein „Bedenken, wie hart immer diese abermalige Einschränkung dem letz„ten Ueberrest des Handels Ihrer Seeprovinzen fallen mußte, auch „noch die Flagge der nordamerikanischen Staaten unaufgefordert „von Ihren Häfen auszuschließen."

„Se. Maj. hatten selbst zu verschiedenen Malen dem Gedanken „Raum gegeben, durch neue Verträge in ein bestimmteres Verhältniß „mit Frankreich zu treten."

„Sie glaubten sich um so zuverlässiger berechtigt, das **System** „einer einstweiligen Verzichtleistung auf jeden Widerstand,

„der die Ruhe Ihrer Monarchie compromittiren konnte, Ihrer ganzen „Politik zum Grunde zu legen."

„Dennoch gelang es der französischen Regierung, Se. kaiserl. „Maj. zum Widerstande zu zwingen." — —

Das war das politische System des Grafen Stadion. Man sieht, es gleicht demjenigen des Grafen Cobenzl wie ein Ei dem andern.

Seit dem unglücklichen Schönbrunner Frieden änderte sich einigermaßen die Richtung der österreichischen Politik. Hatte sie bis dahin in Frankreich den ausschließlichen, einzigen Feind von Oesterreich, in Rußland und Preußen dagegen, wenn auch angeblich „laue," so doch gegen Frankreichs Uebermacht gleich interessirte Verbündete erblickt, so gerieth sie nun auf den Gedanken, daß Rußland nicht minder wie Frankreich Oesterreichs natürlicher Feind sei [1]) und demnach die wahre Aufgabe der österreichischen Diplomatie darin bestände, Frankreich und Rußland zu trennen und gegenseitig sich schwächen zu lassen. Diese Aufgabe war in sofern nicht leicht, weil Oesterreich mit Preußen zwischen jenen Mächten liegen und letztere nur auf Unkosten der einen oder beider Zwischenstaaten zusammentreffen können. Nichts desto weniger beschloß der thätige und gewandte Nachfolger des Grafen Stadion den Versuch zu machen.

---

1) Man vergleiche nur das Mémoire des k. k. Generalquartiermeisters an den F. Metternich, Wien 30. März 1810 (in den Lebensbildern II. S. 1—25.), die Verbal-Note des F. Schwarzenberg an den Herzog von Bassano, Paris 22. April 1813 (Baron Fain Manuscript von 1813 Stuttgart 1824. I. S. 381—389.), die Aeußerungen des Staatscanzlers gegen den Grafen Otto in dessen Rapporten von dem 3., 21., 26. Jan., von dem 15., 17. Febr. 1813; eben so an den Grafen Narbonne den 26. April 1813 (ebendas. I. S. 242 ff.), endlich das Schreiben des F. Metternich an den Staatscanzler vom 22. Oct. 1814 (Lebensbilder III, S. 445.), worin noch ein verspätetes Gewitter matt nachblitzt.

Wir wollen nicht untersuchen, welcher Art die Beweggründe waren, die das österreichische Cabinet zu dieser neuen Anschauung der Dinge führten. Denn bisher hatte Rußland theils wegen der großen, dem europäischen Gemeinwesen und für die Erkämpfung eines traktatmäßigen Staatensystems dargebrachten Opfer, theils wegen des uneigennützigen Beistandes, den es Oesterreich in den Kriegen von **1799** und **1809** geleistet, theils endlich wegen der vertraulichen Noten, die es im Juli und August **1808**, so wie im Januar **1809** mit dem Wiener Cabinet gewechselt, und in denen es auf die freundschaftlichste Weise den nothwendigen Ausweis über seine Ansichten und Motive gegeben hatte, bald als ein offener, bald als ein geheimer, stets aber als Alliirter von Oesterreich gegolten. In dieser Ansicht hatte sogar ein Baron Thugut, nach den vergeblichen Unterhandlungen zu Selz, Rußland die Vermittelung über die künftigen Entschädigungen übertragen. So hatte Graf Cobenzl **1802** Rußlands Verwendung und Hülfe für die österreichische Secundogenitur (Toscana) in dem deutschen Entschädigungsgeschäft angerufen. So hatte sich Graf Stadion noch vor der Zusammenkunft in Erfurt an das Petersburger Cabinet gewendet mit dem dringenden Ersuchen, die Räumung des österreichischen Gebiets von den französischen Truppen und die Zurückgabe der Festung Braunau von Napoleon zu erwirken. Rußland seinerseits hatte Oesterreichs Begehren stets kräftig unterstützt und wenn der Erfolg diesen Bemühungen nicht immer völlig entsprochen hatte, so war solches nicht Rußland, sondern den Einflüssen der verschiedenen Wiener Hof-Partheien auf die auswärtige Politik der Monarchie zuzuschreiben und die Thugut, Cobenzl, Stadion kannten diese Zugwinde der kaiserlichen Hofburg sehr wohl. Wie gesagt, wir lassen die Untersuchung, wie es gekommen, daß nach dem Abtreten des Grafen Stadion die Ansicht in Wien Glauben fand, Ruß-

land sei ein durch die gegenseitigen Interessen gegebener Gegner Oesterreichs, auf sich beruhen. Vielleicht hatte es Verdruß erregt, daß die russische Diplomatie Erfolge auf Erfolge errungen hatte, was die österreichische von sich nicht rühmen durfte, vielleicht wollte man Napoleon dadurch auf's heftigste gegen Rußland erbittern, indem man ihm fühlen ließ, daß man außer ihm noch eine andere Macht, seinen Rivalen auf dem Continent fürchte (eine vergebliche Dienstfertigkeit, denn der französische Kaiser kannte schon seinen Feind) [1]), vielleicht auch gedachte man Rußland dadurch zu schrecken (eine falsche Vorstellung von Rußlands politischem Selbstbewußtsein). Doch dem sei wie ihm wolle, unter den damaligen Umständen, nachdem sich Rußland schon thatsächlich während des Kriegs von 1809 durch selbstständige Abänderung der von ihm verlangten Co-Operationen, durch die absichtliche Zögerung mit seiner Theilnahme und durch die kühlen, ausweichenden Antworten auf die französischen Reclamationen und lebhaften Vorwürfe von Frankreich getrennt hatte, war es nicht schwer, die von Anfang an dissimulirte Mächte-Freundschaft und den schon zwischen ihnen offen heraustretenden Zwist zu einem raschen Bruch zu führen.

Preußens Allianztraktate mit Frankreich 1812 waren nichts anders als ungleiche, harte Capitulationen, welche, zur Selbstrettung des Staats und des Monarchen, von beiden eingegangen und abgeschlossen werden mußten, weil es für sie kein anderes Mittel der Erhaltung mehr übrig gab, einer Uebermacht entgegen, welche aus ihren Vortheilen den äußersten Nutzen zu ziehen suchte und in

---

1) Unter dem 2. Juni 1809 schrieb der Minister von Champagny an den Herzog von Vicenza: „Eben deshalb weil der Kaiser an das russische Bündniß nicht mehr glaubt, ist es ihm um desto wichtiger, daß dieser Irrthum, von dem er enttäuscht ist, noch von ganz Europa getheilt werde.“

einem Krieg, dem Preußen von vornherein nicht fremd bleiben konnte. Der König versuchte noch in einem Schreiben an den Kaiser Alexander, vom 12. Mai 1811, und in der Sendung des Hrn. von Knesebeck nach St. Petersburg den Ausbruch des Kriegs, wo möglich, zu verzögern. Als hierzu aber die Hoffnung immer mehr schwand, so wurde es fortan für einen preußischen Staatsmann das einzige taktische Problem, der Uebermacht auf die erträglichste Weise zu weichen. Jede Stellung, die noch behauptet, jeder Punkt, der noch gerettet, gemildert, verhüllt, jeder Schein von Selbstständigkeit, der noch geltend gemacht werden konnte, war ein Sieg. Fürst Hardenberg löste diese schwierigste Aufgabe mit einem glänzenden Talent und Takt, welche sein Andenken verewigen werden.

Oesterreichs Stellung war eine andere. Es war vorauszusehen, daß Kaiser Napoleon das russische Reich nicht von der Seite angreifen würde, wo Carl XII. untergegangen war. That er solches aber nicht, so behielt er Oesterreich stets auf seiner rechten Flanke. Die Frage entstand daher, ob er, um sich auf letzterer zu sichern, das preußische Hülfscorps im Süden, das österreichische im Norden cooperiren lassen sollte. Eine politische Klugheit schien hierzu zu rathen. General York's Abfall wäre dadurch, wenn nicht vermieden, doch wenigstens politisch erfolglos geworden. Die österreichischen Separat-Artikel ließen hierzu Napoleon die Wahl völlig frei. Der Art. 4. bestimmte ausdrücklich, „das von Oesterreich gestellte Truppencorps wird auf der Linie operiren, die ihm von S. M. dem „Kaiser der Franzosen vorgeschrieben werden wird." Allein Kaiser Napoleon sah auch ein, daß er auf die föderative Treue einer deutschen Hauptmacht rechnen müsse, und er setzte nun sein Vertrauen in die Fürsten Metternich und Schwarzenberg. Wir fragen nicht nach den Motiven dieses Zutrauens; als österreichische Ambassadeure

in Paris hatte er die Gelegenheit, beide Staatsmänner genau kennen zu lernen. Daher ging dann auch der Traktat vom 14. März 1812 aus einer wahren Negociation hervor. Oesterreich und Frankreich unterhandelten und schlossen ab auf gleichem Fuß. Die Stipulationen hinsichtlich des Commandos und der Untrennbarkeit des österreichischen Hülfscorps waren einfache Consequenzen dieses Verhältnisses. Die „Trophäen," die „Beute," die „Indemnitäten" und der „Länderzuwachs" aber, welche sich das Wiener Cabinet auf Kosten Rußlands von Napoleon im voraus garantiren ließ, erwies dagegen der Ausgang des Kriegs, eben so wie Oesterreichs Besorgniß vor Rußlands „Rache," als überflüssige subtile Präcautionen.

„Aus einem höheren Standpunkt betrachtet — vermeinte das „österreichische Kriegs-Manifest von 1813 — erschien der Kampf, der „Rußland bevorstand, in einem äußerst bedenklichen Lichte, da er „unter eben so ungünstigen Conjuncturen, eben dem Mangel an Mit„wirkung anderer Mächte, eben dem Mißverhältniß der wechselsei„tigen Streitkräfte, folglich eben so hoffnungslos als alle früheren „Kriege ähnlicher" (freilich nur ähnlicher) „Art begann." Und um diese hoffnungslose[1]) Politik, diese Geringschätzung Englands und der tapfern Spanier, dieses äußerst bedenkliche Licht der Staatscanzlei auch dem Stockholmer Hof begreiflich und liebenswerth zu machen, ward Graf Neipperg eiligst dahin abgesandt; denn „weit entfernt zum Frieden zu rathen, reizte Oesterreich zu diesem (hoffnungslosen) Kriege[2])."

---

1) So völlig hoffnungslos war sie indessen nicht, wie die Trophäen, Beute, Indemnitäten u. s. w. im Traktat vom 14. März beweisen. Wie weit edler sprach sich dagegen das Preußische Manifest über Preußens Bündniß mit Napoleon aus! (bei Schöll I. S. 291.)

2) Bar. Fain Manuscript von 1812. Leipzig 1827. I. S. 24. nach Napoleon's dictirten Bemerkungen.

Etwas anders wie das österreichische Cabinet sah indessen Kaiser Napoleon die Sachen an. Er ist vielmehr der Ansicht: „man müsse erwarten, wie die Würfel fielen und sich die Möglichkeit nicht wegdenken, dem Widerstand, der sehr heftig sein werde, zu weichen. Es dürfe daher einem unbesonnenen Eifer für die Sache Polens kein Gehör gegeben werden. Frankreich vor allem sei seine Politik [1])." Und nach heißem Streit endlich an die Barrièren Moskwa's vorgedrungen und dort vergeblich harrend, daß Russen vor ihn treten, kriechend vor dem Sieger, lobrednerisch gegen den Schlachten-Meister, frohlockend über den Held des neunzehnten Jahrhunderts, erklärt Napoleon mit eigenem Erstaunen: „Diese Bewohner, scheint es, verstehen sich nicht zu ergeben. Hier ist alles neu, sie für uns und wir für sie [2])." Ségur fügt dem bei: „Wir mußten hier nicht mehr einen Krieg mit Königen kämpfen, sondern einen Kastenkrieg, einen Partheikrieg, einen Religionskrieg, einen Nationalkrieg, kurz alle Kriege in Einem. **Der Russen Opfer war vollständig;** ohne Rückhalt, ohne Reue. Seitdem haben sie nichts zurückgefordert, selbst nicht inmitten der Hauptstadt, welche sie retteten. Sie erkannten ihren Ruhm. Auch dieses großartige Volk wird einst sein großes Jahrhundert haben [3])!"

Nun ward Preußen, auch Oesterreich frei. Letzteres mit Bedenklichkeit und nach vielen Berechnungen des für und wider.

„Alexander aber war fest entschlossen, den Krieg zur allgemeinen Befreiung durchzuführen, welchen ein gewöhnlicher Fürst auf Vergrößerung seines Landes beschränkt hätte [4])."

---

1) Bar. Fain Manuscr. v. 1812. I. S. 39.

2) Ségur a. a. O. II, S. 276.

3) Ebendas. I. S. 187. II. S. 300.

4) Zur Geschichte des Feldzugs von 1813 von dem k. preuß. Generallieutenant von Hofmann. 2. Aufl. Berlin 1843. S. 11. Dem hochverehrten Herrn Ver-

Napoleon sprach dagegen zum Fürsten Metternich im Marcolinischen Palais zu Dresden: „Sie wissen noch nicht genau, welche „von beiden Partheien Ihnen am zuträglichsten sein dürfte und vielleicht kommen Sie blos hierher, um darüber besser in's Klare zu kom„men. Nun gut! wir wollen unterhandeln [1]."

Man einigte sich nicht.

Johannes von Müller schrieb einstmals an Gentz: „Deutschland, wüßte ich nur wo es liegt? sollte es sich wohl unter die untheilnehmenden Zuschauer verkrochen haben [2])?" Die Haus-, Hof- und Staats-Canzlei besann sich. — —

Nun war Fürst Schwarzenberg in seinem Aufruf vor der Leipziger Schlacht der Ueberzeugung: „Russen, Preußen, Oesterreicher, Alle für Einen, Jeder für Alle!"

Seltsames Prognostikon! In eben dieser Reihenfolge waren die Verluste an Todten und Verwundeten hoch oder niedrig. Denn in dieser Völkerschlacht fielen und bluteten fast ein und zwanzig tausend Russen [3]). Die deutsche Hauptmacht verlor dagegen **7360** Mann! Und hätte nicht Kaiser Alexander Schwarzenberg's Fehler — sich in dem Flußwinkel der Elster und Pleiße einzusper-

---

fasser verdanken wir in einem persönlichen Umgang die geistvollsten Belehrungen. Wir fühlen uns dafür tief verpflichtet, und unvergeßlich werden uns immer seine Unterhaltungen bleiben.

1) Fain Manuscript von 1813. II. S. 33.

2) Schriften von Gentz. Ausg. v. Schlesier IV. S. 185.

3) Die Russen hatten einen Verlust an Todten und Verwundeten

	800	Offiziere,	20,000	Unteroffiziere	und	Gemeine;
die Preußen	620	=	13,550	=	=	=
die Oesterreicher	360	=	7000	=	=	=
die Schweden	10	=	300	=	=	=

Vergl. von Hofmann a. a. O. S. 305. Plotho, der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814 giebt den russischen Verlust auf 22,616 M., den preußischen auf 15,472 M. und den österreichischen auf 8406 M. an. II. S. 424.

ren — durch Einsicht und Entschlossenheit rasch verbessert, so würde diese schöne Freiheitsschlacht eine schlechte Niederlage geworden sein [1])!

General von Hofmann endet seine Schrift über den denkwürdigen Krieg von 1813 mit den Worten:

„Wenn die Alliirten den Feldzug im Ganzen so glorreich endeten, so verdienten sie es durch ihren edlen Zweck, durch ihr ehrliches, tüchtiges Zusammenhalten. So ward Deutschland befreit, möge es fortan durch eigene Kraft bestehen."

Wir sagen: Amen, so sei es! und fügen nur noch bei:

So ward das europäische Staatensystem geschaffen und consolidirt, möge es sich fortan kräftig und gleichmäßig entwickeln!

---

1) v. Hofmann a. a. O. S. 256, 257, 265.

Zweite Periode.

Gegenwart.

Deutschland.

Rückblicke auf das deutsche Reich.

Der Rhein.

An dem Rhein und von dem Rhein zu beiden Seiten ab entwickelte sich der Deutschen Reichs-, Kirchen- und Staatengeschichte. Dort stand Alt-Deutschlands Garten, Wiege der Kunst und Wissenschaft, Hoch-Altar, Waffensaal, Königsgestühl. Noch heute wallfahrten sie, welche die Ufer der Seine und Themse, des Tweeds und der Loire, der Newa und Weichsel, der Theiß und der Belte bewohnen, dorthin. Sie lesen mit Hast und überwallendem Erstaunen an den riesenhaften Domfragmenten und zerstörten, öden Kaisergrüften, an den kecken gebrochenen Ritterhorsten, an den trotzigen, verwitternden Städtewarten, an den stillen Capellen der Andacht, die als Vergißmeinnicht die Säume des prächtigen Stromes schmücken, was deutscher Sinn und deutsche Art gewesen, verehrt, geliebt, geglaubt, gelitten und gerungen hat. Ein dunkles, aber wahres Gefühl, daß an dem Rheinfluß die Schlüssel zur Geschichte des deutschen Volks gesucht und die Räthsellösung von dieser Nation tiefer Gemüthsbildung und glänzender Geistes-Entwickelung gefunden werden müßten, leitet diese Fremdlinge dahin und vorzüglich dahin. Jedoch unter der Fülle romantischer Naturanschauungen erliegend, bringen

sie nur selten jene unwillkürlich vorgreifende Ahnung zu einem klaren Bewußtsein und zu richtiger, vollständiger Einsicht und Erkenntniß; meistentheils entweichen sie wieder in ihre ferne Heimath, ohne dem Verstand deutscher Volksgeschichten um einen Schritt näher getreten zu sein.

Nichts desto weniger durchbebt noch heute, wo zehn Jahrhunderte seit Deutschlands erstem Absagebrief an die westlichen Franken im Rinnsal der Zeiten abgelaufen, — (obwohl zum öfteren die Bruderhände sich lässig und träge losgelassen, und die Herzen der nächsten Blutsverwandten in giftigen Groll gegeneinander aufgeschwollen und zerrissen waren) — die deutsche treue Brust jedweder Nothruf vom alten Vater Rhein in Sang und Klang mit electrischem Schlag Alle in Einem treffend.

Denn von dem Rhein her stammt die deutsche Freiheit. Wohl erlosch sie dort auch zuerst. Ohne jene Pulsader deutschen Nationallebens mochte diese nicht munter fortgedeihen, noch sich kräftig wahren. Sie mußte mehr und mehr erkranken, hinsiechen wie eine Schlingpflanze, welcher der schützende Stamm geraubt. Als daher Sieg und Eroberung der Franzosen jenen Strom in Fesseln schlugen, da waren auch weder die, welche die Oberbrüche friedlich beweiden, noch die, welche im Prater an der Wien losen Freuden des Augenblicks nachjagten, freie Männer mehr in Wort und That.

An dem Rhein wurde der germanischen Kirche Grundstein gelegt. Wohl verwarfen ihn dort auch die Kirchendignitäre zuerst, denn die Pseudo-Isidorischen Decretale wurden am Rhein erlogen und dieser, wie Hinkmar sich ausdrückte, „mit Honig umstrichene Giftbecher, worin den Bischöfen die falsche Frucht der Freiheit und Unabhängigkeit geboten werde, in dessem Grunde aber elende Knechtschaft

unter einem Einzigen enthalten sei,"[1]) der abendländischen Kirche von Deutschen dargereicht. Als daher in Costnitz und Basel große Kirchenversammlungen des Occidents, in Coblenz und Bad Ems die Delegirten der drei Kur-Erzbischöfe des heiligen römischen Reichs auf dem alten bischöflichen Grundstein der katholischen Kirche fortbauen wollten, da erwies sich klar, daß dem guten Willen die Kräfte fehlten, um die furchtbaren Resultate jenes frommen deutschen, in wälscher Hinterlist emsig ausgebeuteten Betrugs noch bewältigen zu können.

An dem Rhein wurzelte vollsaftig und gesund das Reich der Germanen. Wohl ward es dort auch zuerst entwurzelt. Denn seit die Lützelburger das Reichs-Regiment in slavisches Land übertragen, seit die Habsburger den Scepter Kaiser Carl's des Großen in dem äußersten Winkel seines Reichs in der fast unabhängigen Babenbergischen Ostmark verborgen und die stolzen Kaiser- und König-Pfalzen am Rhein, ohne Schutz und Erbarmen in Trümmer hatten zerfallen lassen, und seit die Hut und Wache des deutschen Lebensstromes schwachen Priesterhänden, eingehegten Mönchen und Nonnen, kriegsunkundigen Kaufmannsgilden und den Reichs-Invaliden zu Breisach, Kehl und Philippsburg[2]) anheim gegeben waren, ging Bur-

---

1) **Hincmar Opp. II. p. 559 u. 560.** Er behauptet auch: „daß der Mainzer Stuhl (Erzbischof Niculf) mit dieser angeblich spanischen Sammlung alle Kirchen und Gaue um sich her erfüllt habe." Und Niclas Vogt schreibt: „Vermuthlich ist diese Sammlung von unsern (Mainzer) Erzbischöfen zuerst gut geheißen worden." (Abriß einer Geschichte von Mainz I, 49.) Dagegen ward ihre Aechtheit von dem französischen Episcopat gleich anfänglich bezweifelt, bis der herrschsüchtige Patriarch Nicolaus I. — derselbe, welcher gegen die morgenländische Kirche den unerhörten Ausspruch that, daß nur durch seinen Mund der heilige Geist sich offenbare — die Aechtheit der Pseudo-Isidorischen Decretalen in der Streitsache zwischen Rothhard und Hinkmar von Laon zu verstehen giebt.

2) Pütter schreibt: „Oft mußten Handwerksleute, die für die Festungen als Maurer, Zimmerleute u. s. w. gearbeitet hatten, sich unmittelbar an die allgemeine Reichs-Versammlung wenden und um Bezahlung ihrer Rechnungen bitten. Mit

gund, das Elsaß und Lotharingien dem Reich verloren, in Feindes Besitz unwiderruflich über. Zur Rettung Wiens von dem Joch der Osmannen wurde wohl zum öfteren die Christenheit und insbesondere das deutsche Reich mit einer Posaune des Weltgerichts aufgerufen, aber der Rhein, Breisach, das Reichs-Kopfkissen, Straßburg [1]), Mainz [2]), Coblenz [3]), Cöln wurden von den Wiener Hofkriegsraths-Canzelisten gefühllos und kalten trägen Bluts dem Feinde preisgegeben!

Doch immerhin tragen die Rheingaue mächtige, großartige, nationale Erinnerungen. Allenthalben begegnen wir in ihnen einem Theil auf- und absteigender Deutscher — und mehr als deutscher Reichs- und Volks-Geschichten seit den ruhmvollen Tagen des deutschen Romanen [4]) Carls des Großen, bis zu denen des lautlosen

---

der Besatzung dieser Reichsfestungen war die Schwierigkeit noch größer" u. s. w., Histor. Entwickelung der heut. Staats-Verf. d. deutsch. Reichs, II. S. 290.

1) Während der westphälischen Friedensunterhandlungen erschien auf Veranlassung der französischen Regierung eine Schrift, in welcher geklagt ward: „Wie, so viel edeles französisches Blut soll in den Schlachten und bei der Einnahme der festen Plätze, die den Schlüssel zu den österreichischen Staaten bilden, vergossen sein und wir wollen hernach Breisach und die Städte des Elsaß aus Galanterie zurückgeben!" u. s. w. Négociations secrètes I, p. 221. Hatte sich einst auch Carl V. erklärt: „Wenn die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien ständen, würde ich Wien fahren lassen und Straßburg retten," so rührte sich doch Leopold wegen „der subtilen Eroberung" Straßburgs nicht im mindesten. Wurde doch Breisach ebenso gleichgültig und harmlos Frankreich übergeben! —

2) Als Cüstine Mainz mit Hülfe von Hühnerleitern aus Monsheim (Gagern, Mein Antheil I, 48.) erstürmte oder von dessen verrätherischem Commandanten von Gymnich erhandelte, bestand die Macht des Kurfürsten aus 3032 M., welche Mainz und Erfurt mit Königstein vertheidigen sollten. Aber ein General-Feldmarschall-Lieutenant und 13 Generale nebst einem Hof-Kriegsrath commandirten jene 3032 Mann! Unter solchen Umständen hielt der Kaiser ironisch seine Hülfe für überflüssig!

3) Dem tapfern Faber ward eben so wenig Beistand und Rettung in heldenmüthiger Noth zu Theil!!

4) Hr. Leo in der neuen Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker von Rosenkranz Heft 4.

Geschäfts und häuslichen Wirkens und Schaffens des Bundestags zu Frankfurt am Main. Allenthalben finden dort die deutschen Männer ernste, strenge Väter-Mahnungen, aufweckende Gedächtnißtafeln an die Größe, die Kraft, die Anstrengungen und Ausdauer, an den klaren Verstand und wohlerstrittenen Ruhm ihrer Altvordern, an die innige, reiche und tiefe Gemüthsreife ihrer Nation, an das Glück und Unglück, an die Wonne- und Leidens-Wochen Germaniens. Allenthalben treten sie hier auf historisch-deutschem Boden, auf dem die herrlichsten Arbeiten und Kämpfe der Vorfahren im Felde, in dem Rath der Könige und des Reichs, in den Synoden der Priesterschaft, in der Magistratur und den Gemeinde-Versammlungen der Städter ausgestritten und vollführt wurden. „In Schlesien, in Ost- und „Westpreußen, in Kurland und Mecklenburg" — schreibt Moritz Arndt — „findest Du viele Menschen, die deutsch sprechen, bei wel„chen Du aber sehr wohl denken kannst, daß sie einem andern Volke „angehören. Hier am Rhein aber, im alten Urlande Germaniens „kommen Dir die deutschsprechenden Menschen auch durchaus als „Deutsche vor." Und selbst in jenen düstersten Tagen und Jahren, von denen Alfred de **Musset** singen durfte:

nous l'avons eu

und welche in Winnkopp's und Oesterreicher's Archiven als „ehrenvolle" für die deutsche Nation noch greller gebrandmarkt wurden, blieb Deutschlands Lebensstrom die ernste, fast einzige, gewaltige Gedächtnißstimme der ehrenhaften deutschen Vorzeit, obwohl eben von ihm der schmachvolle Bund, welcher jene Zeiten charakterisirt, seinen Namen genommen hatte. Und so fließet der Rhein noch heute, wie vor tausend Jahren, hell und schön und voll und stolz und gebietend und deutsch. Und grün, wie seiner Wellen Farbe, ersteht auf's neue Deutschlands Hoffnung. Noch heute hallt die rechte Lurley alle

Donner siebenfach wieder, während das linke Lügenfeld den Franzosen zu eigen geworden. Neidet ihr es diesen?

An der Mitte des Rheins, gegen ein hundert Meilen entfernt von dessen Auslauf in das Meer und nicht minder weit von dessen dreigetheilten Quellen am Cima del Baduz, im Val Cadelin und dem Rheinwaldgletscher, zwischen dem Donnersberg, dem Melibokus, dem Feldberg des Taunus und dem Zusammenstoß der drei Gebirgszüge, dort der Ardennen in deren vorspringender Eifelspitze, dann der Vogesen in derem Endzweig des Hundsrückens und hier des auf dem rechten Ufer emporsteigenden rauhen Westerwaldes, bei dem alten römischen Conlluentia — lag der klassische, der salische, der heilige Boden des christlichen Germaniens, in ihm der „Königsbezirk," das den deutschen Königen „vorbehaltene Eigenthum." Dort erhob sich auch jener Kirchenstuhl zu Mainz, dessen Stimme schon auf den Maifeldern, wie Wippo erzählt, den Vorzug und den Primat vor allen deutschen geistlichen und weltlichen Willensmeinungen herkömmlich besessen hatte und zu dessen Entscheidungen alle Kirchensachen vom Strand des Nordmeers bis zu den Hochgipfeln der rhätischen Alpen, von der gallischen bis zur fernen sarmatischen Grenze ehrfurchtsvoll gebracht wurden. Und als Carl's Leben und Winfrieds Leben ihre reichste gewaltigste Schöpferkraft für Deutschlands Bildung entfalteten, da lebten beide geistige Heroen, jener zu Worms und Ingelheim, dieser in Mainz am Rhein und wirkten, wenn auch nicht gleichzeitig, von den Ufern dieses Stromes aus gewaltig, segensreich, bleibend.

Denn die Gegend, welche die Römer die Provinz Germania prima genannt, wo Drusus und Hadrian die Basis ihrer Angriffskriege wider die Teutonen genommen, deren Wichtigkeit weder Chlodwig, noch Dietrich dem Austrasier entgangen war, sie wählte Carl's

Scharfblick zum Centrum und Hoflager seines weiten Reichs. Hier in dieser Gegend hatte auch Constantin der Große das heilige Kreuz in den Wolken erblickt, jenes Zeichen, in dem er fortan siegen sollte. Und begeistert und gläubig zugleich hatte er hier am Rhein den Legionen zugerufen: Christus regiert, Christus siegt, Christus herrscht! deshalb ward von ihm Mainz zur ersten deutschen Kirchenprovinz erklärt worden. Die Erinnerung daran blieb den Deutschen. Denn nachdem Winfried von den abendländischen Patriarchen zum allgemeinen Bischof der Deutschen berufen worden war, wies ihm der Beschluß eines deutschen Reichstags (745) die alte Metropolis Mainz zum festen Residenz-Sitz an. Und also ward frühzeitig durch Wunder und durch richtige Würdigung der Lage der Dinge, durch Herkommen und durch Gesetz das mittlere Rheingebiet bevorzugt, umfriedet und geweiht. Das Reich deutscher Nation sollte hier aus beiden Wurzeln vereint herrlich und stark organisch erwachsen, aus Herrscher-Macht und Priester-Segen, die natürliche und die göttlich geoffenbarte Ordnung sollten sich hier ohne Vermischung umschlingen und durchdringen, Thron und Altar unmittelbar nebeneinander stehen, doch ohne Verwechselung dessen, was des Kaisers und dessen was Gottes ist. Eine höhere Providenz schien jene deutsche Erde, auf welcher das erste Märtyrerblut vor der porta decumana des Maguntinischen Castells vergossen worden war, besonders und vorzüglich mit göttlichem Segen befruchten zu wollen, wie sie einst der Stadt Davids gethan; sie vertraute ihr Samenkorn einem Carl und Winfried an, und noch lange hin in den deutschen Geschichten waren die Sonnenstrahlen, die aus der Höhe auf jene Gegenden hinableuchteten, bemerkbar. Aber das Wasser zu Siloah stand still und bewegte sich nicht, und der Oelbaum gedieh nicht und die Weinrebe verschmachtete. Es verwirrten sich die beiden Gewalten und die

Priester wurden toll vom Weine, und köketen ihre Urtheile heraus und ergriffen einen Bruder und sprachen zu ihm: Du hast Kleider, sei unser Fürst. Er aber sagete: Ich bin kein Arzt, es ist weder Brod noch Kleid in meinem Hause, setzet mich darum nicht zum Fürsten im Volke! Sie aber ließen sich nicht irren und schlugen mit Hohn und Fluch den Königsreif um das Haupt des Widerstrebenden, und zertheilten den Purpurmantel des Reichs unter sich nach Art der römischen Kriegsknechte und warfen den schmalen Ueberrest desselben dem deutschen König zu, daß er seine Blöße vor dem Volke kümmerlich verdecke! Doch ob solchen Frevels und Uebermuths ging endlich auch das Priesterthum zu Grunde und Dornen wuchsen später in seinen Palästen, Nesseln und Disteln in seinen Schlössern. Und in jenen stolzen Abteien, die vor ihren Königen so oft die Thore trotzig zugeriegelt, laufen nun Marder und Feldteufel untereinander und der Igel nistet in den kalten Schatten ihrer Trümmer-Masse, und der Häher verzehrt seinen Raub ungestört in dem hohen Chor einer gebrochenen Kirche, von deren Hochaltar gegen so viele Kaiser der Deutschen Bannbullen laut verkündet und von empörten Priestern Ungehorsam und Untreue allen Deutschen gegen ihre besten Kaiser, bei Androhung ewigen höllischen Feuers, als Gewissenspflicht gepredigt worden waren! Denn die Zwietracht, welche nach oben Thron und Altar gespalten, griff solcher Weise auch nach unten bis in die einsamsten Weiler und Hütten des Volks, und diesem Umschlag der Ordnung der Dinge gemäß hatten wiederum die Rheingaue die Verdammniß des gewaltigen Zerwürfnisses in dessen bittersten und traurigsten Folgen am meisten und längsten zu erdulden. Wir sagen hier nicht zu viel, denn noch im Jahre 1792 hielt sich Niclas Vogt, der die treueste Minne dem Rheinthal bewahrte, zu der Erklärung für „befugt: „Unsere Gegenden tragen noch die Spuren des Bannes

„und der Entthronung der Kaiser durch die Obergewalt des römischen „Stuhles [1])!" Wir wiederholen es, dieses „noch" ward 1792 geschrieben, nachdem am 13. April 1346 von dem Pabst Clemens VI. der letzte Bannstrahl gegen einen deutschen Kaiser geschleudert und am 20. August 1400 zum letzten Mal von dem Pabst Bonifaz IX. ein deutscher Kaiser entthront worden war. In der That jene Spuren datiren weiter zurück wie die des dreißigjährigen Kriegs, für welche lateinische Zeloten den Protestantismus so gern verantwortlich machen möchten!

Indessen die Mißverständnisse, Zwieträchtigkeiten und tödtlichen Feindschaften zwischen Kaiser und Pabst, Reich und Kirche bildeten sich erst nach und nach in mehrhundertjähriger Steigerung. Somit hatte die Gewohnheit, am Rhein den Sitz deutscher Gerechtigkeit und christlicher Rechtspflege zu suchen, Zeit, sich in dem Herzen des Volks und seiner Sitte festzuwurzeln. Und als man in dem Abendland in dem König und Kaiser der Deutschen den ersten Potentaten gesammter Christenheit erkennen zu müssen glaubte, da kam König Ludwig von Frankreich an den Rhein, um sich vor dem Kaiser und einem deutschen Reichsconcilium gegen Hugo, Otto's Schwager, zu reinigen und zu rechtfertigen. Eben so sah man König Richard von England aus seinem Gefängniß in Trifels vor Kaiser und Reich zu Hagenau treten und Absolution begehren von allen Beschwerden und Anklagen, die gegen ihn erhoben waren. Nicht minder erschien König Eduard von England vor Kaiser Ludwig dem Baier und begehrte auf offenem, festlich geschmückten Marktplatz vor der Castorkirche zu Koblenz von dem deutschen Kaiser, als obersten Richter und Spender der Gerechtigkeit, Hülfe und Recht gegen Philipp von Frankreich, der ihm

1) Abriß und Geschichte von Mainz 1792. S. 17.

die Normandie und Guienne sammt der Grafschaft Anjou widerrechtlich entrissen habe. Und später noch flehten den deutschen König, Maximilian I., in Worms Gesandte aus Neapel inbrünstig an, ihren Herrn Fürsten Ferrantin, den Aragonesen, in den Bund der Ligue wider König Carl von Frankreich zulassen und aufnehmen zu wollen. Also nahm Recht und Hülfe die occidentalische Christenheit von den deutschen Königen und Kaisern am Rhein. Einige Beispiele haben wir genannt. Deutsche Publicisten und Historiker werden darob noch eine Wolke von Zeugnissen beizubringen wissen.

Findet man auch nach den alten Chroniken Carl den Großen Hof halten bald zu Diedenhoven, bald zu Würzburg, Regensburg, Königshofen, Paderborn u. s. w., so ist doch längst anerkannt und erwiesen, daß er in den Pfalzen am Rhein sich heimisch, „an seinem Heerd" erblickte und fühlte. Hier hielt er die denkwürdigen Concilien, welche gleichzeitig die letzten Mai- und Volksversammlungen waren, jene Concilien, auf denen er „als Schiedsrichter der Versammlung der Bischöfe" über Bilderdienst und Heiligen-Verehrung, über das Absingen des Credo's und das filioque [1]) eigenmächtige Entscheidung gab und als „Bischof" in den äußern Angelegenheiten der occidentalischen Kirche [2]) nicht allein über die Sitten der Bischöfe und Prälaten [3]), sondern auch über die des abendländischen

1) Der abendländische Patriarch Johann VIII. war so offenherzig, den Zusatz des filioque für gotteslästerlich zu erklären und sich bei der rechtgläubigen morgenländischen Kirche für diesen Fehler der lateinischen Geduld auszubitten, s. Spittler's Grundriß der Geschichte der christl. Kirche. 3. Auflage 1791. S. 237.

2) Als ἐπίσκοπος τῶν ἔξω τῆς ἐκκλησίας, wie sich Constantin der Große wohl nicht blos zum Scherz, wie Professor Guerike meint, sondern im richtigen Gefühl seiner Stellung erklärte.

3) Die Bischöfe erklärten sich im Concilium zu Mainz 813 sogar der gesunden Lehre (sana doctrina) des Kaisers **für bedürftig.**

Patriarchen selbst aufmerksam wachte und richtete [1]), und welche endlich jene Capitularien hervorriefen, in denen Carl jedes ungebührliche Einmischen in weltliche Geschäfte und Händel dem Klerus auf's strengste untersagte. Obschon Carl's Nachfolger den Rhein mehr als Grenzscheide wie als die Hauptader des Reichs in ihren mannichfachen Theilungen betrachteten, so hielt doch die fränkische Kirche an Carl's Ideen fest und die Synoden zu Mainz in den Jahren 847, 848, 852 und 888, die zu Worms 833 und 868, zu Tribur 895 und zu Forchheim 890 wurden als deutsche National-Concilien besucht und angenommen. Vergessen wir nicht, daß in dem zu Worms die unerhörten Anmaßungen Gregor's IV. eben so scharf und bestimmt von dem deutschen Episcopat zurückgewiesen wurden, wie solches ebendaselbst zweihundert drei und vierzig Jahre später gegen „Gregor VII. geschah. [2]) Wenn daher Professor Ranke sagt: „die erste „historische Handlung der vereinigten deutschen Nation ist die Erhe„bung zu Gunsten des angebornen Fürsten gegen die geistliche Macht," so mag damit wohl die andere treffende Bemerkung dieses großen Hi„storikers: „nur mit Hülfe seiner Geistlichen besiegte Otto der Große „den Pabst" [3]), zur Erklärung beigefügt werden. Denn der deutsche Klerus, als ihm noch unter den sächsischen und ersten salischen Kaisern ein selbstständig nationales Element inwohnte, ward eben deshalb die wesentlichste Stütze dieser Kaiser. Da finden wir noch die entschlossenen Schreiben der Bischöfe des Salzburger Erzbisthums und Hatto's I. im Namen der Nation an Johann IX., das

1) Alcuini epistol. n. 80.

1) Die Gregore im Vatikan scheinen für Deutschland von unglücklicher Bedeutung zu sein, denn man vergleiche das übereinstimmend feindselige Benehmen Gregor's IV., VII., IX., XV. und XVI. wider die deutsche Nation!

3) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, I. S. 14 und 26. 2. Aufl.

Capitular des Bischofs von Basel Ahyto und noch später die Beschlüsse des Conciliums zu Seligenstadt, wo die deutschen Bischöfe unter Führung des Mainzer Erzbischofs Aribo auf gemeinsamen Schutz wider ein entstehendes Pabstthum Bedacht nahmen (ut clypeum communiter opponant). Und endlich, daß auf einer Versammlung zu Mainz 1055 Gebhard von Eichstädt von den deutschen Bischöfen zum abendländischen Patriarchen gewählt und nach Rom geschickt wurde (ab episcopis electus Romamque missus), wie schon zuvor mit dem Rath der deutschen Bischöfe Poppo von Brixen (Damasus II.) von Kaiser Heinrich III. zum römischen Bischof ernannt worden war. Ritter von Görres bemüht sich — wir wissen nicht „weshalb — den damaligen deutschen höheren Klerus als „Feudal-„Barone, die in den Bischöfen den Prälaten überwachsen und ver-„schlungen," und die „Unterjochung der feudalisirten Kirche" ins schwärzeste Licht zu stellen. Doch wenn er behauptet, daß bei Be-„setzung der deutschen Kirchenstühle „damals Beruf und Verdienst „alle Geltung verloren hätten [1])," so vermischt er ohne Zweifel Zeiten und Thatsachen auf eine Weise, welche wohl dem rücksichtslosen Partheiführer, aber nicht dem verpflichteten Historiker nachgesehen und verziehen werden dürfen. Denn schon Ignaz Schmidt [2]), selbst „ein lateinischer Geistlicher, bemerkte: „Man durchgehe die besonderen „Kirchengeschichten von Deutschland oder vergleiche nur die Beschrei-„bungen mehrerer Bischöfe der damaligen (sächsischen) Zeiten, wie „sie Ditmar macht, mit jenen der folgenden Zeiten, wo die Wahlen „hergestellt waren, und urtheile darnach, wenn der deutschen Kirche „am besten gerathen gewesen sei." Und ohne Zweifel, erinnert man sich nur einiger Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier, eines Ri-

1) Kirche und Staat nach Ablauf der Cölner Irrung, S. 87.
2) Geschichte der Deutschen, Ulm 1786. II. S. 209.

culf, Rhabanus Maurus, Luitbert's, Hatto's I., Wilhelm's, Willigi's, Aribo's, Bardo's, Luitpold's (der Leo IX., dem römischen heiligen Patriarchen, persönlich den Vorsitz auf dem Mainzer Concilium entriß), oder eines Bruno und Hanno's, der durch die Wahl Heinrich's III. auf den Cölner Stuhl erhoben worden war, oder endlich eines Hetti und Ludolf's von Trier, so muß man auch gestehen, daß wesentlich „Beruf und Verdienst Geltung fanden [1]).“ Es wäre leicht, solches auch von den andern erzbischöflichen und den bischöflichen deutschen Stühlen nachzuweisen. Denn wo durch weltliche Investitur ein Ulrich von Augsburg, Pilgrim von Passau, Chrodegang von Metz, Burkard von Worms, Boso von Merseburg, Benno von Meißen, Adalbert von Prag und unzählig andere wahrhaft fromme Männer zu Bischöfen bestellt wurden, da wird der Vorwurf von Feudalbischöfen völlig unrichtig und falsch. War nicht auch Otto von Bamberg, der vertraute und beständig treue Freund Kaiser Heinrich's IV., der letzte deutsche Bischof, den Rom unter die Zahl der Heiligen aufgenommen? Beruf und Verdienst der deutschen Prälaten, welche durch die Wahl der deutschen Kaiser auf den Stuhl von Rom erhoben wurden, wird wegen dieser Wahl nur der undeutscheste Ultramontanismus verkleinern wollen! Daß die meisten derselben von den Römern vergiftet wurden, beweist schon ihren Ernst und ihre ganze Tüchtigkeit. Wahrlich es ist im Gegentheil gewisse und unleugbare Thatsache, daß der Verfall der deutschen Kirche erst alsdann be-

1) Kaiser Friedrich Barbarossa sagte dem päbstlichen Legaten selbst: „doch müßt ihr wissen, daß zur Zeit als die Kaiser die Bischöfe „ernannt, es mehr rechtschaffene gegeben habe als jetzt, wo sie ge- „wählt werden. Denn sie sahen auf Verdienste, da man jetzt nur nach „Gunst und Absicht handelt.“ Dieses gestand auch der Cardinal Madrucci 1594 in seinem Reformationsprojekt offen zu. Schmidt, Gesch. der Deutschen II. S. 477.

gann, als päbstliche Legaten immer häufiger Deutschland durchzogen, die Synodalverfassung und das Band der Metropoliten und Bischöfe zerrissen und von den Päbsten die Nationalkirche der Deutschen zur bloßen Dienstmagd der römischen herabgewürdigt wurde. Noch erschienen freilich als Erzbischöfe von Mainz Männer [1]) wie Adalbert I., welcher Heinrich V. erst zur Gefangennahme Paschalis II. in der Peterskirche und dann zur Annahme des Wormser Concordates nöthigte, wie Christian I., Barbarossa's treuester Freund, wie Heinrich von Ysni (Knoderer), Gerhard II., Peter von Aichspalt, Diether von Ysenburg und Berthold von Henneberg, der Maximilian I. zur endlichen Reichsverbesserung drängte, und als Erzbischöfe von Cöln ein Rheinhold von Dassel, Engelbert von Valkenburg, des edeln Hohenstaufen Friedrich's II. edeler Freund, Heinrich II. von Virneburg, Dietrich von Mörs und Herrmann von Wied und ein Balduin von Lützelburg und Jacob II. von Sirk in Trier; allein nicht vermochten jene Prälaten mehr der gefallenen, vom Pabstthum geknechteten deutschen Kirche neuen Glanz, Freiheit und Würde und selbstständig nationales Leben wieder zu verleihen. Da war das Zeitalter gekommen, wo Richard von Cornwall an seinen Bruder schreiben durfte: Ecce quam animosos et bellicosos Archiepiscopos habemus in Alemannia! Es war die kaiserlose Zeit, die Zeit des päbstlichen Triumphs in Deutschland!!

Merkwürdig ist, daß Gregor VII. seine erste mächtigste Hülfe gegen den Kaiser fernab vom Rhein in Sachsen suchte, obschon er an Hanno von Cöln, „den deutschen Hildebrand," wie ihn Görres

1) Wie die Wahlen Otto's I. und Conrad's II., hatte das Ansehen und die eigene Wahl der Kurfürsten von Mainz die Wahlen Rudolph's von Habsburg und Heinrich's des Lützelburgers durchgesetzt. Und in den „Rheinischen Sagen" von Niclas Vogt liest man: „Rudolph von Habsburg regierte das Reich gut, nur „durch die zwei Mainzer Erzbischöfe Werner und Heinrich II."

nennt, wenigstens einen Geistesverwandten von sich und den unnachsichtigsten strengsten Feind des Kaisers fand. Aber Gregor zog sogar vor, durch den charakterschwachen, wankelmüthigen Siegfried von Mainz [1]) und nicht durch Hanno seine Neuerungen in Deutschland einzuführen und bei dem Klerus durchzusetzen. Dieses bestärkt unstreitig die Meinung, daß Hanno, obschon er dem Pabst schmeichelte und gegen Adalbert von Bremen und dessen Plan, ein norddeutsches papistisches Patriarchat zu gründen, zürnte, doch selbst auf Errichtung eines germanischen katholischen Patriarchats für sich heimlich und schlau gesonnen habe. Nur deshalb konnte er seine Verwandte und Freunde auf die erzbischöflichen Sitze von Trier und Magdeburg und die bischöflichen von Halberstadt, Minden, Utrecht u. a. m. eindrängen; nur deshalb sein selbstgemachtes „Fürstengesetz" hinsichtlich der bischöflichen Reichsregierung gewaltsam durchsetzen; nur deshalb die verschwenderischen Verleihungen aus den Reichsgütern an Fürsten und Bischöfe sogar bis auf die widerrechtlichsten Vergabungen des Kirchenguts an die weltlichen Herzöge ausdehnen und sein Erzbisthum Cöln als ein deutsches patrimonium zu dem reichsten, größten und ersten deutschen Land, wie Adam von Bremen berichtet, machen wollen. Verachtete er doch in den Händeln mit dem Abt zu Stablo, ohne die mindeste Rücksicht acht Jahre hindurch, alle Befehle und Drohungen des Vatikans [2]), weil es hier ein Mittel zu seinem letzten Endzweck zu gelangen galt.

1) Die deutschen Bischöfe wollten ihn dafür auf dem Concilium zu Erfurt todt schlagen. Da trat Siegfried auf ihre Seite und schrieb an Gregor VII.: „der Pabst „möchte in Zukunft seine Decrete nach Zeit, Umständen und Möglichkeit, sie zu erfüllen, einrichten."

2) War doch Hanno schon 1070 von Alexander II. mit Siegfried von Mainz und dem Bischof von Bamberg nach Rom gerufen und dort mit einem derben Verweis — omnes in commune acerbe objurgati, quod sacros ordines venderent — entlassen worden.

„Wie die Sonne in den Lüften,
die zwischen Erd' und Himmel geht,
beiden Hälften scheinet:
so ging der Bischoff Anno
vor Gott und den Menschen. — —
Sein Ehr' erhielt er zu beider Seit
und ward zu den ersten Herren gezählt.
Selig stund die köllnische Welt[1]),
da sie solches Bischoffs war werth."

So heißt es in dem „Lobgesang auf den heiligen Anno." Man sieht, der Poet verstand die Doppelseitigkeit[2]) des herrschsüchtigen Prälaten kunstreich und gewandt zu glorificiren.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß nur ein Geistlicher wie Hanno mit dem eisernen Willen und unbeugsamen Ernst an die Verwirklichung eines germanischen Patriarchats denken durfte. Unglücklich nur, daß er ein Zeitgenosse des gleichgesinnten und ihm überlegneren Gregor's **VII.** sein mußte und daß er zwischen diesem und Heinrich **IV.** in die Mitte gestellt, sich an Ersteren anzuschließen, also seinen geheimsten Zweck aufzugeben gedrungen ward, weil er in dem jungen, leidenschaftlichen und stolzen Salier den tiefsten Ingrimm wider sich entflammt und jede aufrichtige Sühne methodisch durch die oftmals wiederholte Züchtigung des kaiserlichen Jünglings mit scharfen Ruthenstreichen fast unmöglich gemacht hatte.

1) Daß die Cölnische Bürgerschaft sich nicht so selig unter Hanno's Regierung befand, wie es der Poet des Lobgesanges vermeint, beweist der große Aufruhr der Kaufmannsgilde wider Hanno. Sie zerstörte sein Schloß und belagerte den Erzbischof in der Peterkirche. Endlich flüchteten 600 Familien aus Cöln, aus Furcht vor dem Zorn und der Härte Hanno's.

2) Auch hierin war Hanno dem Gregor **VII.** ähnlich, denn sogar der giftige Feind Heinrich's **IV.**, der Sachse Bruno von Corvei, muß die Zweizüngigkeit des Pabstes mit Aerger zugestehen und bemerken.

Ueberflüssig würde nun sein, sich in Hypothesen ermüden zu wollen, wie anders sich in den späteren Zeiten (unter den Hohenstaufen, dann während des großen und langen Schisma's und endlich zur Zeit der Reformation) die deutschen Zustände gestaltet haben würden, wenn zuvor ein germanisches katholisches Patriarchat an den Ufern des Rheins festbegründet gewesen und das deutsche Reich bis an Italiens Grenze umfriedet gehalten hätte. Jedenfalls läßt sich aber behaupten, einmal, daß bei den damals schon völlig entwickelt gewesenen Elementen der deutschen Nation und ihres Reichs die byzantinischen Verhältnisse zwischen dem Kaiserthum und Patriarchat, wo der Staat in der Kirche aufgegangen und ein Kirchenfest die wichtigste Handlung der politischen Gewalt geworden war, sich hier in keiner Aehnlichkeit wiederholt und zweitens, daß die deutsche Kirche, so großartig schon begründet eine wahrhaft selbstständige Stellung gewonnen, die späteren Stürme ohne Gefährdung der nationellen Einheit sieghaft überdauert und sich allmählig an der Spitze einer fortschreitenden Civilisation, endlich auch an der Spitze der abendländischen Christenheit vorgefunden haben würde.

Wurde indessen der Rhein auch nicht durch den Sitz eines germanischen Patriarchats hoch berühmt und ein siegreicher Nebenbuhler der Tiber, so blieb doch die „fränkische Erde," wo die Kaiserstühle zu Lorzweil, Erbenheim und Rense standen. Nachdem der alte Reichspalast zu Worms (791) ein Raub der Flammen geworden, baute Kaiser Carl die Pfalz zu Ingelheim. Doch hieß Mainz „die Stadt des Königs" und des Reichs und wurde für die Hauptstadt der Franken gehalten [1]). Längs des Rheins erhoben sich dann mit

1) Pfister, Gesch. d. Deutschen II. S. 47. Doch hielten sich die karolingischen Könige von Ostfranken vorzugsweise in der Reichspfalz zu Frankfurt a. M. auf. Lindelof, deutsch. Reichsgesch. S. 56.

ihren hohen festen Thürmen und Warten die Kaiserpfalzen zu Selz, Hagenau, Ingelheim, Boppard, Kaiserswerth, Nimwegen und unsern vom Rhein in westlicher Beugung ab die herrlichste von allen Carl's des Großen Palast und „Lateran" zu Aachen. Hier im Dom zu Speier wölbten sich aber auch über den irdischen Ueberresten der kaiserlichen Gesalbten die dunkeln Todtengrüfte, so daß sich — nachdem auf den Feldern zwischen Obbenheim und Nordhoven (dem heutigen Guntersblum) die letzte Maiversammlung gehalten und auf derselben die erste Kaiserküre vollbracht war, — um Frankfurt, Aachen und Speier der Lebenslauf des Kaiserthums in seinem Anfang und Ende, seiner Sanction und Absolution kreisete. Und wiederum in einem andern, jenes erste also durchschneidenden Dreieck, so daß Deutschlands erste Metropole im Centrum blieb, zu Mainz, Trier und Cöln hatte die deutsche Theokratie ihre tiefen Wurzeln eingesenkt und in diesem Begegnen den kriegerisch-priesterlichen Staat der Deutschen zu einem lebendigen Organismus gebracht. Mehrhundertjährige Stürme hielt derselbe ohne wesentliche Erkrankung und verminderte Kraft aus. Denn so lange der Rhein und zwar mit allen Flußgebieten kaiserlich blieb, vermochte auch nichts, weder weltliche noch geistliche Opposition, das Kaiserthum zu erschüttern. Das machte eben das Heldengeschlecht der Salier so mächtig und furchtbar, daß sie den Rhein als Kaiser und Frankenherzöge zugleich beherrschten. Als indessen in offenbarem Abfall nationaler Gesinnung sogar von den Hohenstaufen die Fundamente des Kaiserthums erst im romanischen Süden nachgesucht, und als sich solches als wahnwitziger Irrthum erwies, dann von den Lützelburgern und Habsburgern im slavischen Osten aufgespürt und wiewohl auch dieses mißglückt, doch hierselbst kaiserliche Herberge genommen ward: da begann auch die nun entwipfelte deutsche Eiche zu wanken und zu zersplit-

tern. Der Rhein hat seitdem seinen ursprünglich monarchischen Charakter verloren. Das aristokratische Element wurde ihm und dem Reich nunmehr eigenthümlich. An dieses aber schloß sich jene höhere Bildung und feinere Sitte an, welche die Rheingaue fortan trugen und die in den vielen Dom-Capiteln, höheren Klosterschulen und den zahlreichen freien Reichsstädten sorgsam gepflegt, jene Gegenden vor dem übrigen deutschen Land lange Zeit hindurch glänzend auszeichneten.

Gedenken wir hiebei auch jener merkwürdigen Jahre, wo die deutschen Reichsangelegenheiten von zarten Frauenhänden geleitet wurden. Es war damals, als nach dem Tode Otto's I. dessen Schwester Mathildis, dessen schöne Wittib Adelheide und vor allen die schönste und ausgezeichnetste (ingenio facunda et vultu elegantissima, wie Ditmar schreibt), die geistvolle griechische Prinzessin Theophaneia, Otto's II. Gemahlin, Deutschland regierten, da erheiterten und verjüngten sich plötzlich jene ernsten, dunkeln, stummen Königsburgen, da ergoß sich der Zauber von den glänzenden Hoflagern der Kaiserinnen über das ganze Rheinthal und prägte diesen Ufern den frommen, heitern, sinnigen und minnigen Geist ein, welcher noch in unsern Tagen Byron (childe Harold cant. III.) entzückt hat. Von jenen Hofhaltungen äußerte auch der gelehrte Gerbert (der spätere Pabst Silvester II.): „Ueber diese fesselnden „Gesichter und die sokratischen Unterhaltungen der Kaiserinnen vergaß ich all meinen Kummer der Auswanderung."

Denn mit sanft überredender Bitte
führten die Frauen den Scepter der Sitte.

Und so vermochte noch Jahrhunderte später der Sänger der Liebe, Petrarca, an Colonna zu schreiben: „Wunderbar bleibt in jenem „barbarischen Lande zu sehen, wie jedes Ufer mit einem großen und

„prächtigen Schwarm von Frauen bedeckt ist. Gute Götter, wie „groß mein Erstaunen! welche Form, welch' Antlitz, welcher Anstand! „hier könnte jeder lieben, der noch mit freiem Herzen hierher kommt." — Ohne Zweifel nur der Rhein fand einen Heinrich Frauenlob, nur dieser solchen Frauen-Dank!

„ihn ehret noch im Grabe das deutsche Vaterland."
(Anast. Grün.)

Daß die rheinische Ritterschaft, nebst der schwäbischen und fränkischen, die Blüthe der gesammten Deutschen in sich befaßte und daß das Ritterwesen mit seiner ganzen glänzenden Poesie und allen Licht- und Schattenseiten am Rhein seine stärkste Wurzel fand, ist theils bekannt, theils auch nach dem eben Erwähnten leicht begreiflich. In größerer Freiheit und Unbändigkeit schaltete nirgends anderwärts der Adel. Auch braucht man nur einen Blick in Rüxner's Turnierbuch zu werfen, um sich davon zu überzeugen, daß Ritterfeste, wie sie Cöln, Worms, Heidelberg und Mainz unter den Hohenstaufen gesehen, in solchem Glanz und Umfang an keinem anderen Ort der Welt gehalten worden sind. Und dabei muß bemerkt werden, daß die rheinischen Ritterbünde „zum grimmen Löwen" und „St. Georgen Schild" die alleinigen waren, welche allgemeine gesellschaftliche Zwecke im Auge behielten und sich darin über den engherzigen und verderblichen Particularismus ähnlicher anderer Bündnisse der hinteren Reichs-Landschaften ehrenvoll erhoben.

Ebenso waren es die rheinischen Städte, welche die deutschen Bürgerfreiheiten zuerst kräftig entwickelten. Denn als Kaiser Heinrich IV. von fast Allen, die sich Edele in Deutschland nannten, verrathen und verlassen war, da schaarten sich Bürger von Worms in ächter deutscher Bürgertreue um ihren unglücklichen Herrn und König, und ihnen standen die von Mainz und Cöln in gleicher adeliger

Gesinnung bei [1]). Hierin erwies sich scharf, welch' ein gegensätzischer Unterschied zwischen den Rhein- und hinteren sächsisch-thüringischen Landen und deren Elementen bestand. Denn während der Bürgergeist in den östlichen Kreisen noch ganz von Adel und Klerus unterjocht gehalten ward, da trat er schon am Rhein in vollem Bewußtsein seines inneren Gehalts und seiner unabweisbaren Kraft selbstthätig hervor, als Retter der deutschen Freiheit und Ehre wider wälsche Pfaffenhinterlist. Auf dieser festen heimischen Grundlage baute dann der große Mainzer Bürger, Arnold Walpode, die Städte-Einigung, jene Föderation, welche den deutschen Handel nicht nur schützte, sondern zu jener Höhe erhob, die er in den nachfolgenden Jahrhunderten bis zu unserer Zeit nicht wieder erreicht hat.

Schon Friedrich II., der einsichtsvolle Hohenstaufe hatte den rheinischen Städten und deren Schifffahrt bedeutende Privilegien zugestanden, so daß sie die Handelsvermittler zwischen Italien und dem Norden werden konnten und wurden. An die Haupt-Messen zu Speier und zu Frankfurt, wie an die großen Marktplätze von Mainz, Cöln, Wyk, Trier, Duisburg, Straßburg, Thiel knüpfte sich der Großhandel Deutschlands. Da hieß von den vier Reichsstapelplätzen Mainz die goldene Stadt, während Cöln im zwölften Jahrhundert, wie Fischer erzählt, Seeflotten aussandte, deren eine Lissabon von den Arabern eroberte und Straßburg Ketten und hölzerne Pallisaden über den Rhein zog und in zwei Jahren kein Schiff passiren ließ, be-

1) Nicht minder verdient die tapfere Antwort der Aachner Bürger unvergessen zu bleiben, als der rasende Pabst Innocenz IV. Kaiser Friedrich II. des Throns verlustig erklärte: „dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne Conrad, unserm König, „haben wir Treue geschworen und diesen Eid wollen wir halten, nicht aber künstlich „hinwegdeuteln lassen. Sie waren unsere Wohlthäter und undankbar ist kein Aach- „ner Bürger." Und in einer 385 tägigen Belagerung hielten sie standhaft Wort! Raumer's Geschichte der Hohenstaufen IV, S. 245.

vor nicht den Forderungen der Stadt Genüge geleistet worden war [1]). Cölnischen Abgeordneten erwies der Doge von Genua fürstliche Ehren und Heinrich VI. von England räumte den Cölnern die Gildehall mit allen daran haftenden Freiheiten und Rechten ein. Cölnisch Maß, Gewicht und Mark galt bekanntlich weit und breit. So verband sich das erste deutsche Handels-Interesse wesentlich mit dem Rhein. Dies beweist auch, daß die See bei dem Ausfluß des Rheins vorzugsweise das deutsche Meer hieß, und daß die kaiserlichen und alten Münzhäuser und Reichszollstätten sämmtlich an dem Rhein gelegen waren. Obschon nun nach dem berühmten Edikt Kaiser Friedrich's II. aus Udine (1332) Niemand gezwungen sein sollte, einen bestimmten Markt zu besuchen und jedem freigestellt ward, die alte oder eine neue Straße zu befahren, so blieb doch der Handelszug ungestört dem Rhein. Als es daher galt, diesen deutschen Handel gegen die Räubereien der Dänen zu schützen, da sammelten sich rasch die ersten Schiffe auf dem Rhein und der Schelde, lange bevor an eine Hansa gedacht wurde. Denn aus der Flußschifffahrt ging die deutsche Seeschifffahrt hervor und in jener war die des Rheins die stärkste, älteste, wichtigste, weil erfahrenste, da ächter deutscher Bürgersinn nirgends so mächtig, so althistorisch und so stolzreichsfrei gefunden wurde, wie in den großen Handelsstädten an dem Rheinstrom.

Aber dieser mannhafte, kriegerische und friedlich schaffende Bürgergeist war auch fromm in tiefgläubigem Gemüth. Wir wollen da-

1) In seinem gesandtschaftlichen Bericht über Deutschland (17. Juni 1508) sagt Macchiavelli: „An der Macht Deutschlands kann Niemand zweifeln, denn es hat Ueberfluß an Menschen, Reichthümern und Waffen. Was den Reichthum betrifft, so sagt Jedermann, daß Straßburg allein einige Millionen Gulden besäße.“ — — „Um aber zu einer weitern Erklärung über Deutschlands Macht und Uneinigkeit zu kommen, sage ich, daß diese Macht vielmehr in den Städten besteht, wie in den Fürsten.“

mit nicht an die selige Schaar rheinländischer Provincialheiligen, weder an Gereon und die thebaische Legion, noch an die reinen Flammen der elftausend Jungfrauen erinnern, obschon das ganze übrige Deutschland vergebens sich bemühen würde eine gleiche Anzahl Lokalheiliger zusammen zu bringen, sondern nur jenes andächtigen Sinnes gedenken, welcher die Meisterwerke der deutschen Baukunst schuf und jene geistreiche originelle Cölner Malerschule ins Leben rief, Kunstwerke, deren großartige Conceptionen und auf uns überkommene Reliquien die beschämt staunende Bewunderung ganz verdienen, welche die Seele mächtig umklammernd und mit zu ihrer wunderbaren Höhe und Tiefe fortreißend, einmal empfunden, auch unauslöschlich bleibt. Die Bauhütten, entsprungen in eben jenem Geiste eines kraftvollen, gesunden, unzersplitterten, hochstrebenden deutschen Bürgerthums [1]), streng geregelt und abgeschlossen in der Weise altdeutschen Zunftwesens, vereinigten jene gewaltigen Kräfte in sich, denen allein Schöpfungen, wie sie die Dome zu Basel, Freiburg, Speier, Straßburg und Cöln aufweisen, möglich und ausführbar wurden. Wiederum bestanden aber die Hauptbauhütten zu Cöln, Straßburg und Zürich. Die Ervin und Johannes von Steinbach, Meister Gerardus Lapicida, Peter Hülz, Arnold und Johann von Cöln und wie sie alle sich nennen mögen, jene heroischen Künstler, unter deren Händen der Stein sein todtes, starres Element verlor und eine blühende, pflanzenartige Natur annahm, sie gehörten dem Rheinland an, theils durch Geburt, theils durch die Schöpfungsarbeiten, in denen ihr Leben sich für die Nachwelt versteinerte. Nicht minder nennen die Ufer des deutschen Stroms einen Wilhelm und Stephan von

---

1) „Wie dem Ritterthume unsere eigenthümliche Poesie, so scheint den Städten „unsere eigenthümliche Baukunst anzugehören." **Ranke**, Geschichte der romanischen und germanischen Völker. S. XXXI.

Cöln, Johann von Calcar, Heinrich Golzius, Peter Calf, Hans van Aken, Rubens und Holbein ihre Söhne. Es gehört nicht hierher, ihre unsterblichen Kunstwerke in ihren eigenthümlichen Schönheiten und Reizen zu schildern, aber wer des Rheins gedenkt, kann einer Schule nicht vergessen, die unübertroffen geblieben ist. Jedoch schon war der Städtebund im Kampf mit den geistlichen und weltlichen Herren und Rittern durch Kaiser Wenzel's Verrath untergegangen; schon waren die Städte nur noch auf die Geltung beschränkt, welche ihnen die Kreisordnungen dürftig und sparsam gewährten; schon erblich der funkelnde Stern des Reichs mehr und mehr und schon war das deutsche Reichsregiment, weit ab vom fränkischen Boden, in die böhmisch-mährischen Wälder verfahren worden: da war es auch dem Rhein mit all seinen genialen Productionen nicht mehr möglich, das deutsche Staats- und Volksleben an der Wiege des deutschen Reichs festzuhalten und zurückzuzaubern. Der ernste deutsche (teutonische) spitzbogige Baustyl, von dem Görres tiefsinnig bemerkt: „daß er nur eines der großen Resultate gewesen, die aus dem „Kampf der kaiserlichen mit der päbstlichen Macht hervorgegangen, „das Werk des in diesem Streit bis zur höchsten Elasticität gesteiger„ten Oppositionsprincips," wurde von einer Nachkommenschaft, die baar wie des Glaubens an einen lebendigen Gott, so auch baar aller und jeder Schwungkraft zum höheren Gottnahen war, für einen kleinlichen, in eiteln Kräuseln und Locken sich gefallenden französischen Perückenwulst hingegeben, und mit gleichen abgefrorenen Sinnen wurden von ihr die Kunstschätze der altdeutschen Schule dem Sammlerfleiß stiller, thätiger Privatleute zur Rettung vor französischem Vandalismus anheimgestellt! Deutschland war gen Regensburg, Laxenburg und Sanssouci hinabgezogen und da, wo des Reichs ganze Verfassung entstanden und sich wie in germanischem Spitzbogenstyl

herrlich als Welt- und Gottes-Reich organisch ausgebildet, und von wo aus es das ganze Abendland Europas unter seine Adlerschwingen genommen hatte, da durften sich nun Franzosen, Schweden und Spanier die Fackeln der Verwüstung ohne Besorgniß vor deutscher Rache und dem furor teutonicus wechselseitig reichen. Es war Abend und Mitternacht geworden im Reich, und Wächter und Inwohner schliefen einen tiefen deutschen Cyclopen-Schlaf.

Wenn auch nicht das Schießpulver, so doch die Bombarden und die Buchdruckerkunst [1]) waren an dem Rhein erfunden. Die Deutschen bemächtigten sich vorzüglich der friedlicheren Erfindung, denn der Deutschen Liebe zu den Wissenschaften, ihr ruhiger, gründlicher Forschungsgeist, ihr unermüdeter Sammlerfleiß, ihr Durst nach Belehrung und Erkenntniß und ihr stets reger Eroberungs-Eifer im großen Gebiet des Geistigen, diese Eigenschaften schlummerten schon damals nicht mehr im Volke, und hätten daher auch nicht Deutsche die Buchdruckerkunst erfunden, so hätte man doch immer behaupten dürfen, sie sei für die Deutschen hauptsächlich erfunden worden.

Wie die Schule zu St. Alban in Mainz von Carl dem Großen als Landesschule, in welcher in triviis et quadriviis gelehrt wurde, gestiftet worden war, so ward später die erste deutsche Hochschule in Heidelberg gegründet. In den rheinischen Klöstern fanden sich die ersten deutschen Gelehrte, ein Ottfried, Hanno, Winbert, Nottkar, Harduin und Lupus u. a. Ebenso war Walter von der Vogelweide

---

1) Aber auch in Straßburg ward die erste Censurbehörde in Dr. Jacob Oeßler den kaiserlichen Generalbüchersuperattendenten im römischen Reich verordnet. Als diese kaiserliche Censurbehörde jedoch keinen Fortgang hatte, gründete der Mainzer Erzbischof Berthold 1486 auf Roms Beschwerden eine neue in Mainz. Denn Alexander's VI. Censurverordnung klagt über die vielen gefährlichen Bücher, die zu Mainz, Cöln, Trier und Magdeburg erschienen, obgleich eben hier in Cöln das berüchtigtste, blutbefleckteste Buch Sprenger's und Institoris malleus maleficarum mit päbstlicher warmer Empfehlung gedruckt werden durfte! —

der Meister und Pannerführer aller gleichzeitigen Lyriker, wie ihn der anmuthige sprachverwandte Gottfried von Straßburg nennt, ohne Zweifel von Geburt ein Süddeutscher und wahrscheinlich ein Rheinländer. Und hieß doch die schwäbische Dichterschule nicht blos zur Ehre der Kaiser, unter denen sie geblüht, sondern der Mehrzahl ihrer Sänger nach also. Im Rhein bei Worms liegt ja auch jene Au, benannt der Rosengarten, an welche sich die uralten deutschen Heldensagen von Siegfried und den Nibelungen knüpfen. Alle die erhabenen Bilder von Siegfried Reckenkraft, sein Fall durch Hagens Verrath, Grimhildens Rache und der Untergang der Burgunder durch König Etzel umschweben die „wünnesame Stat an dem Rine.“ Wenn wir dann weiter an einen Albertus Magnus, Reuchlin, Erasmus, Melanchthon, Johann Wessel (Luther's theologischen Vorläufer,“ wie Ullmann ihn nennt), Johannes Tritheim, Theophrastus Paracelsus, Hugo Grotius, Joh. Kepler, Joh. Sleidan, Joh. von Harzheim, Joh. Fischart, Gerh. Mercator, Nicol. Cusa, Gailer von Kaisersberg, Tauler, Heinr. Suso, Thom. von Kempen, Spener, Jacob Wimpheling oder an die Herren Hildegard, Barth. Holzhauser und Terstegen erinnern, an Namen, die sämmtlich den Rheingegenden und nahen schwäbischen Gauen zugehören, so haben wir, obschon nicht alle, doch wohl die strahlendsten Sterne, theils in der Wissenschaft, theils in einer tiefen, innigen Frömmigkeit genannt. An dem Rhein lebten die Wissenschaften zuerst wieder auf und von eben jenen geistigen Heroen empfing sie das übrige Deutschland. Dieses Factum mag nicht vergessen werden [1]).

---

1) Stammen doch noch in neuerer Zeit die Metternichs, Stadions, Münch-Bellinghausen, Dalberge, Nesselrode, Wessenberge, Schön-

Wir sind überzeugt, daß sich noch weit mehr und wohl noch schlagendere Beweise dafür beibringen lassen, daß Deutschlands allgemeiner Wurzelboden am Rhein zu suchen und zu finden sei — denn uns mangelt, wir gestehen es gern, ein tieferes Studium deutscher Geschichte — jedoch für unsern Zweck reicht das Bemerkte schon sattsam hin. Denn daß der Rhein mit seinen Flußgebieten den eigentlichsten Kern des deutschen Reichs umfasse und begreife, diese Ansicht war ja zu einem solchen herkömmlichen Rechtsgrundsatz geworden, daß die geistlichen Kurfürsten, nachdem der Kaisersitz in die Ostmark verlegt worden war, den Pfalzgrafen bei Rhein über den Kaiser erheben und zum Schirmvogt des ganzen Kirchengrundbesitzes längs des Rheins berufen wollten. Sie forderten deshalb Pfalzgraf Rudolph auf, über Kaiser Albrecht Gericht zu sitzen, behauptend: ad Comitem Palatinum pertinere, quod sit officium Palatinae dignitatis ex quadam consuetudine de causis cognoscere, quae ipsi regi moverentur. Klar und deutlich wies auch der Rheinländer selbst in seinem ihm eigenthümlichen Charakter auf den von ihm bewohnten salischen Boden, auf den germanischen Königsbezirk hin. Jenes Anwohners fröhliche Gutmüthigkeit und Frömmigkeit, seine lebendige Phantasie und geistvolle Beweglichkeit, sein feuriger Stolz auf Wahrheit und Freiheit (Johannes de **Francofordia** schrieb zuerst gegen die Mordsucht der H. Vehme, Friedr. von Spee [1]) gegen die Barbarei der Hexenprozesse und der Ketzerrichter Conrad von Mar-

---

borns, ein Stein, Gagern, Albini, Faßbender, Koch, Pfeffel, Reinhard aus dem Rheingebiet ab!

1) Spee schrieb anonym, worin der beste Beweis liegt, daß nicht der Jesuitenorden, wie Hr. Jarke beweisen möchte, zuerst sich gegen das Unwesen der Hexenprozesse erklärt hat. Im Gegentheil gehörte jener Orden zu den eifrigsten Beförderern dieser Prozesse, weil solche die Bulle Innocenz **VIII. Summi desiderantes** (5. Decbr. 1484) förmlich sanctionirt hatte.

burg ward vom Volk erschlagen), sein reger Sinn für Oeffentlichkeit und kühnes deutschen Mannes Wort, endlich auch der mächtige Liebreiz seiner Sitte, seiner Sprache, seines lebendigen Gefühls für alles, was die Ehre des deutschen Volks und Vaterlandes berührt, diese Züge, durch Jahrhunderte stark und treu bewahrt, lassen noch heute nicht verkennen, wo Altdeutschland seinen Beginn, seine Bildung, seine Stärke, seinen Glanz entnommen. Tief auf Rheines Grund ist die Fahne des Reichs, das Panier mit dem Erz-Engel Michael, penes quem victoria, wie Wittekind schreibt, welches Heinrich I. gegen die Hunnen bei Merseburg, Otto der Große gegen die Magyaren auf dem Lechfelde siegreich getragen, bis zum heutigen Tage verborgen! „Und jetzt bemerkt Mainz," schreibt Vict. Hugo, „am Horizont von Frankreichs Seite her, einen schwarzen Punkt, der wächst und immer größer wird und sich nähert. Es ist der wiederkehrende Adler." Deutschland! Rufe einmüthig den heiligen Erz-Engel, „bei dem der Sieg," aus seiner krystallenen Brautkammer hervor, dann wird der Rhein jenen „wiederkehrenden" unsaubern Geist verschlingen und dein auf's neue das Urland deiner Väter, deiner Geschichte, deines Ruhmes sein!

Der Vertrag zu Verdun.

Weder unter dem ersten fränkischen König, dem Merovinger Chlodwig, noch bei den Theilungen seines Reichs unter seinen Nachkommen, bildete der Rhein eine Grenzscheide. Er lag mitten in Austrasien [1]) und die Austrasier betrachteten sich als das fränkische Stamm-

1) Daß er in der kurzen Regierung von Theodebert und Theoderich im Elsaß die Grenze zwischen Austrasien und Burgund bildete, war theils nur von kurzer Dauer, theils auch von keiner politischen Bedeutung, da beide Länder von der Vormünderin Brunhilde beherrscht wurden.

volk. Ihrer Tapferkeit hatte Carl Martell den Sieg bei Poitiers, die abendländische Christenheit die Rettung von Koran und arabischem Fanatismus zu danken. Es ist wahr, weniger entscheidend kämpften sie mit den Friesen und Sachsen; doch erkannte Carl der Große die nothwendige Vereinigung dieser heldenmüthigen Völker. Er verlegte die fränkische Residenz von Metz und Soissons an den Rhein und hier baute er, wie wir bemerkt, die Königspfalz zu Ingelheim.

Daß Carl die Wahl des Ortes wohl überlegt und zukünftige Zwecke eines ausgedehnten Planes damit verbunden, solches darf nicht bezweifelt werden. Nach Vitruv's Regeln ward die Pfalz mit größtmöglichster Pracht erbaut. Sie schmückten, wie Ernold Nigellus in seinem carmen elegiacum erzählt, hundert colossale Marmorsäulen und ihre Sala zählte nicht weniger eherne Thore. Die kunstvollsten Mosaike hatte der Patriarch Hadrian aus den Palästen der Exarchen zu Ravenna dazu gesandt. Und voll von Bewunderung berichtet Bischof Turpin (der Paladin der Tafelrunde), mit wie vielem ganz prächtigem Gebild von Cyrus, Ninus, Phalaris und Alexander, dann der Nigro-, Pyro- und Hydromantie mitsammt den sieben freien Künsten dieser Königspalast köstlich verziert gewesen sei. Der Dom dieser Pfalz, dem heiligen Remigius geweiht, welcher Chlodwig das heilige Sacrament der Taufe gegeben, war seiner Zeit der bedeutendste am Rheinstrom. Er umfaßte mehrmals große Concilien und besaß einen unschätzbaren Reichthum an Silber, Gold und Kleinodien, der später Mainz zugefallen zu sein scheint [1]). Carl würde wohl nie

1) Ein einziges Kreuz von Gold wog 600 Pfund oder 1200 Mark des feinsten Goldes und von den Meßgewändern war eines so schwer an Gold und Edelsteinen, daß es dem Erzbischof nach dem Evangelium abgenommen werden mußte. Die kleinere Mainzer Chronik des Bischofs Conrad weiß nicht, woher Mainz diese alten Schätze erhalten habe.

diese Kaiserpfalz verlassen und sich „einen Lateran" in Aachen gebaut haben, wenn seine geliebte Fastrade, über deren Tod er untröstlich war, nicht hier gestorben wäre. Hier, wo der paradiesische Rheingau vor seinen Blicken ausgebreitet lag, an den sich die große Königshundrede mit den Königshöfen von Nieder-Ingelheim, Nierstein, Trebur und Hochheim malerisch anschloß, wo die von ihm gepflanzten und veredelten Rebenhügel dem königlichen Herrn und Gärtner reichliche Erquickung spendeten, wo sich Bertha und Engelbert, Eginhard und Emma in stiller Liebe gefunden, wohin Carl den letzten Lombarden-König gefangen geführt und wo er den letzten Agilolfinger hatte richten lassen, wo er die von Leo übersandten Schlüssel der heiligen Gräber, „das Panner von Jerusalem und Rom empfangen, und von wo er seine Siegeszüge gegen den letzten der Omajaden und gegen die fleißigen Ackerbau treibenden Sorben angetreten hatte, hier banden den König tausend Erinnerungen und vielleicht noch größere und stolzere Herrscher-Projekte. Denn unfern von Ingelheim hatte er den Rhein überbrückt und also beide Ufer auf's engste verbunden. Man betrachte mit Ernst, welche Grenzen der klare Geist des Kaisers, als ihm die Drei-Theilung seiner weiten Monarchie nothwendig erschien, für den ältesten und geliebtesten seiner Söhne umschrieb und wie er Austrasien, das Haupt- und Stammland (mit dem deshalb die Kaiserkrone vererben sollte) zwischen der Loire, den Thälern von Aosta, der Donau und Elbe in der Weise bezeichnete, daß der Rhein von seinen Quellen bis zu seiner Ausmündung die Mitte dieses Reichs durchschnitten haben würde. Bemerkt man ferner, daß diesem nördlichen Kaiserreich die Herrschaft über Britannien und Dänemark nicht wohl hätte entgehen können und wie ganz anders „Deutschland" sich alsdann gestaltet haben würde, so wird man auch in diesem Entwurf die Geistesgröße jenes Herrschers bewundern müssen. Carl's

Geist ahnete die Möglichkeit, daß die Deutschen nicht blos durch ihre Waffen, sondern auch durch ihre Gesetze, Sitten, Sprache und Künste die Römer zu überwinden vermöchten und eben deshalb wollte er ihnen, nicht den Italienern (Pipin's Erbtheil), die Ehre und Macht der neuen abendländischen Kaiserkrone bleibend anvertrauen. Allein die Zukunft, so großartig concipirt, gestaltete sich weit anders. Carl's hohe, deutsche Gedanken sollten durch einen Verdüner Theilungsvertrag vertreten und zerrissen werden.

In dem Theilungsvertrag zu Verdün wurde der Rheinstrom als ein Grenzfluß anerkannt. Zwar blieben propter vini copiam einige Gaue des linken Rheinufers bei Ludwig's deutschem Antheil, allein dieses änderte das angenommene Grenzverhältniß so wenig, wie das Uebergreifen des Antheils von Lothar auf das rechte niedere Rheingebiet. Bald nachher corrigirten allerdings die Stipulationen des Vertrags von Marsen diejenigen des Verdüner Vergleichs und schieden die Grenzen der germanischen und romanischen Zunge ziemlich richtig von einander, nichts desto weniger blieben die Folgen des zu Verdün wieder ins Leben gerufenen rheinischen Fluß-Scheide-Princips um so nachhaltiger, als sich an diesen Vertrag ein anderes Ereigniß der Trennung Deutschlands vom Westfrankenlande knüpfte. Wir haben im verflossenen Jahr über letzteres Thema ein ansehnliches Convolut salbungsreicher Predigten erhalten; daß jener Vertrag aber kein „Peter Schlemihl" sei, sondern eine starke Schattenseite in der „Rheingrenze" an sich trage, solches ist der ehrwürdigen Pastoral-Politik um so weniger klar geworden, als die nette Aufgabe gewesen zu sein scheint, den Himmel und das deutsche Volk für die Wohlthat ihres Daseins zu lobpreisen. So bleibt der Bußtagstext denn noch zurück, daß von eben diesem belobten Verdüner Theilungspakt das deutsche Nationalleben in seiner schönsten und wichtig-

sten Wurzel geschädigt wurde und von da ab des löblichen deutschen Reichs Siechhaus-Eigenschaft hauptsächlich herdatire.

Wohl ward Lothringen dem Reich, dann auch durch Conrad II. Burgund wiedergegeben und der Verfassung der Deutschen zu gleichen Rechten und Pflichten auf's neue angefügt. Indessen der Rhein hatte seine national-deutsche Bedeutung einmal schon verloren. Seinem Zug entgegengesetzt strömte das deutsche politische Leben unaufhaltsam gen Süden und wie jedes heterogene Verhältniß hielt nun der romanische Widerspruch die germanische Kraft so lange fest und gefangen, bis sich dieselbe an dem eigensinnigen Mißverständniß ihrer nationalen Aufgabe und der consequent beharrlichen Mißhandlung ihrer eigenen individuellen Interessen verblutet hatte.

Man hat sich vielfach in Untersuchung der Frage ergangen, ob es für die deutschen Angelegenheiten nicht weit wohlthätiger gewesen wäre, wenn sich Otto der Große und dessen Nachfolger gar nicht in die italienischen politischen und kirchlichen Zustände eingemischt, sondern dieselben ihrer eigenen Entwickelung theilnahmlos überlassen hätte. Man hat dagegen bemerkt, daß an dem antiken und romanischen Element der deutsche Geist sich von jeher gebildet habe und bilden mußte, um die Höhe und Weite der geistigen und sittlichen Entwickelung zu erreichen, welche dem germanischen Charakter seitdem vorzugsweise eigenthümlich geworden. Es ist hier nicht schicklich, Frage und Antwort einer tiefgreifenden, noch weniger einer einigermaßen erschöpfenden Prüfung zu unterwerfen, aber eben so unpassend würde es sein, wollten wir diesem Gegenstand jede Berücksichtigung entziehen.

Zweimal war König Arnulf schon über die Alpen nach Italien hinabgezogen, um die Partheiungen dieses Landes durch Waffengewalt beizulegen. Das erste Mal mit geringem, das andere Mal ohne

irgend einen Erfolg. Zum dritten Mal ward er von Formosus nach Rom gerufen und zum Kaiser gekrönt. Auch letzteres ohne Wirkung, da Stephan VI. diese Krönung verwarf und Guido's von Spoleto Sohn als alleinigen abendländischen Kaiser anerkannte. Hierauf zog Otto der I. wieder nach Italien. Auf seinem ersten Zug errang er die Lombardische, auf seinem zweiten — ersten Römer-Zug — die Kaiserkrone. Einige und funfzig Jahre (896—951) waren zwischen Arnulf's letztem und Otto's erstem Uebersteigen der Alpen verflossen. „Diese funfzig Jahre" — schreibt Pfister — „sind der einzige Zeitraum, da Deutschland von fremdem Einflusse frei geblieben ist[1])." Höret! Höret recht!

Als sich am 20. August 1400 die vier rheinischen Kurfürsten auf dem Königsstuhl zu Rense über Kaiser Wenzel zu Gericht niedersetzten, da bezüchtigten sie Wenzeln der unverantwortlichen Gleichgültigkeit, mit welcher er das heilige römische Reich schwer und schädlich zergliedert habe und zergliedern habe lassen, nämlich wegen Mailand und der Lombardei, die zum römischen Reiche gehörten, und von welchen das Reich großen Nutzen gezogen und ob dem, daß er jenen Mailänder (Galeazzo), der nur ein Diener und „Satrapa" des Reichs gewesen, zum Herzog in besagten Landen erkieset habe. Die deutsche staatsrechtliche Ansicht galt daher noch damals in voller theoretischer Kraft, daß die Lombardei zu dem römischen Reich unveräußerlich gehöre. Zweifelhafter mochte „der große Nutzen" sein, welchen das deutsche Reich aus dieser Verbindung gezogen.

Nach dem Ausspruch des Roncalischen Reichstags (1157) betrug die Totalsumme, welche Friedrich Barbarossa aus den italieni-

1) Pfister, Gesch. d. Deutsch. II, S. 63.

schen Reichsbesitzungen und deren Gefällen bezog, sechzigtausend Mark. Nie möchte in früherer Zeit dieser Betrag in den italienischen Reichseinnahmen überschritten worden sein. Später fiel derselbe schon auf die Hälfte und seit Friedrich II. sogar auf ein Drittel und noch weniger herab. Allein selbst wenn auch die Einkünfte, welche Kaiser und Reich aus Italien bezogen, stets die für die damalige Zeit allerdings ansehnliche Summe von 60,000 Mark betragen hätten, so wären sie doch gegen jene Summen, mit welchen die Päbste den Krieg gegen die Kaiser führten (Pabst Innocenz IV. verwendete sogar zu einer Zeit, wo ihm der Zufluß von Rom völlig abgeschnitten war, allein 200,000 Mark gegen Kaiser Friedrich II.)[1]), höchst unbedeutend zu nennen. Berechnete man doch selbst die Einkünfte von Oesterreich und Steiermark damals eben so hoch[2]). Bedenkt man ferner, wie oft die Kaiser wegen ihrer Römer- und italienischen Kriegsfahrten in Noth und Verlegenheit daheim geriethen, wie sie ihre Erbgüter und die Kammergüter des Reichs verschleudern, die Zölle verpfänden und außerordentliche Reichssteuern erheben und demohnerachtet ihrem Gefolge jede Unordnung und sogar Plünderung in Italien nachsehen mußten, um einem zweideutigen und ungewissen Erfolg jenseits der Alpen Glauben zu machen und, wie selbst die rheinischen Erzbischöfe wegen ihres römischen Zuzugs ihre reichen Kirchen mit Schulden zu überlasten und andere deutsche Bischöfe deshalb die Kirchengüter und Kleinodien sogar zu veräußern gezwungen waren, und daß selbst Heinrich der Löwe, der Besitzer zweier so großen Herzogthümer wie Baiern und Sachsen, deren sämmtliche Einkünfte auf

1) Schon Gregor IX. hatte unermeßliche Summen zum Kampf gegen Friedrich II. durch Meister Stephan und Cardinal Otto in England erpressen lassen. Unter Innocenz IV. besaßen Italiener die meisten und größten Pfründen in England.

2) Pfister, Geschichte der Deutschen II. S. 552 u. 553.

einer einzigen Heeresfolge so völlig erschöpfte, daß er bei seiner Rückkehr allenthalben Geld zu borgen genöthigt war, so ist wenigstens der finanzielle „große Nutzen," welchen das Reich aus den italienischen Reichslehen und deren Erhaltung bei dem Reich gezogen, durchaus problematisch und im Endresultat factisch unwahr.

Obgleich die Longobarden behaupteten, daß sie nur Otto I. und dessen Dynastie zu Königen gewählt, so beharrten doch die Deutschen in der Ansicht, daß Italien zum Reich für immer gehöre. Aber solches nur als unirtes, nicht incorporirtes, als Nebenland. Daher ward auch keinem italienischen Erzbischof und Herzog Zutritt zu den deutschen Reichsconventen gestattet. Die Italiener durften sich somit rechtlich nicht in die deutschen Reichsangelegenheiten mischen, dieses dagegen pflichtmäßig stets in die italienischen. Trotz dieser einseitigen, dem Reich scheinbar so günstigen und ehrenvollen Mißverhältnisse trug das Reich der Deutschen doch allezeit den Hauptnachtheil derselben. Der Nimbus des Kaiserthums verschwand jenseits des Rubikon. Otto der Große, Otto III., Heinrich V., Friedrich Barbarossa, Otto IV. mußten gegen die römischen Empörer um ihr Leben persönlich kämpfen, Heinrich II. war genöthigt in Pavia zum Fenster herauszuspringen und zu fliehen; Conrad II. und Lothar II. kehrten todtkrank aus Italien zurück. Heinrich VI. und VII. starben an italienischem Gift, Ludwig dem Baier warfen die Römer Steine nach und fast wie Heinrich IV. in Canossa mußte Carl IV. vor den Thoren Cremona's flehend um Einlaß stehen. Dazu die Niederlagen bei Basantello, Lignano, (Friedrich's II.) vor Parma und endlich die traurigste bei Scurcola. In der That nichts konnte weniger an das kaiserliche doktrinäre imperium mundi erinnern lassen, wie deren Aufenthalt in Italien! Hier machte jeder deutsche Kaiser die schmerzliche Erfahrung, wie durch die Römerfahrten die Blicke der

Welt von ihnen ab dem Pabstthum zugewendet wurden und wie das germanische Element bei diesen Zügen und Kämpfen immer wieder auf's neue dem romanischen, wenn nicht materiell, doch geistig unterlag. Männer, ganze Männer wie Crescentius, Arnold von Brescia, Colo de Rienzi, Petrarka, Savonarola opferten die Kaiser theils selbst ihrem Feind, theils ließen sie dieselben theilnahmlos fallen, denn der politische Verstand war einmal auf Seiten der Italiener und ihrer Päbste. Pölitz hat daher ganz Recht, wenn er bemerkt: „Für den unsichern Erwerb der Kaiserwürde und für den kleinen Ge„winn, der aus der Bekanntschaft mit der italienischen Cultur für „Deutschland hervorging, verbluteten seit dieser Zeit viele Tausend „Deutsche auf den Feldern Italiens und andere wurden daselbst ein „Opfer des fremden Klimas, der Rachsucht der Eingeborenen und „der dem deutschen Boden unbekannten Lüste. Selbst Roms Bischöfe „würden ihre Anmaßungen nie gegen die deutschen Könige so weit „gesteigert haben, wenn nicht die persönliche Anwesenheit derselben in „Italien und der Nexus der deutschen Bischöfe und mächtigen Va„sallen mit der römischen Curie der letztern das Geheimniß der könig„lichen Schwäche verrathen hätte [1])." Aber Kaiser Friedrich II. ant„wortete der ihn warnenden Gräfin von Caserta: „Du redest wahr, aber der Ehre halber bin ich so weit vorgeschritten, der Ehre halber kann und will ich nicht mehr zurück." Und doch verachteten die Italiener die deutschen „Barbaren." Denn selbst an die deutschen Bischöfe wagte Pabst Hadrian IV. zu schreiben: „Der Kaiser (Friedrich Barbarossa) stellt seine Macht der uns„rigen gleich, als wäre diese auf einen Winkel wie Deutsch„land beschränkt, auf Deutschland, welches, bis die Päbste

1) Das deutsche Volk und Reich. S. 149 und 150.

„es erhoben, für das geringste aller Reiche gegolten. Fuh-„ren die Frankenkönige nicht auf Ochsenwagen wie Philo-„sophen, ehe Karl von dem Pabst Zacharias geweiht wurde, „u. s. w." 1) Das ganze Volk pries Sergius II. hoch, daß er dasselbe von der „großen Pest" und „der tyrannischen Grausamkeit der Deutschen" befreit habe. Und als Carl von Anjou endlich Neapel eine Amnestie bewilligte, blieben doch die Deutschen davon ausgenommen. Wahrlich es ist nach solchen Thatsachen nicht so leicht, den „großen Nutzen" zu erkennen und aufzufinden, welchen Italien Deutschland gebracht habe. Dagegen leuchtet eher ein, was Ign. Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen behauptet: „daß jedes dieser Länder mit dem andern gestraft war und daß das eine das andere eben deshalb verwünschte und haßte."

Denn das Wesentlichste, das, worauf es vor allem Andern ankam, war die Vernichtung des Tractats von Verdün in seinem Princip und seinen Folgerungen, war die Wiedervereinigung ganz Deutschlands diesseits und jenseits des Rheins, an dessen Quellen und Ausmündungen. Wäre diese National-Einigung erst vollbracht worden, dann mochte man die Frage füglich aufwerfen, welcher Nation die christliche abendländische Kaiserkrone gebühre, dann mochte und konnte man Roms Einwilligung, wenn solches nöthig erfunden ward, mit Würde und Sieg einholen.

Wir können uns hierbei mit der kurzen Abfertigung des Herrn „Professors Ranke, „daß die Dinge der Welt sich so methodisch nicht „zu entwickeln pflegen und daß das innerlich Wachsende schon in „demselben Augenblick berufen wird nach Außen sich auszubreiten," nicht zufrieden geben. Der Antheil Lothar's am Niederrhein, an der

1) Pfister a. a. O. Thl. II. S. 386.

Maas bis zur Saone, dem Arelat und den rhätischen Alpen war deutsch im Stamm und der Sprache, weniger, wie Wittikind [1]) die Einwohner beschreibt, im Volkscharakter und den Sitten. Mit diesem abgerissenen überrheinischen Volk war die engste, brüderlichste Wiederverschmelzung nicht blos ein Akt der Klugheit und politischer Berechnung, sondern eine unleugbare Lebensbedingung. Doch was that man statt dessen?

Mit der Trennung von dem ostfränkischen (deutschen) Reich hatten sich die Lothringer ihren deutschen Brüdern entfremdet. Ueberrascht die Idee des Verdüner Vertrags, welche den Friesen in Docetum zum Reichsgenossen des Italieners in Terracina machte, so überrascht doch weit mehr diese baldige Entfremdung des Lothringers von den Deutschen des rechten Rheinufers. Professor Luden sagt „zwar: „das Zwischenland Lothringen behielt für alle Zeit die Erinnerung an seine Selbstständigkeit" [2]), allein diese Erklärung jener Thatsache scheint uns theils nicht ganz begründet, theils wäre dieses auch doch nicht genügend. Indessen handelt es sich hier nicht um Erforschung der wahren Ursache, sondern nur um die einfache Thatsache des eingewurzelten Widerwillens des Lothringers gegen eine staatliche Verbindung mit den Deutschen. In zwei Feldzügen vermochte Conrad I. nur einen kleinen Erfolg gegen Reginar von Hennegau, welcher sich das ganze linke Rheinufer unterworfen hatte, mühsam zu erringen. Dann vermittelte zwar Reginar's Sohn selbst die Unterwerfung Lothringens unter Heinrich I., aber dieses Königreich blieb, obschon von Bruno in zwei Herzogthümer zerrissen, um jeden derselben besser bändigen und zügeln zu können, bis 980, wo die Könige von Frankreich ihre Ansprüche auf das König-

1) Gens varia — mobilisque ad rerum novitates.

2) Allgemeine Gesch. der Völker und Staaten 2. Auflage II. 313.

„reich ganz aufgaben, „eine sehr unsichere Grenzprovinz [1]." „Seitdem," sagt Eichhorn zwar, „trugen die Unruhen in Lothringen „nur den Charakter der gewöhnlichen Empörungen jener Zeit," allein dieser große Publicist muß später selbst zugestehen, „daß das Ansehn des deutschen Königs in Lothringen und Burgund viel weniger galt als in Deutschland, wenn auch mehr als in Böhmen und Polen [2]." Lothringen erhielt sich die meisten Freiheiten und nahm an den ungarischen und wendischen deutschen Kriegen wie an den Römerfahrten der Kaiser fast gar keinen Theil [3]). Doch war es stets bereit, den französischen Verlockungen ein offenes Ohr zu leihen. Zum Schutz des Reichs von Arnulf errichtet, schwächte nicht nur die Theilung in Herzogthümer seine Kraft, sondern auch innere und äußere Partheiung, so daß der wichtigste Zweck für das deutsche Reich — Sicherheit an der westlichen Grenze — gänzlich verfehlt wurde. Allein wie die Lothringer gegen ihre deutschen Stammgenossen, so scheinen auch diese eben so wenig Sympathie und Freundschaft für die Lothringer gehegt zu haben. Denn bei den Angriffen Philipp's des Schönen überließen sie sorglos jenen die eigene Vertheidigung. Sie duldeten ruhig, daß Theobald von Lothringen zur Lehnspflicht an Frankreich gezwungen ward. Es schien, als gehöre Lothringen gar nicht mehr zum deutschen Reiche. Deshalb bildeten dort auch die Liliarden jederzeit eine mächtige französische Parthei und nur ihrem Uebermuth entging die bleibende Uebermacht über den heimischen Germanismus. Denn wir begegnen durchaus keinen energischen Anstrengungen von Seiten der Kaiser und des Reichs,

---

1) Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgesch. 3. Aufl. II, 214. Anmkg. b.
2) a. a. O. II, §. 225.
3) Pfister II, S. 121.

Lothringens Treue zu erzwingen [1]) und dessen Incorporation auf ewige Zeiten festzustellen und zu sichern. Daher war auch mit Stiftung des großen burgundischen Reichs Lothringen factisch dem deutschen Reich für immer verloren. Carl der Kühne haßte trotz seiner Feindschaft wider Ludwig XI. leidenschaftlich das deutsche Wesen und der wälsche Geist drang nun schon bis zum Ufer des Rheins kräftig vor. So war es gleichgültig, daß Carl V. (1542) den Herzog von Lothringen von den deutschen Lehnsverhältnissen (bis auf die Markgrafschaft Romeny) freisprach, sollten doch bald auch die Niederlande an Spanien kommen und dem Reich unwiderruflich entzogen bleiben.

Nicht anders waren die Verhältnisse der Freigrafschaft Burgunds und Arelats. Obschon sich das Geschlecht Rudolph's an das deutsche Königthum anschloß und Burgund mit dem arelatensischen Reich Frankreich entfremdet wurde, obschon dann Conrad II. nicht sowohl als Erbschaft seines Geschlechts, sondern als Reichs-Pertinenzien Burgund in Besitz nahm und ebenfalls dem deutschen Reich incorporirte, so blieb doch der Nexus zwischen beiden Reichen stets ein lockerer und zweifelhafter. Arelat mit Burgund behielt wie ein besonderes Reich seine ganze eigene Verfassung. Nur Sitten des Volks und die Theilnahme an den Reichstagen verbanden sie den Deutschen. Denn die Sprache war romanisch geworden, außer in dem kleinen Theil helvetischen Alemanniens, welcher dem burgundischen Reich unter Heinrich I. zugefallen war. So geschah es endlich, daß in einhundert Jahren nach der Besitznahme Burgunds durch

1) Selbst von jenen andauernden hartnäckigen Streitigkeiten und persönlichen Feindschaften zwischen Ludwig XI. und Carl von Burgund hat das Reich nicht den mindesten Nutzen gezogen. Die Deutschen besaßen einmal nicht die Gabe: die Augenblicke zu kennen. Daher fiel ihnen auch das Glück nicht zu, das nur für diejenigen, welche sich der Umstände mit Verstand und Muth zu bedienen wissen.

Conrad II. daselbst die Reichsrechte schon dergestalt erloschen waren, daß es der Kraft und Weisheit Friedrich Barbarossa's bedurfte, dieselben einigermaßen wiederherzustellen und in die allgemeine Unordnung und Verwirrung einige Ordnung und Gesetzmäßigkeit zurückzubringen. Allein umsonst. Das alte burgundisch-arelatensische Reich zerfiel, ohne daß das deutsche Reich die mindeste Entschädigung dafür erhalten hätte.

Es war sicher nicht zu tadeln, daß die deutschen Kaiser die Rechte, die dem Reich durch die Ottonische Eroberung [1]) auf Ober-Italien zustanden, tapfer und standhaft zu behaupten suchten, aber zu rügen und scharf zu rügen bleibt deshalb doch immer, daß wegen der Behauptung jener Rechte Lothringen und Burgund vernachlässigt und deren Sicherstellung und Besitz fast fortwährend verabsäumt wurde. Denn gab es ein klareres Verhältniß, gab es je eine dringendere Nothwendigkeit, war je eine Befugniß dazu rechtlicher und der Klugheit angemessener, als diejenigen waren, welche den Kaisern ihres Zwecks wegen die behutsamste Behandlung, die aufmerksamste Berücksichtigung, das freundlichste Entgegenkommen hinsichtlich jener überrheinischen deutschen Lande vorschrieben und zu einem eben so starken politischen, wie deutsch patriotischen Gesetz machten? Ohne in dem festen verlässigen Besitz der breiten starken Basis zu sein, welche zwischen der Maas und Elbe, der Saone und den Alpen bis zum Inn hin gegeben war, mußte jeder italienische Feldzug (und war irgend eine Römerfahrt mit Ausnahme einiger wenigen etwas anderes!) wenigstens gewagt, immer in seinem bleibenden Erfolg zweifelhaft sein. Denn ihm fehlte das sichere Fundament, ein natürlicher Masse-Nachdruck, welcher nun durch einzelne persönliche Tapferkeit, durch den

---

1) Die Erbschaftsansprüche, welche Otto I. mit der Adelheid zufielen, waren offenbar nur Nebenumstände und untergeordnete Motive.

impetus, die rabies, den furor teutonicus, die doch so oft erloschen, ersetzt werden mußte, um das Fehlende wieder auszugleichen. Nichts desto weniger ward Lothringen und Burgund, obgleich statutarisch dem Reich incorporirt, fast nur wie Nebenländer, ähnlich wie Italien behandelt, ward ihre politische hohe Wichtigkeit, ihre wesentliche nationale Bedeutung übersehen, oder wenigstens in keinem einzigen Moment so hoch gewürdigt, wie es solche verdienten. Ursache davon war allerdings, daß schon die sächsischen Kaiser den Rhein nicht liebten, sondern in ihren sächsischen Städten zurückgezogen wohnten, wie nach ihrem Beispiel später die Lützelburger in Prag, die Habsburger in Wien sich pflegten, ebenso daß überhaupt fast alle Kaiser (mit Ausnahme Heinrich's VII.) ihr Stammland diesseits des Rheins besaßen, aber weit mehr lag die Schuld in den Verwickelungen, welche den neu gewählten Kaisern die italienischen Lehns- und kirchlichen Verhältnisse, oder die Bekämpfung von diesseitig des Rheins aufgestellten Gegenkönigen bereiteten (Otto I. schon sah sich gedrungen, zwölf Jahre seiner Regierung in Italien zu verbringen); endlich war die jedenfalls größte Schuld in dem durch den Verduner Vertrag einmal documentirten und später festgewurzelten Volks-Vorurtheil zu suchen, welches Hohe wie Niedere gleich stark theilten, daß Lothringen, daß Burgund weniger national wie staatlich herbeigezogene und verbundene Lande wären. Diese Voraussetzung war falsch, allein die Thatsache wurde wahr, weil man es so wollte und nichts für ihre Behinderung that. Wohl war es wiederum der größte und geistvollste Nachfolger Carl's des Großen Friedrich I., welcher diesen Fehler und Irrthum erkennt und durch seine Vermählung mit Beatrix zu vermeiden und zu bessern sucht. Allein noch giebt es kein stillschweigend erbliches Kaiserthum, noch giebt es keine herkömmlich stabile Politik, noch weichen die Grundsätze der sich unmittelbar folgenden Kaiser

eben so weit von einander ab, wie der sich entferntest stehenden, so daß auch Friedrich's Sohn und Enkel das apulische Reich für weit wichtiger halten, als ihre burgundische Erbschaft. Indessen noch einmal tritt der Rheinländer Rudolph von Habsburg in die Bahn Barbarossa's. Sich, dem fast siebenzigjährigen Greis, vermählte er die vierzehnjährige Isabella von Burgund, unterwirft sich die auf Frankreichs Hülfe stützenden burgundischen Großen, will eben auch die vielfach schon verletzte lothringische Reichsgrenze gegen Frankreich mit seiner Waffengewalt reguliren, als ihn der Tod von seinen Planen abruft. So waren die Verhältnisse. In einer neunzehnjährigen thätigen Regierung mußte Rudolph das dringendste Geschäft verschieben und versäumen, bis der Tod dazwischen tritt. Dagegen erkannten die Franzosen nicht minder die Wichtigkeit Lothringens, „weil ein bequemer Weg dadurch nach Deutschland führe, man leicht von dort aus Kriegsvolk an sich ziehen und die deutschen Fürsten gegen Kaiser und Reich wohl unterstützen könne [1]." Später versprachen sogar die Schweizer, wenn Frankreich sich Burgunds zu bemächtigen wünsche, keinem deutschen Hülfsheer den Weg durch ihr Land gestatten [2]) zu wollen!! Die Römer hüteten schon um Christi Geburt mit acht Legionen, welche mit den Hülfstruppen ein Heer von fast 98,000 Mann bildeten, den Rhein. Wenigstens funfzig Festungen, mit der porta praetoria gegen Germanien gerichtet, reihten sich an den Ufern des schönen Grenzstroms. Von dieser Grenze aus mußte Germanien erobert werden, wenn es erobert werden sollte. Das sahen die alten, aber auch die neuen Römer sehr wohl ein. Die erste Machtäußerung Roms in Deutschland war daher die Ab-

1) Négociat. secr. t. IV. p. 233.

2) Fr. Rühs, histor. Entwickelung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen. S. 151.

setzung zweier rheinischen Erzbischöfe. Wie oft wurde dieses Beispiel später wiederholt! Heinrich I., Christian I., Siegfried III., Heinrich III., Diether von Ysenburg und andere Erzbischöfe mehr wurden in Mainz ihres Kirchenstuhls für verlustig erklärt. Nicht milder und schonender verfuhr Rom in Cöln und Trier, in Worms und in Straßburg. Denn die rheinische Kirche unterjochen, das wußte die Curie gründlich, hieß die germanische Kirche allmächtig beherrschen. Der Rhein war nach Maximilian's I. Aeußerung „Deutschlands lange Pfaffengasse.“ Aber hierin wohnte noch alter deutscher Freiheitssinn, ein stolzes, mannhaftes und kräftig patriotisches Gefühl. Männer, wie die Canzler Wiker und Meier und Conrad von Alzey [1]), den Probst Felix Hemmerlin und den Weihbischof Hontheim haben Deutschlands übrige Dom-Capitel nie besessen. Denn die Grundsätze des Erzkaplans Fulko, welche die erste Wormser Kirchenversammlung (833) glänzend charakterisirt hatten, starben am Rhein nicht aus. Deshalb waren aber auch die Päbste vorzugsweise bedacht, durch stets reisende Legaten und Nuntien die geistliche Regierung der rheinischen Erzbischöfe systematisch zu durchkreuzen und mit Absetzung und Bann zu drohen und nicht nur zu drohen, sondern auch wirklich jene Diöcesen zu verwirren und zu züchtigen, so oft ein unabhängiger Nationalgeist die rheinischen Oberhirten beseelte und durchdrang, sie den Kaisern wider Rom enger verband und dadurch die päbstliche Eroberung Deutschlands in eine kaiserliche Italiens umzukehren drohte. So geschah es dann, daß, als die rheinischen Erzbischöfe die Kaiser Heinrich IV. und Friedrich II. verließen, der Vatican auch seines Sieges gewiß war [2]). Zweifelt man daran, so

1) Er war kurpfälzischer Canzler, sprach aber im Namen der geistlichen Fürsten.

2) Friedrich Barbarossa erkannte dieses Verhältniß sehr klar, als er den treulosen Erzbischof Philipp von Cöln bekriegte, Solmar von Trier und Berthold von

vergleiche man doch die zwei gleichzeitigen Aussprüche. Unzufrieden mit Albrecht I. von Oesterreich rief Gerhard von Eppenstein, Erzbischof von Mainz, auf der Jagd aus: „Aus diesem meinen Horn will ich bald wieder einen andern König der Deutschen herausgeblasen haben," und unzufrieden mit Albrecht I. von Oesterreich schloß Pabst Bonifacius VIII. seine harte Rede an Albrecht's Abgesandte mit den Worten: „ich bin Kaiser [1])." Aber die Päbste flohen nach Frankreich und traten aus der sogenannten deutschen Schutzherrlichkeit (die Sache war längst thatsächlich nicht mehr wahr und jene Reichscanzleititulatur eine imperiale groteske Ironie geworden!) in französische Abhängigkeit. Frankreich übernahm somit die frühere päbstliche Mühwaltung, durch den Besitz der schönen Rheingrenze das berühmte heilige germanische Reich zu beherrschen, eben so wie die Türken das gelobte Land, der ganzen Christenheit zum Trotz, unter ihre Obhut genommen hatten.

„Werdet nicht weich gegen eure Feinde — sagte die 47ste Sure des Koran — und traget ihnen den Frieden nicht an, so lange ihr ihnen noch überlegen seid."

Nach dieser Vorschrift Muhammeds „des Erwünschten" handelten auch die Franzosen wider das gelobte römische Reich deutscher Nation.

Es gehört nicht hierher, wie oft die deutsche Kaiserkrone von den Königen von Frankreich heimlich und offen begehrt, noch wie oft sie

---

Metz verjagte und das deutsche Episcopat auf dem Reichstag zu Worms sich zuschwören ließ.

1) In den „Reisen der Päbste" macht Johannes von Müller eine Bemerkung, die auch in unsern Tagen wegen ihrer großen Wahrheit noch Achtung und Aufmerksamkeit verdient. Es heißt dort: „Seit jenem Sieg der Horatier über Alba waren die Könige von Rom, alsdann Senat und Volk, hierauf die Cäsarn und, als alles unterging, die Priester und Laien, der Adel und Pöbel dieser außerordentlichen Stadt mit gleicher Herrschbegierde begeistert. — Rom, so lang Rom ist, wird **wollen** herrschen und was man ohne Unterlaß will, das geschieht."

denselben von den Päbsten wie ein Gut, über welches der Vatican willkürlich zu verfügen habe, angeboten wurde, denn in diesen Versuchen wurde eine Vereinigung Frankreichs mit Deutschland erstrebt, eine Vereinigung, bei welcher sich, wenn sie je hätte wieder zu Stande kommen können, der durch Leidenschaft verblendete römische Hof ohne Zweifel am schlechtesten gestellt haben würde. Aber wesentlich muß dagegen das Fordern und Pochen der Franzosen nach der Rheingrenze hier bemerkt werden.

Ansicht und Behauptung von Frankreich, daß ihm der Rhein als Grenze gebühre und gehören müsse, ist alttraditionel. „Alle Kriege, die Frankreich seit einem Jahrhundert unternommen hat" — schrieb Herr von Bonald, der scharfsinnige Legitimist gleich nach dem deutschen Befreiungskrieg — „haben keine andere Veranlassung „gehabt, alle, die es in Zukunft unternehmen wird, werden keinen „andern Grund haben, als die französischen Grenzen bis an den „Rhein auszudehnen." Dieselbe Behauptung wiederholt Herr von Chateaubriand in seinem Congrès de Verone [1]), dieselbe haben die Herren Mauguin, Armand Carrel, **Bignon**, der Herzog von Noailles, **Armand Lefebvre, Lamartine, Odillon Barrot**, Herr **Thiers** u. a. m. Republikaner wie Legitimisten, Bonapartisten und Congregationisten, kurz alle Partheien und Fac-

---

1) Le partage jaloux et imprudent du congrès de Vienne nous obligerait dans un temps donné à pousser notre frontière jusqu' au Rhin. — — De véritables hommes d'Etat ménageraient la réunion à la France des cercles catholiques du Rhin et prépareraient une transaction d'autant plus durable qu' elle aurait lieu par l'idée civilisatrice la religion. — — Nous voulons avoir la ligne du Rhin depuis Strasbourg jusqu' à Cologne. Telles sont nos justes prétentions. — — Jamais l'Autriche, jamais l'Angleterre ne nous donneront la limite du Rhin pour prix de notre alliance avec elles; or, c'est pourtant là que tôt ou tard, la France **doit** placer ses frontières, tant pour son honneur, que pour sa sûreté. chap. LII. pag. 264, 265, 267.

tionen, welche Frankreich hat und je gehabt hat, ausgesprochen. Die Rheingrenze forderte das Directorium, der Convent und die National-Versammlung, forderte Louvois und Colbert im Staatsrath Ludwig's XIV., besangen Racine und Boileau, forderte Graf d'Avaux zu Münster, forderte Richelieu und Sully, forderte Heinrich II., forderte Carl VII. (1444), forderte schon Heinrich I. im Jahr 1056! Die Rheingrenze hatte der Verduner Vertrag erneuert; denn sie hatte fünf Jahrhunderte hindurch zwischen dem von den Römern unterjochten Gallien und dem freien Germanien bestanden [1]).

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Sprache, der Charakter, die Sitten und die Denkweisen der Völker die nationalen, natürlichen Grenzen zwischen denselben bilden. Solches ist von den Deutschen in älterer und neuerer Zeit sattsam und sehr gründlich erörtert und erhärtet worden [2]). Wahrscheinlich sind von jener Wahrheit auch die Franzosen ebenso vollkommen überzeugt, als sie durch diese scharfsinnigen, schlagenden, ausführlichen Argumentationen und Deductionen nicht im mindesten sich beirrt fühlen dürften. Denn es fällt ihnen keineswegs bei, in dem Rhein eine Stammgrenze zwischen Romanen und Germanen zu suchen und in Anspruch zu nehmen. Nie fragten sie nach der Grenze, welche den Franzosen und Deutschen von einander trennt, sondern nach jener, welche die zwei Staaten Frankreich und Deutschland scheide. Sie fragten sogar

1) Es kommt auf den Geist, nicht auf die Worte, auf die Haupt-, nicht auf die Nebensache an. Daß Lothar's und Ludwig's Antheile im Verduner Vertrag rechts und links über den Rhein ausbogen, daß die Römer auch auf dem rechten Rhein-Ufer ihre castra und Pfahlhecken (letztere von Mittelberg bis Pföringen) hatten, dieses nimmt dem Rhein seinen damaligen Charakter als Grenzscheide gewiß nicht.

2) Dahin gehören freilich nicht jene weinerlichen, ohnmachtssüchtigen Repliken, wie eine solche die deutsche Vierteljahresschrift 1841. Heft II. No. 14. über die westliche Grenzfrage brachte, worin über die „Undankbarkeit und Harthörigkeit der Franzosen" mit bebender Zunge gewehklagt und gejammert wird.

nicht einmal nach den rechtlichen und tractatmäßig stipulirten Grenzbestimmungen zwischen Frankreich und Deutschland — solches haben die Reunionskammern für alle Zeiten factisch dargethan — sondern immer nur nach jener Grenze, welche Frankreich politisch eignen sollte, Frankreich nach französisch-politischen Ansichten und Bedürfnissen gegen Deutschland gebühre. Diese Grenze, behaupten sie, sei der Rhein und nur der Rhein. Und wenn sie diese Behauptung in früherer Zeit mit einigen historischen Gründen mehr poetisch ausschmückten, als wirklich juridisch unterstützten, so war diese Begründung kurzweilig, scherzend und belustigend, wie die chefs-d'oeuvre Jacques de Cassan's Du Puy's und nach ihm des Parlaments-Advocaten d'Aubery erweisen. Nur grämliche, furchtsame Deutsche, denen die Feder mehr galt als das Schwert, nahmen jene Deductionen für ernsthaft und weit wichtiger als sie waren. Wohl vermochten die Franzosen einiges für sich mit Grund anzuführen, obschon sie allezeit ihr politisches Bedürfniß der Rheingrenze und ihren Degen, nicht die Codices den Erwerb- und Besitztitel derselben rechtfertigen ließen [1]). Lothringen wie Burgund gehörten nicht blos durch Sprache und Sitte, sondern als Reichslehen zum deutschen

1) Wenn man bedenkt, daß es deutsche Bauern gab, wie die Ditmarsen, welche den König dreier Reiche mit seinem siegreichen Heere in die Flucht schlugen, und man sich des Schweizervolks erinnert, welches von Mailand einen Jahrgehalt von 60,000 Ducaten und zu gleicher Zeit einen solchen von 20,000 vom Pabst für ihre Hülfe erhielt, das Frankreich für eine Million Goldthaler und reiche Jahrgehalte erkauft zu haben frohlockte und von dem ein Macchiavelli urtheilte, daß es außerordentlich zu fürchten wäre, weil es, wenn es wollte, der Herr von Italien werden könnte, so vermag man das Erstaunen nicht zu unterdrücken, wie das deutsche Reich bei solchen Hülfsmitteln jemals zum Spott und zur Beute der Italiener, Franzosen, Spanier werden konnte. Waren nicht auch die armen Geusen, welche Philipp's II. eisernen Arm und Weltherrschaft zerbrachen, deutsche Fischer und Bauern? Demohnerachtet durften ein Melac, la Grange, Montclas, la Frezelière in der Reichsgeschichte der Deutschen ein unvergeßliches Monument sich errichten. — —

Reich und nicht zu Frankreich. Allein Thatsache war es, daß beide Länder, von dem deutschen Reich vernächlässigt und zurückgestoßen längst schon durch mannichfache rastlose und glückliche Bestrebungen der französischen Politik französirt worden waren, ehe sie Frankreich erst als erzwungene Lehen, dann als völliges Eigenthum erwarb. Frankreichs richtiger und einzig treffender historischer Beweis, wiewohl immer ungenügend, konnte daher in das freiwillige factische Aufgeben jener Länder von Seiten Deutschlands gelegt werden. Es durfte gezeigt werden, wie Deutschland die politische Wichtigkeit dieser Länder für sich mißkannt und wie der Preis hier wie in allen Dingen mit Recht dem Wachsamen, Thätigen und Entschlossenen zugefallen sei. Es durfte endlich erörtert werden, daß die deutsche Reichsregierung selbst freiwillig die Rheinlinie aufgegeben und mit der Donaulinie vertauscht habe. Deutschland feiert das Andenken des Vertrags von Verdun und in demselben seine alte Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Wie wenn Frankreich auch das Andenken jenes Vertrags feiern und in demselben seine ihm in Lothringen und Burgund zugefallene Erbschaft der alten Ansprüche auf die Rheingrenze erneuern wollte? Schon der alte Jakob Wimpheling schrieb an den Rath in Straßburg in seinem Büchlein **Germania ad „rempublicam (1501)**: „Viele glauben, daß Straßburg und die „übrigen Städte am westlichen Rheinufer einst in den Händen der „französischen Könige gewesen wären, deswegen werden die letzten selbst bisweilen zur Wiedereroberung jener Länder angereizt. So wie Ludwig, der Delphin Carl's VII., beim Einrücken „in dem Elsaß unter den andern Gründen seines Zugs auch an„führte, daß er die Rechte des französischen Hauses geltend machen „wolle, die sich bis an den Rhein erstreckten. Dieser Irrthum fließt „aus Unkunde der alten Geschichten her und die Meinung der Wäl-

„schen wird bestätigt, weil wir selbst dies fälschlich wähnen!" — „Wäre Burgund geblieben", äußert in seinem „Fürstenbund" Johannes von Müller, „so hätte sich ein System des Gleichgewichts gebildet und große Kriege zwischen Deutschland und Frankreich würden unterblieben sein. — — Aber Carl von Burgund fiel „unbedauert, weil die Wenigsten über den Augenblick hinaussehen, da sich ihre blinde Leidenschaft befriedigt [1])."

Die Pariser **Revue** erzählte einmal, als Fürst Talleyrand sich von den Geschäften zurückgezogen, sei eines Tages Graf Bozzo di Borgo bei ihm gewesen. Beide Staatsmänner hätten die wichtigsten Begebenheiten ihrer politischen Laufbahn recapitulirt. Da habe der Graf zu seinem Freunde, dem Fürsten, betonend geäußert: „Sie haben, mein Fürst, zwei Fehler in Ihrem Leben begangen. Sie haben Preußen an den Rhein geführt, indem Sie die Legitimität des Königs von Sachsen vertheidigten und Sie haben die belgische Neutralität anerkannt." Was heißt dies anders, als Fürst Talleyrand hat für Frankreich die Rheingrenze, den Vertrag zu Verdun diplomatisch verloren. Nun wohlan! Deutschland beute die Fehler des Fürsten Talleyrand ebenso bis auf's äußerste zu seinem Wohlergehen aus, wie dieser Diplomat die Fehler Deutschlands zu benutzen verstanden hat! Denn die schwache Neutralität Belgiens und der Schweiz, Oesterreichs Abtreten seiner vorderen rheinischen Lande Frankreichs Elsaß gegenüber, Hollands abgeneigte Sinnesweise, in der That es ist noch viel genug vom Verduner Vertrag zu französischen Gunsten zurückgeblieben!

---

1) Die Allgemeine Augsburger Zeitung schrieb aus Rheinpreußen (No. 222. 10. August 1843.) sehr wahr: „Sehen wir auf den unmittelbaren Inhalt des Tractats von Verdun, so hat sich Deutschland desselben nicht zu freuen, denn das Deutschland, welches er aufstellte, kann uns nicht genügen. Dieses Reich war durch den Rhein begrenzt" u. s. w.

Es besitzt nun die preußische Königsfamilie die Rheinburgen von Stolzenfels, Godesberg, Stahleck, Schömberg, Sonneck und Rheinstein, es besitzt Fürst Metternich den Johannisberg, es werden die Dome von Cöln und Speier auf mildthätigem Wege dem deutschen Ruhm zurückgegeben, es binden harte Eisenschienen Belgien an Deutschland fest. Recht gut. Nichts desto weniger fand Kaiser Carl's des Großen Standbild noch keine Spanne Erde am „freien deutschen Rhein und nichts desto weniger sind noch Gentzens Worte in den Granit der Wiener Congreß-Urtheile tief eingegraben: „Auf bessere Bedingungen, als die im zweiten Pariser Frieden erhaltenen, konnte Niemand, auch Deutschland nicht Ansprüche machen, wenn man nicht den Entschluß gefaßt hatte, Frankreich ganz und auf immer zu Grunde zu richten."

Deutsche Altväter sprachen:

„Was nicht im Anfang ward bedacht,
„Ward nie zu gutem End' gebracht!"

Sie selbst aber hatten den Anfang nicht bedacht. Sie selbst hatten den Taumelbecher des Verduner Vertrags mit dem Nattern-Gift auf dessen Boden ihren Nachkommen als einen Familienschatz testamentirt. Und tausend Jahre nunmehr haben die treuen, biedern Deutschen das Väter-Erbe wie ein Heiligthum verehrt, tausend Jahre hindurch mit einem heroischen Muth und einer Standhaftigkeit, welche die Bewunderung der Welt verdienen würde, wären jene nur mit einiger Selbstachtung gepaart, alle Leiden organischer Schwäche, vererbter Lähmungen und Schlagflüsse ertragen, tausend Jahre hindurch „das gute Ende" gehofft, ersehnt, in Waldeinsamkeiten gesucht, von den Blumen gelächelt, vom Mondschein erfleht, vom Echo erfragt, in der Tiefe der Wissenschaften erforscht und — keinen neuen, guten, ent-

schlossenen Anfang gemacht! Oder wie? war des hülfsbedürftigen, armen Becker's Rheinlied ein guter Anfang?

— O, ich könnte
Aus meinen Augen meine Seele weinen!
Da ist mein Dolch, hier meine nackte Brust,
Ein Herz drin, reicher, als des Plutus Schacht,
Mehr werth, als Gold, wo Du ein Römer bist
So nimm's heraus.
— Ich biete Dir mein Herz! —

Also der Klaggesang des deutschen Patrioten, des verscheuchten Rehes in den Bergen, der Rohrdommel in den Wüsten, des einsamen Vogels auf dem Dache.

Das romanische Priester- und das germanische Laienthum.

Vier hatten die Morgenländer, einen einzigen Patriarchen die weiten weströmischen Gebiete. Und die entartet gewesenen, durch das Christenthum neu geborenen Enkel des Volks der Curier, Fabier, Pisonen, wählten den Bischof der ewigen Stadt, wie ihre Altvordern die edelsten Männer zu Dictatoren, Consuln und Tribunen erkoren hatten. Die Geschichte der ersten römischen Bischöfe, wie solche Anastasius gesammelt, ist ein Gemälde leidender, heldenmüthiger, unerschütterlicher Römertugenden. Dort wo ein Paulus den Märtyrertod erstanden, dort wo der Circus von dem Blut der standhaften Christen überschwemmt worden war, stritten die Bischöfe um so heftiger nach der Palme der Blutzeugen, nach der ewigen Krone der Seligen. Sie entäußerten sich jeglichen Guts für die Armen, sie gaben die Schätze der Kirche für die Unglücklichen hin, sie boten ihre Personen für die Gefangenen zum Lösegeld dar. Mit antikem, durch christliche Demuth geläutertem Römersinn strebten sie sich und die ihrer

Obhut anbefohlene römische Gemeinde durch die enge Pforte des Lebens zu ringen. Und weil sie in der Siebenhügelstadt die alte Hauptstadt des Heidenthums erblickten, das ihnen hier zumeist mit all seinen unsterblichen Denkmalen der Kunst und Wissenschaft trotzend entgegenzutreten schien, — wie stark diese Elemente noch zu wirken vermochten, beweist das Beispiel des classisch gebildeten Kaisers Julian — so hielten sie es für die dringendste und wichtigste Pflicht, daß sich die römische Gemeinde durch Reinheit, Glaubensstärke und heilige Einfalt auszeichne und wie jene Stadt im heidnischen Alterthum in Größe und Herrlichkeit der Tugenden oft vorgeleuchtet, daß sie Gleiches nun in christlichem Geiste bleibend vollbringe. Kaum sind die Namen der abendländischen ersten Bischöfe bekannt [1]), jener Streiter und Diener Christi, die mit hohem Ernst ihr heiliges Amt verwalteten und in Selbstaufopferung, in Armuth, in apostolischer Arbeit und im Eifer um jenen Tempel des Herrn, der nicht mit Händen gemacht ist, aus Liebe zu dem Nächsten von Niemandem sich übertreffen lassen wollten, welche in die Katakomben zu nächtlicher Zeit das Brod des Lebens und den Kelch des neuen Testaments den Lebenshungrigen, keine Gefahr scheuend, selbst hinabtrugen und gleichwohl als die Niedrigsten und Unwürdigsten im Reiche Gottes sich achteten, kaum wird die Zahl ihrer Gemeinden, kaum die Organisation derselben gekannt. Aber während die Diöcesen der morgenländischen Patriarchen, durch die sich weiter und weiter ausdehnenden Eroberungen der von Osten und Nordosten anprallenden Völkerstämme und später durch die Monophysiten und den aufflammenden Fanatismus der Araber, mehr und mehr gemindert und bedrängt wurden und endlich selbst die

1) Lateinische Schriftsteller nennen unter diesen viele geborne **Griechen**, z. B. Telesphorus, Anicetus, Eleutherius, Antherius, Sixtus I., Eusebius, Zosimus u. a. Alle verehrt die lateinische Kirche als Heilige.

Residenzen von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem an die Moslemin verloren gingen, breitete sich das Ansehen und der Einfluß des Bischofs von Rom, zumal nach dem Sieg über den Arianismus in Spanien und Gallien, weit über die Diöcesen der zehn suburbicarischen Bischöfe Italiens frei und ruhig aus. Gelehrtere Bischöfe des Morgenlandes besaßen zum öfteren eine größere persönliche Autorität als die Bischöfe von Rom, allein die ökumenischen Patriarchen von Constantinopel wurden durch kräftige Kaiser beschränkt oder durch die Schwachen und Lasterhaften aufgeopfert und verfolgt. Denn nicht auf den römischen, sondern auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel richteten sich die wüthendsten Angriffe der Gottlosigkeit, der Herrschaft der Sünde, des „Fürsten der Finsterniß." Das Wort, das bei Gott war und Gott war, hatte es also verkündet: „dieweil ihr nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch vor der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt [1])."

1) Man erwähne dagegen nicht, daß manche lasterhafte Patriarchen den heiligen Stuhl von Constantinopel befleckt haben. Solches war nicht minder in Rom der Fall. Man erinnere sich nur des Schicksals des abendländischen Patriarchats, als die Mariuccia darüber verfügen durfte! Welche großen Trübsale, welche furchtbaren Peinigungen hat dagegen das Patriarchat der anatolischen heiligen Kirche unter der Osmannenherrschaft erleiden müssen und siegreich erlitten. Prof. Ranke schilderte das segensreiche apostolische Wirken desselben wahr, wenn auch nur in kleinen kargen Umrissen (Fürsten und Völker von Süd-Europa 2. Aufl. S. 28.) und welch' eine große Verschiedenheit tritt doch schon aus diesen wenigen Zügen jenes Verf. zu Gunsten des Patriarchats gegen das Pabstthum vor, dort apostolische Armuth und Demuth. „Das Ansehn des Patriarchen erstreckt sich auf „die einzelnsten Ereignisse des Lebens" schreibt Ranke „es ist nichts, worin man sich „nicht an ihn wendete. Es ist Jemandem das Wasser von seinem Garten abgegraben „worden, er stellt seine Sache dem Patriarchen vor. Alle fünf Jahre verläßt dieser „sein Patriarchion, um seine Diözesen zu sehen, ihre Streitigkeiten väterlich zu „schlichten und ihnen seinen Segen zu geben." So Byzanz. Und Rom und der Vatican? — — — Am ersten Ostertage des Jahres 1821 ward der constantinopolitanische Patriarch von dem Hochaltar durch die fanatischen Moslemins gerissen und mit seinen Bischöfen an dem Thor der Marienkirche aufgehängt, während Pabst Pius VII. in seinem irdischen Herrscherglanz sich ruhig mit triumphirender Miene sonnte, denn Madame Lätitia lag vor ihm und küßte ihm den Pantoffel!

Aber eben jene faulende Ruhe, jenes erschlaffende Entferntstehen von dem Kampfplatz der Versuchung und Erprüfung verdarb das erste frische, gesunde Lebensblut des abendländischen Patriarchats. Dazu umleuchtete die traditionelle Bedeutung, der irdische, imperatorische Zauber der Weltstadt Rom (trotz des tiefen Abscheus der ersten Bischöfe in Rom dagegen) den Patriarchenstuhl des Occidents. Diese, die größte, die schwerste, die verlockendste Versuchung — wir gestehen es gern zu — blieb dem Bischof von Rom vorzugsweise zu überwinden. Es galt die Wahl, die Entscheidung. Hier die Macht, die irdische Macht des antiken Roms unter christlicher Kirchendrappirung, dort nicht der Fischerring, aber die Fischer-Arbeit und das Senfkörnlein, das ein Mensch nahm und warf in seinen Garten; hier ein „Sichsetzen in den Tempel Gottes als ein Gott" und dort, wo „der Vornehmste wie ein Diener," wo „weder der da pflanzet, noch der da begießet Etwas, sondern Gott, der das Gedeihen giebt, Alles in Allem ist."

So lange die abendländischen Patriarchen ihres heiligen Ursprungs und Zweckes noch eingedenk waren, so lange noch ihr Ansehen auf den allgemeinen Synodalbeschlüssen ruhte und daraus hervorging, so lange sie sich noch den Kirchengesetzen unterwarfen und unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen blieben, so lange konnte ihnen die gute apostolische Wahl auch nicht entgehen, so lange wurden ihr Rath, ihre Ermahnungen, ihr Gutachten, ihr schiedsrichterlicher Spruch selbst von den morgenländischen Kirchen oft erbeten, oft gefordert, fast allgemein anerkannt. Als sie indessen diese Himmelsstraße verließen, als sie auf die irdischen Fährten der Selbstsucht und Selbsterhöhung abbeugten, als sie nicht mehr Christi Nachfolger in der Kraft (Marc. V. 30.), sondern nur Simon Petri Nachfolger in der Schwachheit und Vermessenheit (Matth. XIV. 30.

Gal. II. 12.) sein wollten, da wurden sie von der alten Schlange auf den hohen Berg geführet und ihnen alle Reiche der Welt gewiesen und zugezischt: „diese Macht will ich Euch geben und ihre Herrlichkeit, denn ich gebe sie wem ich will."

Damals ward der päbstliche Supremat als göttliche Institution verkündet. Er war auch eine Institution, aber keine göttliche.

Nun wurde das kirchliche Ansehen des abendländischen Patriarchats auf eine politische Bedeutung und politische Unabhängigkeit gebauet, und somit ein anderer Grund dieser Zweig-Kirche geleget, als der gelegt war in Jesu Christo durch denselben. Leo I. dictirte Kaiser Valentinian III. das Reichsgesetz, „daß jeder Bischof verpflichtet sein soll, auf Vorladung des römischen Bischofs vor dessen Richterstuhl zu erscheinen, denn es werde nur dann Frieden in der Kirche sein, wenn die ganze Kirche ihren Rector anerkenne." So hatte die weltliche Macht das Pabstthum im Keim geschaffen und decretirt! Sie war überlistet worden, denn Leo hatte dem Kaiser eingeredet, daß es weise sei, die schon zerfallenden Provinzen durch das kirchliche Band an die Hauptstadt fester anzuknüpfen. Die Schöpfung des Pabstthums galt somit nur dem Abendland, aber auch dem ganzen Abendlande [1]).

Es ist hier nicht der Ort, die völlige Grundlosigkeit des röm schen Primats zu erörtern, noch den tiefen Widerspruch zu erwei in welchen sich derselbe zur ganzen christlichen Lehre und zu der ten apostolischen Kirchenordnung setzte, da solches schon die ge sten protestantischen Theologen bis zur höchsten Evidenz da

1) Professor Ranke schreibt: „Darf ich sagen, wie es mir schei „eigentliche Macht des Pabstthums, diejenige, welche Bestand geh „dem siebenten Jahrhundert gegründet worden." Geschichte der german. Völker.

haben, aber bemerkt muß werden, daß sich die abendländischen Patriarchen mit jenem Ehrenrang, den ihnen vor den andern Patriarchen des Morgenlandes das Concilium zu Constantinopel bewilligte und jenes von Chalcedon bestätigte, vollständig befriedigen durften. Nicht die größere Berechtigung (denn diese hätte vor allen anderen Patriarchen dem von Jerusalem zugestanden [1]), sondern das größere Maß christlich-katholischer Liebe, nicht die zweifelhafte Stärke irdischen Geltens und Habens, sondern die Felsenfestigkeit des wahren Glaubens, nicht die Consequenz eines schlau ersonnenen, politisch-kirchlichen Systems, sondern die „selige Hoffnung, welche das hoffet, das sie nicht siehet und seiner durch Geduld wartet.“ (Röm. VIII. 24. 25.) mußten entscheiden. Aber weder mit dieser Liebe, noch mit dem Glauben, noch endlich mit der Hoffnung konnte ein Pabstthum gestiftet werden. Hätten sich jedoch die abendländischen Patriarchen hierin fortwährend ausgezeichnet, wären sie hierin eine Leuchte der

---

1) Wir müßten hier eigentlich die ganze treffliche Antwort auf die 84te Frage des „rechtgläubigen Glaubensbekenntnisses der heil. katholischen und „apostolischen orientalischen Kirche“ wiederholen, beschränken uns aber nur auf einige Stellen aus derselben. Da sagt die morgenländische Kirche: „die Kirchengemeinden an bestimmten Oertern sind immer nur besondere Kirchen, wie die zu Ephesus, zu Philadelphia, zu Laodicäa, Antiochia, zu Jerusalem, zu Rom, zu Alexandrien u. a. mehr. Aber unter diesen, den Orten nach getheilten Kirchen wird stets diejenige die Mutter der Kirche genannt, welche am ersten mit der Gegenwart Christi beseligt worden und von wo das ewige Heil und die Vergebung der Sünde ausging, so wie die Verkündigung des Evangeliums über den ganzen Erdkreis sich zuerst verbreitete (Luc. XXIV, 47. und Act. I, 8.) Auch pflegt sie die erste genannt zu werden, als diejenige Kirche, welche in der heilbringenden Lehre und in dem Wandel vor allen anderen Kirchen hell vorgeleuchtet und vor welcher sogar die Apostel Rechenschaft über ihre Handlungen ablegten (Act. XI, 2, 17, 22., XV, 2, 22, 28., XVI, 4.) Nach diesen Zeugnissen der heiligen Schrift ist daher die Kirche zu Jerusalem ohne Zweifel die Mutter aller Kirchen und die erste, weil von ihr aus das Evangelium sich in alle Welt zu verbreiten anfing, obgleich nachher die Kaiser dem alten und neuen Rom den ersten Rang zutheilten wegen der Majestät des Reichs, welche an diesen Orten ihren Wohnsitz hatte.“ S. Libri symbolici ecclesiae orientalis, edit. Kimmelii. Jenae 1843. pag. 154—156.

christlichen Kirche geblieben, so hätte ihnen auch genügt, die an Ehre ersten Patriarchen der Christenheit zu sein und nicht minderes Ansehen, nicht minderer kirchlicher Einfluß wäre ihnen vielleicht auch im Morgenland zu Theil geworden, wie sie solche später als eingedrungene Päbste (Joh. X. 1.) im Abendland durch List und Gewalt besaßen. Jedenfalls würde alsdann ihr Ansehen und ihren Einfluß weder das Unsittliche einer Usurpation, noch der Schmuz niedriger politischer Künste, noch die unsägliche Verworfenheit einer Parodie des untrüglichen Logos, womit sie jene Usurpation zu stützen und zu beschönigen suchten, befleckt, entweiht und geschändet haben. „Ich bin auch (nur) ein Mensch!" rief **Petrus** erschrocken dem Hauptmann der wälschen Schaar zu, als dieser ihm zu Füßen fiel (Apostelgesch. X. 26.). „Wir sind auch sterbliche Menschen gleichwie ihr!" schrieen **Paulus** und Barnabas dem Jupiter-Priester und Volk zu Lystra entgegen und zerrissen ihre Kleider (Apostelg. XIV. 15.). Aber der Pabst [1])? „Gott hat dem Pabst die Herrschaft im Himmel und auf Erden gegeben," sagte Clemens VI., der Gascogner! Und Bonifacius VIII. fügte dem bei: „der Pabst verscheucht alle Uebel mit seinen Blicken!"

Hätten die abendländischen Patriarchen nie mehr als Menschen, als Glieder der heiligen Kirche wie Petrus und Paulus sein wollen, so würde auch der Frieden und die Einigkeit der allgemeinen Kirche nie gestört, so würde der Abfall der lateinischen von der ka-

1) Noch Gregor der Große schrieb an den Constantinopolitanischen Patriarchen Johannes, zwar nicht ohne Anflug von Selbstgefälligkeit, aber wahr: „Nicht Häupter der allgemeinen Kirche waren Petrus und Paulus, nein! bloße Glieder derselben und wie Andreas und Johannes nur Häupter besonderer Kirchen und Gemeinden. Denn alle Heilige vor dem Gesetz, unter dem Gesetz und unter dem Evangelium (die Apostel nicht ausgenommen) machen den Leib Christi aus, und sind Glieder der Kirche unter ihrem einzigen Haupte Jesu Christo," Epist. lib. V. n. 18. Das ist die richtige katholische Doctrin.

tholischen Kirche nie erfolgt, das hochheilige Institut der allgemeinen Concilien nie corrumpirt, die abendländische Metropolitan-Verfassung nicht organisch vernichtet und die blutigen, aufrührerischen Händel eines Pabstthums mit der Obrigkeit, „die von Gott verordnet," nie vorgekommen und ihnen die Verheißung Christi: „ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende," nicht entzogen worden sein. Wohl trat ein Augenblick, ein furchtbarer, ein, wo auch den Patriarchen von Constantinopel die Versuchung zur Errichtung eines Pabstthums sehr nahe trat. Denn hätten die Siege Belisar's und Narses Italien dauernd an das oströmische Kaiserreich gefesselt, so würde die Unterordnung des abendländischen Patriarchen unter den von Byzanz nicht erfolgt, oder mit andern Worten, die Gründung eines morgenländischen Pabstthums leicht ausführbar geworden sein. Allein der göttliche Stifter der Kirche wahrte die rechtgläubige allgemeine Kirche vor dieser Verirrung, wahrte den Patriarchen von Constantinopel vor der stolzen, scheinheiligen Anmaßung, sich selbst an die Stelle dessen zu setzen, der das einzige und ewige Haupt seiner Kirche ist, war und sein wird. Denn nicht von der orientalischen Kirche sollten die apostolischen Institutionen niedergetreten, das heilige Episcopat unterjocht und zum Schattenspiel gemacht, die hohe Würde des Patriarchats herabgesetzt, der Geist der Demuth, Geduld, Einigkeit und Liebe verworfen, das Band des Friedens und der Heiligung zerrissen, ein Kirchenreich dieser Welt aufgerichtet und ein menschliches Surrogat und politisches Flickwerk des Hochmuths und der Herrschsucht statt seines heiligen Leibes und seiner unbefleckten Braut geschaffen werden. Sie wußte, daß die weltlichen Fürsten herrschen, unter ihr es aber nicht also sollte sein. Nicht bestritt sie daher den Ehrenrang des abendländischen Patriarchen, nie sah sie scheel auf die demselben aus den Traditionen des heidnischen Roms zu Theil geworde-

nen irdischen Vortheile, nie neidete sie ihm den, aus dem antiken Götzendienst verschleiften, Titel eines pontifex maximus. Als jedoch klar ward, daß der römische Bischof nach kirchlicher Alleinherrschaft und despotischer Unterjochung der bischöflichen Kirche Christi nicht nur trachte, sondern, begünstigt durch äußere Vortheile und glückliche Umstände, bis zur Vollendung solcher Tendenzen nur noch eines Mittels — nämlich ihrer stillschweigenden Einwilligung — bedürfe, da schied und bannte sie mit Elias-Eifer, was im Geiste begonnen, im Fleisch geendet war. Schon hatten die ärgerlichen Streitigkeiten zwischen Liberius und Damasus, zwischen Symmachus und Laurentius u. a. um den abendländischen Patriarchenstuhl — ungleich ärgerlicher wie ähnliche Parteikämpfe in Constantinopel, wo ein lasterhafter Hof und Scheusale von Regenten dieselben hervorriefen und unterstützten — den Vorschmack dessen gegeben, was am Ende des zwölften Jahrhunderts zu einer Art heilloser Norm in der occidentalischen Kirche werden sollte; schon hatte selbst Gregor I., der sich ironisch servus servorum Dei nannte, gegen Johann den Fastenden, den strengen, frommen Patriarchen von Constantinopel, erwiesen, daß nicht einmal ein römischer Patriarch von so ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften, als Gregor I. besaß, ein so nichtswürdiges Mittel zum Zweck wie die Aufhetzung und Bestechung eines solchen fluchwürdigen Ungeheuers im Purpur als Phocas scheue, nur um einerseits das constantinopolitanische Patriarchat zu erniedrigen und um andern Theils sich selbst sogar von der verächtlichsten und ruchlosesten weltlichen Macht ein oberhirtliches Amt über die ganze Kirche schenken zu lassen, welche ihm doch nur Christus verleihen konnte. Was durfte die rechtgläubige Kirche nach diesem Act erst von einem lasterhaften Pabst wie Urban VI. und Alexander VI., von einem solchen erwarten, welcher (wie Leo II. sich 682 über einen Vorgän-

ger, den Honorius I., ausdrückte) „die apostolische Kirche nicht mit der Lehre der Ueberlieferung erleuchtet, sondern im Gegentheil sich der Zerstörung des Glaubens schuldig gemacht hat?“ [1]) Es blieb daher der rechtgläubigen Kirche nichts anderes übrig, als sich von einem papistischen Patriarchen, „der da hatte den Schein eines gottseligen Wesens, dessen Kraft aber verleugnete“ (II. Tim. III. 5.), zu trennen und den Staub von den Füßen zu schütteln zum Zeugniß über ihn.

In derselben Zeit, als das Carolingsche Reich in einzelne Theile unter einzelne schwache und uneinige Herrscher zerfiel, in dieser Zeit begann der gelehrte und fromme Patriarch Photius „in hoher, stiller Würde,“ wie Prof. Hahn [2]) sich trefflich ausdrückt, vereint mit dem heiligen Concilium in Constantinopel den römischen Patriarchen zu bannen und zu verdammen [3]).

Demohnerachtet blieb die völlige definitive Trennung des orthodoxen Morgenlandes von dem schon schismatischen abendländischen Patriarchen an zwei Jahrhunderte noch verschoben. Denn „dieser mag vielleicht noch aufgerichtet werden, weil Gott ihn wohl aufrichten kann.“ (Röm. XIV. 4.) Allein er verhärtete sich statt dessen in seinem Stolz und Uebermuth!

---

1) Geschichte der Päbste von Dr. Willh. Smets. Köln 1829. 2. Aufl. II. S. 96.

2) Kirchengeschichte. Leipzig 1836. S. 292.

3) „Als der römische Bischof immer mächtiger wurde, als es ihm gelang, die „weltliche Macht immer abhängiger von sich zu machen und in sein Interesse zu „ziehen, indem der zu Constantinopel in immer gefährlichere und bedenklichere poli„tische Verhältnisse kam, als endlich der römische Patriarch den orientalischen „sammt den von ihm abhängenden Christen gar nicht mehr als Mitglieder der christ„lichen Kirche wollte gelten lassen, als er die Unterwerfung unter den römischen „Stuhl zur nothwendigen Bedingung der kirchlichen Einheit machte und als der „gedrückte christliche Orient von dem glücklicheren Occident gänzlich verlassen wurde, „da erst trennte sich der constantinopolitanische Patriarch sammt seinen Christen ganz „von der römischen.“ Stäudlin, Kirchl. Geographie u. Statistik. Tübingen 1804. I. S. 47.

Da kam es denn, wie es nach der weltlichen Constituirung des Pabstthums nicht anders kommen konnte, daß die sämmtlichen katholischen Patriarchen und Bischöfe den Fluch über das Pabstthum in Rom aussprachen. Solches geschah während der Sedisvacanz des abendländischen Patriarchats nach Leo's IX. Tod und vor der Wahl Victor's II. [1]), wo der Erzpriester Hildebrand, der spätere Gregor VII., die Verwesung des abendländischen Patriarchats führte [2]).

Es ist merkwürdig und doch sehr natürlich, daß das abendländische Patriarchat, nachdem es mit dem Austritt aus dem katholischen christlichen Kirchenverband aufgehört und zum Pabstthum geworden war, sogleich auch einen beschränkten Nationalcharakter annahm. Wir sagen natürlich, denn das Pabstthum hing an Rom, war in der Bedeutung dieser Stadt gewurzelt und der Pabst nannte sich dominus orbis, weil er dominus urbis war. Die Stadt Rom ward daher auch in der Canzleisprache des Vaticans dem Erdkreis stets vorgesetzt. Die heiligen Concilien der katholischen Kirche hatten ein abendländisches Patriarchat geschaffen und so lange der christliche katholische Geist desselben von den Bischöfen in Rom richtig erkannt ward, so lange konnte auch nicht von einem besonderen Nationalcharakter desselben die Rede sein. Als jedoch die Päbste erst die

1) Leo IX. starb in Rom den 19. April 1054. Victor II. wurde Pabst den 13. April 1055. und im Juli 1054 erfolgte der Bann der katholischen Kirche gegen Rom.

2) Stenzel, Gesch. Deutschlands unter den fränk. Kaisern, I, S. 161. Hildebrand war damals, als die Bannsprüche in Constantinopel erfolgten, schon in Deutschland, indem er auf die römischen Abgeordneten an Heinrich III. warten mußte; bis im November 1054, (Stenzel a. a. O. II, S. 234.) auf dem Reichstag in Mainz Gebhard von Eichstädt (Victor II.) von Heinrich III. zum Pabst bezeichnet wurde. Die Theilnahme Hildebrand's an dem wahnsinnigen Benehmen des Cardinals Humbert in Constantinopel darf demohngeachtet nicht bezweifelt werden.

abendländische Christenheit, alsdann mit einer lügnerischen Metapher die ganze christliche Kirche in Rom und dessen Vatican zu centralisiren suchten, da konnte das Pabstthum auch nothwendig nicht mehr einem beschränkten Nationalcharakter entgehen. Die Päbste selbst fühlten dieses Gebrechen zuerst. Denn ihnen konnte am wenigsten verborgen sein, daß, wenn eine irdische Localität bei der Regierung der Kirche Christi eine wesentliche Beachtung verdiene, solche nicht in Rom, sondern in Jerusalem und Bethlehem zu suchen und einzig nur dort zu suchen sei. Was hießen da die zwei Apostelgräber (zwei von zwölfen!), selbst wenn sie hätten geschichtlich in Rom gefunden werden können, gegen die Geburts- und Leidens- und Grabstätte des Herrn und Haupts der ganzen Kirche? Wir gestehen, daß uns wesentlicher Grund in dem Eifer, mit welchem die Päbste die Eroberung des heiligen Landes in den Kreuzzügen betrieben, die Absicht des Vaticans gewesen zu sein scheint, die Herrschaft Roms durch den Besitz Jerusalems zu completiren und auf solche Weise die katholische Kirche (die doch nicht von dieser Welt ist, Joh. XVIII., 36.) politisch zu erdrücken [1]. Doch alle Bemühungen und Anstrengungen der Päbste mißlangen und so blieb Rom im romanischen Stammcharakter gefangen, weil es den katholischen Kirchenstandpunkt in seinem Abfall verloren hatte, verlieren mußte.

Hören wir darüber einen römischen Glaubensgenossen und einen Protestanten.

Niclas Vogt, Fürst Metternich's Lehrer der Geschichte, schreibt: [2] „In den ersten Zeiten sahen sich die Päbste" (soll heißen:

---

1) „Im tiefern Hintergrunde lag die Absicht der Päbste, bei den Kreuzzügen auch die Kirche des Morgenlandes unter Rom zu beugen." Schneller, „das Pabstthum," in Pölitz Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst. 1828. Jahrg. 2. S. 187.

2) Rheinische Geschichten und Sagen. Thl. III. S. 31.

die abendländischen Patriarchen) „als gemeine Väter der Christen„heit an. Selbst Gregor der VII. handelte noch nach dieser großen „Idee, darum stiftete er das Cardinals-Collegium, welches durch die „Wahlpriester der Repräsentant aller christlichen Nationen sein sollte" (aber nur der Repräsentant des Romanismus wurde). „Gre„gor's VII. Nachfolger aber, welche nicht mehr von den deutschen „Kaisern eingesetzt, sondern von Italienern gewählt worden waren, „gingen von diesem hohen Sinn ab und machten die Sache „der ganzen Christenheit zur Sache des italienischen Volks. „Selbst meistens Italiener haßten sie die Herrschaft der Deutschen, „welche sie fremde Barbaren nannten, und die Päbste wurden „nun statt Väter aller christlichen Nationen zu sein, die politischen „Häupter einer italienischen Partei. Sie bekämpften die „Kaiser nicht sowohl als treulose Söhne der Kirche, sondern als „fremde Anmaßer der Herrschaft über ihr Vaterland. Aus diesem „Gesichtspunkte muß man nun den Streit des Pabstthums und des „Kaiserthums betrachten, wenn man richtig darüber urtheilen und „die Geschichte verstehen will."

Und Professor Marheinecke äußert sich: [1]) „Je mehr des „Pabstes Hoheit wuchs, desto mehr ging Disciplin und Lehre zu „Grunde. Die Sorge des Bischofs zu Rom für die Kirche und die „ihm anvertraute Fürsorge für das Seelenbeste der Christenheit ver„wandelte sich in eigennützige herrschsüchtige Sorge für einen rö„mischen Stuhl und Fürstenhof, meistentheils in Opposition ge„gen die weltliche Fürstengewalt, gewöhnlich auf Unkosten der (abend„ländischen) Christenheit immer gegen offenbare Lehren des Christen„thums."

1) System des Katholicismus in seiner symbolischen Entwikkelung. Heidelberg 1810. I. S. 117, 118.

Sehr richtig und wahr hat daher Professor Ozanam in seinen neueren Vorlesungen in der Sorbonne den Streit zwischen dem Pabstthum und Kaiserthum aufgefaßt, wenn er behauptet, „daß der Kampf „zwischen den Päbsten und Hohenstaufen wesentlich ein Kampf des „Romanismus und Germanismus gewesen sei." Eben so erklärt sich selbst Görres. Wir lesen in dessen neuester Schrift [1]) folgendes: „der große Streit mit den Päbsten unter der östfränkischen Dy„nastie hatte bald den Charakter einer großen, tief in der Natur der „Dinge der Menschen und der Stämme begründeten Zwietracht an„genommen; die Deutschen waren, als er zu diesem Stadium gelangt, „zur Einsicht gekommen, daß es hier der eigenste Geist der früher „bezwungenen lateinischen Völkerschaften sei, der, da er im Ober„priesterthum eben so seinen Mittelpunkt gefunden, wie jener der „germanischen im Kaiserthum ihnen nun entgegentrete, um die „letzten Reste des früher aufgelegten Jochs abzuschütteln, ja wo mög„lich der Sieger selber sich zu bemeistern" — „die Deutschen ins be„sondere, da sie sich zum zweiten Male in den Kampf mit der „weltbeherrschenden „**Roma**" verwickelt fanden, mußten sich in „ihrer ganzen Nationalität zusammen nehmen" — — „und es wendete sich nun das Oppositionsprincip mit aller Energie, die es durch diesen Widerstand im langwierigen Kampfe gewonnen, gegen Alles hin, was sonst der Geist, die Art und Physiognomie eines Volks in der auf's strengste gesonderten Eigenthümlichkeit ausarbeiten und gestalten mag u. s. w." [2])

---

1) Der Dom von Cöln und das Münster in Straßburg. Regensburg 1842. S. 77 u. 78.

2) „Das Kaiserthum stellte gleichsam das germanische, das Pabstthum das romanische Princip des großen Völkervereins vor." Ranke, Gesch. d. rom. u. germ. Völker. S. XXIII.

Das war also der Charakter, in welchem die Päbste den abendländischen Kaisern entgegentraten. Sie verfochten in ihren angeblichen Kirchenkriegen das Princip und Interesse des Romanismus eines Theils wider ein scheinkatholisches Kaiserthum, anderntheils wider den Germanismus, den deutschen Stamm und Volks-Geist insbesondere.

1) Gegen ein **schein**katholisches Kaiserthum.

Da das Pabstthum als solches mit der katholischen Kirchengemeinschaft nichts gemein haben konnte, nachdem es das katholische abendländische Patriarchat in sich vernichtet und aufgelöst hatte, so kannte das Pabstthum für sich auch keine größere Besorgniß, keine höhere und ernstere Gefahr, keinen tödtlicheren Widerspruch als die in einem katholischen Episcopat des Abendlandes nothwendig lagen. Denn es bedarf unstreitig keiner umständlichen Beweisführung, daß in der abendländischen Kirche eben sowohl wie in jener des Morgenlandes alle Heilsmittel zur Seelen-Seligkeit lauter und vollständig vorhanden waren und mit jenen Himmelskräften, die das ewige Wort in dieselben hineingelegt, überall segensreich wirkten. Abendland wie Morgenland umschloß die eine heilige allgemeine apostolische Kirche; das eine Patriarchat des Ersteren, wie die vier orientalischen bildeten die Glieder derselben, welche alle zusammen dem mystischen Leib Jesu Christi zugehörten. Die streitigen Differenzpunkte, welche sich zwischen dem byzantinischen und römischen Patriarchen im Dogma und dem Cultus allmählig herausgestellt, konnte und sollte ein allgemeines ökumenisches Concil noch entscheiden. Diesem heiligen Kirchen-Urtheil war aber der Haß, der Unverstand und die zügellose Heftigkeit einiger lateinischen Prälaten und päbstlichen Abgeordneten zuvorgeeilt. Im Namen eines todten Pabstes legten sie den Scheidungsact von der rechtgläubigen katholischen

Kirche auf den Hoch-Altar der heiligen Sophienkirche. Die Trennung war somit von beiden Seiten geschehen, denn mit dem Pabstthum [1]) konnte und durfte sich die katholisch-apostolische Kirche nicht und nie vergleichen. Dieses größte, dieses wichtigste und folgenreichste Ereigniß des ganzen sogenannten Mittelalters war indessen im Abendlande nur schwer und dunkel zu begreifen. Die Umwandlung und Corruption des abendländischen Patriarchats zu einem Pabstthum war nach und nach erfolgt. Allmählig hatten weltlich gesinnte Patriarchen zu Rom ihre heilige Kirchen-Autorität zur Unterjochung der abendländischen Kirche und Staaten mißbraucht. Allein zwischen den Kirchenregierungen solcher Irdischgesinnten hatten wiederum andere occidentalische Patriarchen durch ihr sittliches Leben, durch ihre göttliche Gelahrtheit, durch ihre wahre Frömmigkeit, durch ihr christliches Beispiel und ihre Lehre die Kirche erbaut. Es ward ein langer Kampf des Lichts mit der Finsterniß, der Tugend und des Lasters, des Glaubens und Aberglaubens gestritten, dort über jenen Gräbern der Apostel, zu denen das Abendland in stiller, tiefer Ehrfurcht pilgerte. Eben deshalb waren aber auch die Fortschritte, die das Pabstthum in seiner allmähligen Entwickelung nahm, die Siege, die es über das katholische Patriarchat errang, dem

1) Wenn Prof. Möhler schreibt: „diejenigen, welche vor jener Periode, in welcher die Einheit der Kirche mit vollem Bewußtsein hervortritt, unwidersprechliche historische Beweise für einen Primat verlangen, müssen als etwas Ungebührliches verlangend abgewiesen werden, weil es nach dem Gesetz einer wahren Entwickelung nicht möglich ist" u. s. w. (die Einheit der Kirche S. 264.), so muß auf solches bemerkt werden, daß in der Einheit der morgenländischen und abendländischen Kirche ein päbstliches Primat eine unmögliche Abnormität war, und daß letztere erst möglich und wirklich wurde, nachdem der römische Stuhl die abendländische Kirche aus der allgemeinen getrennt und losgerissen hatte. Deshalb konnte es auch keine historischen Beweise für einen Primat früher geben. Denn erst mit jener Trennung begann die wahre Entwickelung des Pabstthums, und zwar indem dasselbe sofort mit vollem Bewußtsein hervortritt.

frommen Sinn und Auge eines entfernten Klerikers und Laien im Abendlande schwer erkennbar und unklar. Dazu kam, daß der innige Glaube und die Einfalt der abendländischen Kirche durch die falschen oder verfälschten Urkunden, in welchen die „Miethlinge" auf dem abendländischen Patriarchenstuhl ihr Ansehen über alle Kirchengemeinden zu erheben und der katholischen Kirche und der Autorität ihrer heiligen Concilien Trotz zu bieten sich bemühten, verblendet, betrogen und gefangen gehalten wurde. Indessen so schwierig, so ängstlich, so gefährlich es auch dem einzelnen gewissenhaften und gläubigen Occidentalen erscheinen und sein mußte, eine Unterscheidung zwischen dem zu erkennen und festzustellen, was dem katholischen abendländischen Patriarchenthum und seinem Regieren und Walten, und was dem akatholischen römischen Pabstthum und dessen Herrschaft emanirt und deshalb zuzurechnen sei (finden wir nicht noch heute diesen großen schneidenden Gegensatz fast von allen lateinischen und protestantischen Schriftstellern bei Beurtheilung des wohlthätigen oder schädlichen Einflusses des römischen Bischofs auf die mittelalterige Gestaltung West-Europas übersehen und nicht verstanden!!), so ging doch durch alle spätere Jahrhunderte erkennbar eine in den abendländischen Völkern sich treu überliefernde und fortbildende, unbesiegbare und unwiderlegbare Opposition gegen das Pabstthum. Der gesetzmäßige und dazu berufene Träger und Repräsentant dieser katholischen Opposition war das abendländische Episcopat. Denn hatten auch die heiligen ökumenischen Concilien das Episcopat, wie den Metropoliten, so den katholischen Patriarchen untergeordnet, so war solches doch mit Umwandlung des abendländischen Patriarchats in ein Pabstthum im ganzen Abendlande emancipirt und fortan nur an die Concilien gewiesen worden. Die Päbste eilten daher, vorzüglich sich und dem Pabstthum das abendländische Episcopat durch ei-

nen Obedienz-Eid unterwürfig zu machen, oder mit andern Worten das katholisch-apostolische Episcopat zu verwüsten und ein papistisches daraus umzuformen. Die Geschichtsbücher erzählen und berichten, wie glänzend dieses Unternehmen den Päbsten gelungen sei; insbesondere in Deutschland.

Wie der kleinste und ärmste ritterschaftliche Patronatsherr zum Schirm und Schutz der ihm anvertrauten Pfarrkirche und deren Besitzthum verpflichtet war, wie die gleichen Pflichten in größerem Umfang Herzöge und Könige trugen, so war der Kaiser des Abendlands oberster Vogt und Schutzherr der abendländischen Kirche und deren Patriarchenstuhl. Pipin, Carl der Große, Arnulf sahen diese, ihnen von der abendländischen Kirche übertragene, Pflicht für ein besonderes Recht für ein Vorrecht an, welches ihnen eine Würde verlieh, die sie über andere Fürsten und Regenten im Abendland erhebe. So war es auch. Die nachfolgenden Ottonen verkannten jene religiöse Pflicht der höchsten Obrigkeit keineswegs, „allein ihre Herrschaft beruhte, wie Prof. Ranke so scharfsinnig bemerkt hat, „auf einem dem Umsichgreifen der geistlichen Tendenzen ursprünglich widerstrebenden Princip. — Daher lag die Entzweiung im Wesen der Dinge.“ Jedoch erhoben auch sie sich nicht auf einen kirchlich-katholischen Standpunkt, denn das Princip der weltlichen Selbstherrschaft, welche sie geltend machten, entbehrte als solches durchaus der christlich-katholischen Weihe; die Entzweiung mit den umsichgreifenden päbstlichen Tendenzen führte deshalb so wenig unter den Ottonen, wie unter den ihnen folgenden Saliern zu einer Befestigung und Reinigung der katholischen Kirche des Abendlandes von papistischen Irrlehren und Strebungen. Diese wurden in ihrer äußerlichen Entwickelung und Verzweigung zwar aufgehalten und zeitweilig gestört, aber dadurch sogar noch intensiver gestärkt und vermehrt. So verkehrt und

schädlich oft die oströmischen Kaiser in das Leben und den Organismus der katholischen morgen- und abendländischen Kirche gewaltsam eingriffen, so können wir doch nicht umhin, im Vergleich mit dem Benehmen dieser abendländischen deutschen Kaiser bei jenen einen freieren Geistesblick und das lebendige Sichvergegenwärtigen der Allgemeinheit der Kirche rühmend anzuerkennen. Denn nie scheinen die deutschen Kaiser zu der Auffassung der Kirche, als einer allgemeinen (katholischen), in welcher das christliche Morgenland nothwendig mitbeschlossen werden müsse, wahrhaft und klar sich erhoben zu haben. Die Doctrin mögen sie gewußt haben, sie bauten auf dieselbe sogar ihr unbestimmtes dominium mundi [1]) aber sie hatten nur das Pabstthum, Rom im Auge, weil sie in demselben nur ihr Kaiserthum apotheosirten. Wohl wußten sie, daß letzteres, als eigentlich weströmisches, dem abendländischen Patriarchat und nur diesem correspondire, aber als sich dieses zum weltherrschenden Pabstthum steigerte, da übersahen oder mißachteten sie absichtlich den akatholischen, antichristlichen Geist desselben in der sicheren Erwartung, daß nun auch die Grenzen ihres imperium sich auf den Flügeln der Morgenröthe bis an der Welt Ende ausbreiten würden. Ein solcher Gewinn, ein solches unschätzbares Glück verdiente wohl einige Opfer und diese brachten sie bereitwillig dem Pabstthum, erst in eigener politischer Anerkennung und Bestätigung desselben, dann indem sie diesem das Episcopat und die Orthodoxie der Kirche preis gaben, zu deren Schutz- und Schirmherren sie berufen und verpflichtet worden waren.

Die Päbste hatten von dem deutschen Episcopat eine strenge

---

1) „Worauf sich das dominium mundi eigentlich beziehe, schien schon sehr frühe zweifelhaft." So Eichhorn, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. §. 289. Anmerk. c.

kirchliche Untersuchung der Basis ihrer angemaßten Autorität und Gewalt am ehesten zu befürchten, theils weil das Kaiserthum (das römische Reich) bei den Deutschen einmal haftete, theils aber auch weil der unerstickte germanische Freiheitssinn, der tiefe nordische Ernst und die eingeborne fromme Wahrheitsliebe der Deutschen besorgen ließ, daß sie das römische Truggebäude umzustoßen, die päbstliche Hoffärtigkeit und Anmaßung zu zertreten, das abendländische Patriarchat wieder zu erbauen und den Occident der katholischen Kirche zurückzuführen versuchen würden. Daß diese Bekümmerniß der Päbste die Verhältnisse richtig aufgefaßt hatte, solches beweisen die Jahrbücher, welche den Kampf und Untergang der Hohenstaufen aufbewahrt haben, auf jedem Blatt ihrer Geschichten. Seltene glänzende Geistes- und furchtbare physische Kräfte führten die Hohenstaufen gegen das Pabstthum in den Kampf und letzteres schien mehr als einmal verloren und besiegt zu sein, nichts desto weniger stand es nach allen Verlusten und Niederlagen fester und kühner, gerüsteter und streitbegieriger wie je zuvor dem Gegner gegenüber. Wie mochte solches geschehen? Die Antwort darauf ist leicht. Die Kaiser besaßen durch die Anerkennung des Pabstthums selbst eine falsche, schlechte, morsche, trügerische Grundlage. Nur von der Basis der christlichen allgemeinen Kirche aus konnte das römische Pabstthum niedergeschmettert werden. Aber auf dieser Basis stand das deutsche Kaiserthum nicht mehr. Es hatte das falsche Princip, die falsche Doctrin des Pabstthums die Consequenz des römischen Systems als wahr, als katholisch angenommen. Es hatte sich in den zwei Lichtern des Firmaments, in den zwei Würden (dignitates), in den zwei Schwertern selbst angebetet. In der That es ist unparteiisch schwer einzusehen, was darnach das Kaiserthum rechtlich und logisch einzuwenden hatte, wenn der „Pabst“ nun die Sonne,

die höhere, bessere, spirituelle Macht, der Besitzer des geistlichen, der Lehnsherr des weltlichen Schwerts sein und reiten wollte, indem er dem Kaiser den Mond und das Fleisch, das weltliche Dienst-Schwert und das zu Fußgehen großmüthig überließ! Mußte nicht auch, wie die Glosse des Sachsenspiegels naiv auseinander gesetzt, „der Kaiser dem Babste schwören, daß er ihn auf einerlei Weise nicht beleidigen und verunrechten wolle, sintemal der Babst das Reich von Osten in Westen gebracht und zu dem der Babst den Kaiser wohl absetzen könne"! [1]) Nein! es ist nicht zu leugnen, nicht abzustreiten, wurde einmal das akatholische, das antichristliche, kirchlich anathematisirte Princip des Pabstthums, mala oder bona fide, als wahr, als christlich, als katholisch und apostolisch angenommen, wie die deutschen Kaiser [2]), mit alleiniger Ausnahme Friedrich's II. [3]), thaten, so war das Recht, das ganze Recht auch auf Seiten der Päbste. Fühlen dies nicht auch die guten und gutmüthigen Protestanten: Vogt in seinem „Gregor VII.," Leo in seiner „Weltgeschichte", Hurten in seinem „Innocenz III."u.a.m.

Es ist merkwürdig, doch geschichtlich wahr, daß in allen den vielen Streitschriften, die zur Zeit Friedrich's II. und Ludwig's des Baiern gegen das Pabstthum geschleudert wurden, in keiner einzigen derselben der katholisch-kirchliche Unterschied zwischen dem abendländischen, durch die heiligen Synoden sanctionirten Patriarchat und dem darauf

---

1) Auch ist, wie das Sächsische Landrecht schreibt, „dem Babst gesetzt zu reiten zu bescheidener Zeit auf einem weißen Pferd, und der Kaiser soll ihm den Stegreiff halten, auf daß sich der Sattel nicht wende."

2) Friedrich I. erklärte bei der zwiespaltigen Pabstwahl Victor's IV. und Alexander's III. geradezu: „Wie Ein Gott und Ein Kaiser, so dürfe nur Ein Pabst sein."

3) Demohngeachtet trat Friedrich II. nicht auf den katholischen Standpunkt zurück, sondern nur in die Reaction der saracenischen Welt auf das abendländische Christen- und Kirchenthum über.

antikirchlich gebauten römischen Pabstthum nur von fern berührt, viel weniger näher untersucht wird. Die Verachtung gegen die Griechen, sowohl gegen ihre politisch=staatlichen, wie gegen ihre kirchlichen Verhältnisse, dazu die feindseligen Berührungen während der Kreuzzüge hatten dem Abendland die kirchliche Gemeinschaft mit denselben so widrig und verhaßt gemacht, daß es an diese religiöse Gemeinschaft nicht gern erinnert sein wollte. Darüber hatte das Abendland aber auch ein Hauptmerkzeichen der Kirche Jesu Christi practisch aus dem Gesicht verloren und war nun dem päbstlichen Separatismus in blinder Leidenschaft anheim gefallen. Sollte jedoch das Pabstthum mit Erfolg angegriffen werden, so konnte solches nur unter dem Schild des katholischen Kirchen=Charakters genügend geschehen; man mußte auf die Einheit der apostolischen Kirche zurückgehen und in die christliche Verbindung mit dem Morgenland zurücktreten. Statt dessen wurde in den meisten jener polemischen Schriften (viele blieben sogar im alten römischen Recht hängen) das Pabstthum nur an den Pfingstfest=Zeiten gemustert und gemessen, und dem zufolge wohl scharf abgeurtheilt, aber in seiner innersten Wurzel nicht getroffen. Denn diese Weise, welche selbst einen Theil der christlichen Kirchengeschichte verleugnete und der Tadel, welcher oft das katholische Patriarchat statt des Pabstthums angriff, konnte nur schwach, nur halb zum Ziele führen. Daher blieb der Beistand, welchen jene Kaiser von Thaddeus von Suessa, Peter de Vineis, Michael Cesena, Heinrich von Kellheim, Franz Buonagrazzia, Marsilius, Ulrich von Augsburg, Johann von Gent, Lupold von Bebenburg, Peter von Aeblo, Ubertus a Lampugnano, Wilhelm Occam u. a. erhielten (so achtbar auch immer die wohlgemeinte Opposition und die richtig gefühlte christliche Antipathie dieser Männer wider das Pabstthum bleibt),

von fast derselben kraftlosen Bedeutung und von eben so geringem Erfolg wie die Hülfe, welche die Rechtsgelehrsamkeit eines Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo's Friedrich I. im Kampf wider die lombardischen Städte und den Pabst geleistet hatte.

Die Kaiser selbst fühlten das Schwankende, Unsichere ihrer Grundlage in dem furchtbaren Kampf mit den Päbsten. Daher tappen sie nach festem Boden, der sie mit ihren Geharnischten trage, verlegen umher. So erklärt Friedrich I. Barbarossa das Reich für eine Fortsetzung des alten römischen und erfreut sich des Fundes zu Amalfi, denn es handelt sich ja um das As [1]). Doch vergebens. Er muß sich zu der venetianischen Zusammenkunft mit Alexander III. entschließen, die, wie Prof. Ranke treffend bemerkt, „bei weitem mehr zu bedeuten hat, wie die Scene von Canossa." Nach Friedrich I. erscheint Heinrich IV. mit riesenhaften Projecten. Er will Erbfolge im Kaiserthum, will Frankreich und England im Sinn altrömischer Herrschaft zum Reiche ziehen, will das oströmische Kaiserreich wiederherstellen, das heilige Land erobern und auch Nordafrika an Deutschland binden und dieses alles, ohne irgend eine Notiz von dem römischen Pontifex zu nehmen. Wer erkennt nicht in diesen an das Unmögliche streifenden Entwürfen und in der Fieberhitze und grenzenlosen Grausamkeit, mit welchen sie der Kaiser auszuführen suchte, das eigentliche Rathlose seiner Lage, den Wurmbiß, welcher bohrend und fressend schon vorhanden war, ehe die gewaltigen Pläne und Umrisse nur einigermaßen ins Leben treten, zur Wirklich-

1) Ein grammatischer Streit über das Wort as soll zuerst auf die Pandecten aufmerksam gemacht haben. Eichhorn a. a. O. §. 267. II. Wenn übrigens Bartolus erklärte: jeder Zweifel an dem Satz, daß des Kaisers bloßer Wille Gesetzkraft habe, sei Ketzerei, so erklärte Pabst Innocenz III. (c. 4. X. de concess. praeb. 3, 8.): Nos qui secundum plenitudinem potestatis de jure possumus supra jus dispensare.

keit sich gestalten konnten. Hierauf kommt Friedrich II. mit der Idee eines italienischen Kaiserthums und dem Gedanken, die Welt um die dürre Ebene von Apulien, wo später wenigstens kein Baum wuchs und kein Dorf war, künstlich zu gruppiren. Es ist wahr, er bringt das Pabstthum zum Delirium. Denn wenn der Pabst das Pabstthum soweit vergessen konnte, daß er den Sultan auffordert, Jerusalem zu behalten und zu vertheidigen, und den Tempelherren und Johanniterrittern befiehlt, den Kaiser bei einer Wallfahrt an den Jordan tückisch dem Sultan auszuliefern [1]), so verdiente das Pabstthum auch durchaus die Antwort Melahadin's, Kamels Sohn, des Sultans: „Von Christus wissen wir mehr, als ihr wissen möget, wir verherrlichen ihn mehr, als ihr ihn verherrlichet." Aber Friedrich überwindet deshalb doch nicht den tobenden, köckenden, spukenden, fluchenden Gegner, wenn er auch dessen Giftbecher glücklich entrinnt. Er verbündet sogar das Kaiserthum dem Mohamedanism [2]) und giebt in diesem Bündniß den schlagendsten Beweis, daß seiner Herrschaft die standfeste Basis abgehe. Die Hohenstaufen gehen tragisch unter. Daß der Pabst um die Ermordung Conradin's im Voraus wußte, daß er dieselbe wünschte, hat Micheln Amari dargethan [3]).

1) Pfister II. S. 526.

2) Dieses Bündniß des Kaisers wurde selbst von den Gegnern des Pabstthums in älterer und neuerer Zeit mit innerm Abscheu angesehen, und Friedrich deshalb auf's härteste beurtheilt. Mit Unrecht. Denn der Muhamedanismus und der Papismus hatten, zumal in jener Zeit, eine unleugbare und formelle Verwandtschaft. Friedrich berechnete ihren exceptionellen absoluten Charakter wie ein Staatsmann, der sich über solchen erhebt, ganz treffend und wahr. Jenes Bündniß war ihm daher nichts mehr als ein Mittel, worüber sich diejenigen am wenigsten ereifern sollten, bei denen der Zweck jedwedes Mittel heiligt.

3) War doch Gratian's Decret und zwar sogar nur die Glosse Hugolin's, ein solummodo statt des Worts praesertim schon hinreichend erachtet, um über Conradin das Todesurtheil zu sprechen. Dieses erinnert daran, wie der Cardinal Richelieu Cinq-Mars nach einem Gesetz der Kaiser Arcadius und Honorius (Cod. 2. de crim. sacril. 2. sacrilegii instar est dubitare, an is dignus sit,

Nachdem aber von den Hohenstaufen versucht worden war, was mit Abweis des einzig Wahren und Richtigen versucht werden konnte, so blieb den nachfolgenden Kaisern nur noch eines übrig, selbst Pabst werden zu wollen, der Gedanke Maximilian's I. des rothlockigen, letzten abentheuernden Ritters.

Aber 2. verfochten die Päbste das Princip und Interesse des Romanismus auch wider den Germanismus, den deutschen Stamm und Geist insbesondere.

War das deutsche Königthum als renovirtes, weströmisches Kaiserthum seinem Endzweck, seiner innern Bedeutung und seinem Geist nach latinisirt; war die deutsche Sprache in ihrer Entwickelung und Bildung durch die lateinische Kirchensprache gestört und zurückgedrängt; war die deutsche „katholische" Kirche durch die Erfindung und Dichtung der Pseudo-Isidorischen Decretalen zur Sclavin der lateinischen, „römisch-päbstlichen" Kirche herabgewürdigt [1]), war endlich das alte deutsche freie Recht als „gemeines Recht" durch das lateinische der römischen Consuln und Cäsaren nur noch der Mitleidenschaft des deutschen Volks anheim gestellt worden, wie alles dieses sich begeben, so waren darin dem Deutschen der höchsten Nationalgüter so viele geraubt, daß dem Pabstthum allein noch übrig blieb, das deutsche Volk und Reich von Frankreich aus recht wacker zu verhöhnen! Und solches geschah con amore, aus innerer, romanischer, unfehlbarer Inspiration.

---

quem elegerit Imperator) hinrichten ließ. (Montesquieu, de l'esprit des loix. XII. 8.) Freilich hatte sich selbst Kaiser Rudolf II. gegen den Kurfürsten von Brandenburg, mit Bezug auf die römische Gesetzgebung, dahin erklärt: „daß er die Diffamirung seiner Räthe künftig als Verletzung der kaiserl. Majestät selbst ahnden werde;" (nam ipsi pars corporis nostri sunt. Cod. ad leg. Jul. Maj.).

1) Seitdem die Legaten des Pabstes kraft pseudo-isidorischer Decretale das Recht zu präsidiren begehrten, nahm auch der Gebrauch der Concilien in Deutschland merklich ab." Marheinecke a. a. O. I. S. 119.

O ihr gutmüthigen Leute! Ihr beklagt das Pabstthum, daß es nach Avignon, aus der deutschen Schirmvogtei in die französische Zwingvogtei gezogen, ihr setzt euch an die Wasser von Babylon und weinet, wenn ihr an die stillen verlassenen Paläste des Vaticans und Laterans gedenket, ihr verzehrt euch in Gram und Niedergeschlagenheit der Seele, daß die Vulcane der sieben Hügel an der gelben Tiber fast ein ganzes Jahrhundert hindurch so faul, so todt, so ausgebrannt schlummern und rasten, ihr findet es himmelschreiend, daß die Päbste in ihrer guten französischen Stadt so unbequem, so modern, so unhistorisch wohnen und leben wollen, euer kindlich treuer Glaube und euere tiefmystische Philosophie begreift und faßt es nicht, daß der Stuhl Petri zu Rom nicht fest in die Erde gewachsen, dort, in der Tiefe der Urgebirge wurzelnd, wo Romulus und Remus, der Wölfin Milchkinder, den Spaten zuerst in den Rasen gestoßen. Sorget auch nicht, ihr Redlichen! Deutschland hat deshalb keinen Bannstrahl, kein Interdikt, keine Drohung, keine einzige päbstliche Forderung an Annaten-, Pallien- und Service-Geldern, keine Zwietracht, keinen Spott, keine Verachtung von Avignon aus eingebüßt!

Die Zeit ist lang her, wo ein abendländischer Patriarch einmal nach Deutschland zog und von dort Hülfe begehrte für seinen katholischen Kirchenstuhl. That aber solches ein einziger Patriarch, wie viel Päbste sind dagegen seit Gregor VII. nach Frankreich geflohen vor den Deutschen? Schon der würdige, von dem Kaiser und dem italienischen Klerus auf gleiche Weise mißhandelte Paschalis II. [1]) sah sich genöthigt nach Frankreich zu flüchten.

---

1) Paschalis II. erklärte Heinrich V.: „die Geistlichkeit muß mit Zehnten und Gaben zufrieden sein. Jedes andere Weltliche mag der König für sich und seine Nachfolger zurücknehmen und dagegen allen Eingriffen in das Geistliche entsagen. Daß dieser evangelische außerordentliche Entschluß eines Pabstes von einer ver-

Eben so flohen die Päbste Gelasius II., Innocenz II. (obgleich dieser kurz zuvor in Deutschland vom Kaiser Lothar und dem Volk mit höchster Ehrfurcht behandelt worden war) und Eugen III. nach Frankreich. Doch einen weit feindseligeren Charakter trug die Flucht der Päbste Alexander's III. und Innocenz IV. in dieses Land [1]), und ebenso auch der Aufenthalt der Päbste Clemens V., Johannes XXII. Benedikt's XII., Clemens VI., Innocenz VI. und Urban's V. zu Avignon. Von Frankreich aus schleuderte Alexander III. den Bann gegen Friedrich Barbarossa, von dort aus Innocenz IV. denselben wider Friedrich II. und Gleiches thaten von dort die Päbste Johann XXII., Benedikt XII. und Clemens VI. wider Ludwig den Baier. Bannflüche hatten die deutschen Kaiser seit Heinrich IV. schon viele getroffen, aber die eigenmächtige, willkürliche und die das deutsche Kaiserthum beschimpfende Procedur, welche dabei die Päbste Innocenz IV. (die Vertheidigungsschriften von Richard Posianus für diesen Pabst dürfte bald einmal ein protestantischer Professor mit heroischem Enthusiasmus und nationaler Resignation ediren!), Johann XXII. und Clemens VI. [2]) sich erlaubten, war neu uud brachte sogar die Herren Kurfürsten zu dem kurzen patriotischen Echauffement des Renser Kurfürstenvereins. Aber nicht die Päbste, sondern die deutschen hochlöblichen Wahlfürsten mußten Buße thun und widerrufen.

---

derbten und verweltlichen Priesterschaft nicht verstanden und von dem tückischen Kaiser mißbraucht wurde, lag in den Verhältnissen der Dinge und der Zeit, aber unerklärlich erscheint es, wenn die Ultramontanen noch heute Paschalis II. darüber heftige Vorwürfe machen. Freilich die Herrschaft der Welt kann ohne die Güter dieser Welt nicht erobert und behauptet werden!

1) Daß Lyon, wohin Innocenz IV. ging, damals nicht zum Königreich Frankreich gehörte, sondern eine unabhängige Stadt des Bischofs war, solches ist hier unwesentlich.

2) Clemens VI. erklärte: „seine Vorgänger hätten nicht verstanden, Päbste zu sein."

Wenn Pabst Johann XXII. gern wiederholte, „daß insonderheit die Zwietracht der deutschen Fürsten das Heil und der Frieden des Pabstes und der römischen Kirche sei," so charakterisirt dieses Wort auch den Zustand, in welchem die Päbste die deutsche Kirche methodisch zu erhalten suchten. Daß dieselbe nie frei, nie unabhängig, nie selbstständig als lebendiges Glied der katholischen und apostolischen Kirche sich gestalte, sondern in steter regungsloser Unterwürfigkeit zum römischen Stuhl, belastet mit dem schwersten Joch päbstlicher Willkür, gefangen gehalten und als Sclavin an das päbstliche Carrocio auf ewig gekettet werde, das war der unter allen politischen Verhältnissen sich gleichbleibende Endzweck der feinsten Unterhandlungen, der furchtbarsten Drohungen und der rücksichtslosen Gewaltthaten des Pabstthums wider Deutschland und das deutsche Volk.

Niemand wußte und erkannte besser wie die Päbste, daß kein Volk dem römischen Stuhl ergebener, als das deutsche, war, weil bei ihm die Ergebenheit auf tiefen, religiösen und sittlichen Grundlagen ruhte. Niemand wußte und erkannte besser wie die Päbste, daß die demüthige Frömmigkeit und der sittliche, ernste Geist des deutschen Volks durch die liederliche Verweltlichung der Hierarchie am tiefsten, am schmerzlichsten beleidigt und verletzt wurde; aber Niemand wußte, und erkannte auch so gut wie die Päbste, daß die Deutschen, einer Einheit im weltlichen Reich entbehrend, um so fester an dem Centrum ihrer religiösen Einheit hängen und wie viel auch im Leben der Personen gesündigt, solches doch dem Princip des einmal von ihnen als göttlich angenommenen und geglaubten Systems nicht zurechnen würden, weil bei ihnen immer noch gälte was Tacitus von ihren Urvätern geschrieben: „es ist bei den Deutschen weder hinzurichten, noch zu fesseln, noch selbst zu schlagen irgend einem gestattet, außer

den Priestern, doch nicht wie zur Strafe, noch auf des Feldherrn Geheiß, sondern wie wenn es die Gottheit geböte." Mit großer Kunst hatten daher die Päbste Sorge getragen, daß sich die Gewissen der Deutschen in steten Bedenklichkeiten und Aengsten abmatteten; mit nicht übertroffener Gewandtheit hatten sie Kaiser und Reich gegenseitig balancirt und zu einer festen organischen Ausbildung die Verfassung Deutschlands nicht gelangen lassen; mit richtiger Berechnung besteuerten sie nicht selbst Deutschland, sondern ließen es durch die deutschen Prälaten brandschatzen, während sie wiederum diesen, „ihren treuen Söhnen," den Ueberfluß sorgfältig abzulocken wußten [1]); mit schlau und klug combinirender Politik vernichteten sie die deutsche Herrschaft in Süd-Italien und die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs in der Lombardei, schwächten sie den deutschen Einfluß im Arelat, in Burgund und Lothringen, und drängten das Kaiserthum vom Rhein ab nach dem Osten Germaniens in die gefährliche Nachbarschaft der Osmannen, während das Haus Anjou durch päbstliche Vermittelung die Throne von Neapel, Ungarn und Polen gewinnt und auf solche nicht freundliche Art das deutsche Reich auf allen Seiten von einer romanischen Dynastie umgarnt gehalten wird. Doch Deutschland, das frommleidende Land, betrachtete träumend die Abendröthe seines Glanzes, stolz lehnte es sich auf seine sieben Heer-

---

1) Noch bei den Nürnberger Friedensexecutions-Verhandlungen erklärte, in Gegenwart des kaiserlichen österreichischen Gesandten Vollmar, der kurmainzische Gesandte zu Protocoll (12. Jul. 1650.): „Der Pabst begehre von dem Trierschen Coadjutor 30,000 Ducaten für das Pallium, den Kurfürsten von Mainz vexire er eben so. Das wäre eine schöne Andacht. Beide Erzstifte wären ruinirt und man sollte solche Summen Geldes nach Rom schicken, daß sie da etwas zu verzehren hätten. In Italien wären auch Erzbischöfe, die gäben über 100 Kronen nicht." Herr Vollmar lachte und sagte: „sie sollten dem Pabst schreiben: wo er ihnen die Taxe für das Pallium nicht erließe, wollten sie lutherisch werden." — Jener: „Es möchte übel aufgenommen werden, sonst wäre es wohl das beste Mittel." Meiern, Nürnberg. Friedens-Execut. Verhandlungen. II. S. 462.

schilde und studirte mit archäologischem Wohlgefallen die arabische, mit kufischen güldenen Buchstaben künstlich gestickte, Schrift des kaiserlichen Pluviales, welche

„Glückseligkeit, Held, Ansehen, Vollkommenheit, Lebensdauer, Gutthätigkeit, Freundlichkeit, freien Zutritt, Gütigkeit, Herablassung, Pracht, Zierde, Sicherheit, Reichthum, glückliche Tage und Nächte, ohne Abnahme und Wechsel, Macht, Wunscherfüllung, Erhaltung, Schutz, Glück, Wohlfahrt, Sieg und Ueberfluß" (was blieb noch übrig!)

Kaiser und Reich verhieß. Zwar war der Reichsscepter hohl und schlecht vergoldet, zwar war der Reichsapfel mit Pech ausgefüllt, zwar ging der goldene Fingerring des Reichs schon damals verloren und war die rothe Gogel (die kaiserliche Reisekappe) irgend wo verschlissen worden, aber auf die elf Reichsheiligthümer (ein Stück des Tischtuchs, worauf das heilige Nachtmahl eingesetzet ward, ein Stück der Schürze, welche der Herr Christus bei der Fußwaschung gebrauchte, fünf Dornen der Dornenkrone, ein Nagel des Kreuzes, der heilige Speer, ein Stücklein der Krippe zu Bethlehem und des heiligen Kreuzes, ein Zahn Johannes des Täufers und drei Gelenke von Petrus, Paulus und Johannes Ketten) durfte Deutschland immer mit stiller andächtiger Freude, mit einer stolzen patriotischen Pietät hinschauen. Es gab viele profane, doch nur ein heiliges Reich und das war das germanische. Dieser Ruf stand fest, in tausend Pergamenten vidimirt und sigillirt durch „Seine Heiligkeit" (!) dem Pabste.

Doch es herrschten endlich zugleich der Päbste Drei, jeder voll Wuth und Ingrimm gegen den andern, jeder von dem andern verflucht und gebannt als sacrilegischer Räuber des Stuhls zu Rom.

Da trat ein Slave, Prediger an dem Kirchlein zu Bethlehem, „eine tiefergriffene, gottergebene Seele [1]," Johannes Huß auf und

[1] Schneller, Geschichte von Böhmen. Dresden 1827. I. S. 123.

lehrte nach dem Beispiel eines Stiekna, Milicz, Janow im apostolischen Geiste, daß Petrus nicht das Haupt der heiligen katholischen Kirche und der Pabst nicht der Stellvertreter Petri sei [1]). —

Nun rührte sich der träge Sigismund, nun rührte sich das träumerische Reich, nun griffen die deutschen Prälaten an ihre Inful, die Aebte an ihre demantenen Kreuze, die Doctoren der Theologie zum canonischen Recht und den Freiheiten der germanischen Kirche und der dominus mundi rief die drei zankenden, unfehlbar verfehlten Päbste vor das Gericht der abendländischen Kirche. Ein Concil trat zusammen zu Constanz.

Was Clemens IV. später zu sagen pflegte: „ein Concilium sei immer ganz nützlich und löblich, sobald man nur von andern Dingen in demselben handele, als von der Gewalt des Pabstes," das war von jeher die Ansicht und Meinung der Päbste und mußte es sein. Klug vorbeugend hatte daher Innocenz III. die Bischöfe im Lateran versammelt gehabt und ihnen ihre Decrete vordictirt. Für das Concilium zu Constanz war nun sehr bezeichnend, daß es erst durch die furchtbare Lohe eines Scheiterhaufens (als gräßliche Parodie des veni sancte spiritus) erleuchtet werden mußte, ehe es zu einer Untersuchung über das Pabstthum sich entschloß. Das Concilium erkannte zwar bald die Wahrheit an, daß seine Autorität über die des Pabstes erhaben sei [2]), wodurch ein wesentlicher Schritt zur Wieder-

---

1) Besonders in seiner Anatomia membror. Antichristi. Indessen ist nicht zu leugnen, daß Huß öfters die irrthumlosen, unbestreitbaren Lehrsätze der heiligen Kirche angreift, während er nur das Pabstthum anzugreifen vermeint. Ganz ist er sich selbst nicht klar, und eigentlich fast nur in seiner Verwerfung des Pabstthums gewesen.

2) Solches ward auch in der 50sten Sitzung canonisch festgesetzt. Schabten und kratzten nun auch die Römlinge an dem Text des Concils, und wagten sie sogar

vereinigung mit der von dem Abendland verlassenen katholischen Kirche geschehen sein würde, wenn jene Anerkennung nur die geringste Folge gehabt hätte. „Wären damals die Kenntnisse vom kirchlichen Alterthum nicht so verdunkelt gewesen," — schreibt der edele Wessenberg in seiner vortrefflichen, wenn auch nicht völlig fehlerfreien (denn welche Feder schreibt eine solche!) Geschichte der großen Kirchenversammlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts — „so ließe sich allerdings schwer begreifen, warum die Väter zu Constanz nicht folgerecht beschlossen haben, daß in Ansehung des Primats (Patriarchats) und seiner Verhältnisse zur (abendländischen) Kirche und zu den einzelnen Bischöfen die Bestimmungen der allgemeinen Concilien zu Nicäa und derjenigen, die in seine Fußtapfen getreten sind, in volle Kraft hergestellt werden sollen [1])." Doch dem sei wie ihm wolle, die deutschen Prälaten mühten sich vereint mit den englischen umsonst, die Reform vor der Pabstwahl in Ordnung zu bringen, die römischen Cardinäle mit den italienisch-spanisch-französischen Parteien hintertrieben aus Eifersucht, Mißtrauen und Feindschaft wider die Deutschen den Aufschub der Pabstwahl und die Anticipirung der Reform, damit diese selbst. Viel sprachen, schrieben [2]) und eiferten die Deutschen, einige Beschlüsse wurden gefaßt, Mehreres ward noch vom Pabst Martin V. versprochen und damit ihnen von einem sarkastischen Cardinal nach der Messe zugerufen: Gehet in Frieden nach Haus! — „Es genügt dem Deutschen," berichtet

die Behauptung, daß derselbe verfälscht sei, so hat doch **Bossuet** in der declaratio cleri gallicani, V. 4 u. 5. und der gelehrte Verfasser de l'autorité du pape, tom. IV. p. 117. solches schlagend widerlegt.

1) II. S. 184.

2) So die umfangreiche Denkschrift: Germanicae nationis articuli reformatione etc., worin „die Nation dafür hielt, daß der Pabst nicht allein wegen der Ketzerei, sondern auch wegen offenbarer Simonie durch ein allgemeines Concil könne gestraft und abgesetzt werden."

Niccolo Machiavelli[1]), „Ueberfluß an Brod und Fleisch und eine geheizte Stube zu haben."

Indessen was zu Constanz vergebens erstrebt war, solches ließ sich noch von der folgenden Kirchenversammlung zu Basel erwarten. Diese trat zusammen und sechszehn Jahre saßen die hohen Prälaten beisammen, beriethen und beschlossen in fünf und vierzig Sessionen, stifteten Frieden zwischen England und Frankreich und zwischen diesem und der Schweiz, bannten mit dem Judasfluch einen Pabst und wählten einen andern. Zwölf Foliobände Acten sammelte der Cardinal Stoicowich von Ragusa. An ruhmvollem Eifer für wahre Verbesserung der Kirche fehlte es nicht, auch nicht an Gelehrsamkeit und ausgezeichneten Talenten. Eine so zahlreiche, allgemein-abendländische, eine so freimüthige Zusammenkunft ausgewählter Führer der occidentalischen Kirche hatte noch kein früheres Jahrhundert gesehen. Auch die Universitäten von Cöln, Heidelberg, Erfurt und Wien verfochten mit redlichem Eifer die gute Sache des Concils. Pest und Kriegesnöthen erschütterte den Muth und die Ausdauer der ehrwürdigen Prälaten nicht. Und schon erklärte der Pabst in Verzweifelung dem Concilium: „Es scheine, dasselbe wolle ihn zum bloßen Schattenbilde herabwürdigen." Da wandten sich die Sachen also, daß den deutschen Fürsten die Entscheidung für oder gegen das Concilium zu Basel zufiel. Mit Ernst und Gründlichkeit bewies ihnen auf dem Wahltag zu Frankfurt der große Canonist Panormitanus, daß nun der entscheidende Augenblick gekommen, das Ansehen der Concilien zu bekräftigen und zu erhalten. Die Wahrheit aller Behauptungen des Erzbischofs von Palermo war unbestreitbar und selbst der leiseste Zweifel fand seine völlige Berichtigung. Eben

1) Bericht über Deutschland v. 17. Juni 1508.

deshalb wußten die deutschen Fürsten auch nichts zu erwiedern, sie baten daher, Concilium und Pabst oder Feuer und Wasser möchten sich friedlich vereinigen und erklärten, als solches nicht geschah, mit einem gewaltigen Anlauf von Muth, Deutschlands und der deutschen Nation — Neutralität.

Die unmittelbare Folge dieses überklugen, charakterlosen, furchtsamen Benehmens deutscher Fürsten war die Absetzung der Erzbischöfe von Trier und Cöln, Jacob's von Syrk und Heinrich's von Mörs durch den Pabst. Denn eben diese deutschen Prälaten waren trotz ihres Maßhaltens als Freunde des Concils dem Pabst besonders sehr verhaßt.

Nochmals, also aufgeschreckt, raffen sich die Deutschen auf und nehmen die Beschlüsse des Baseler Concils zu Mainz im großen Convent und im Beisein der Gesandten von Frankreich, Castilien, Aragonien, Portugal und Mailand feierlich an. „Und ob der Pabst den Fürsatz hätte — erklären sie — die heiligen gemeinen Concilien und ihren Gewalt ewiglich zu verdrucken, so vermeinen die Herren Kurfürsten solchen Gewalt nicht verdrucken zu lassen."

Da wirkte das Geld des in argen Listen unerschöpflichen Italieners. Die ärmlichen, für die deutsche Nation sogar schimpflichen sogenannten Aschaffenburger Concordate waren der endliche Kampfpreis der deutschen jahrelangen Anstrengungen.

Erst nach dreihundert Jahren machten noch die frommen Deutschen die erbauliche Entdeckung, daß selbst die Aufschrift des Vertrags ein Betrug gewesen sei! War es da Spott oder neblichtes Traumgesicht, wenn der Mainzer Canzler, Herr Martin Meyer, an Aeneas Sylvius schrieb: „Die deutsche Nation, einst die Königin der Welt,

jetzt eine zinsbare Magd der römischen Kirche, fängt an wie aus dem Schlaf zu erwachen und ist entschlossen das Joch abzuwerfen?“ Anders Aeneas Sylvius. Dieser bekannte als geistlicher Geheimschreiber Friedrich's III. ganz nüchtern: „wir haben den Glauben, den unsere Fürsten haben, wenn diese Götzen verehren, thun wir es auch;“ und als Pabst (Pius II.): „es sei bloße Großmuth des Pabstes, wenn er sich durch Concordate binden lasse, denn die päbstliche Gewalt könne durch Verträge nicht beschränkt werden, daher sei jene pragmatische Sanction der Deutschen abscheulich an sich und wegen der Art ihrer Durchsetzung entweder ketzerisch oder der Ketzerei nahe!“

Das war deutlich und deutsch, selbst für den gemeinsten Mann faßlich gesprochen! Der ehrliche Deutsche wußte nun, daß er Laie sei und ewig bleibe, daß er, ein unmündiges Kind, von dem gestrengen Vater und dessen Cardinal-Brüdern in Rom allewege geleitet und immerdar bevormundschaftet werden müsse, und daß nur die romanischen Blutes, die Italiener, Franzosen und Hispanier, würdig erfunden seien, die hohen Ehrenstellen der römischen Kirche zu bekleiden und in deren Allerheiligstem, hinter den Tempelvorhang wollüstige Hütten zu bauen! Ohne Zweifel, Seine Heiligkeit durften sich vergnügt die Hände reiben und in der Sixtinischen Capelle singen lassen:

Glücklich, wenn ein wälscher Mann
Seinem Freunde, Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend,
Solch ein Edler bleibt ihm nah!

Es war in dem Jahre 1205, als Pabst Innocenz III. an seinen Legaten in Constantinopel schrieb: „Kummer, Scham und

Angst befällt uns, wenn wir bedenken, wie die griechische Kirche zur Einheit mit dem apostolischen Stuhl zurückkehren könne, da sie bei den Lateinern nur Werke der Finsterniß siehet" (Epist. VIII, 126.) Aehnliches bemerkt Aeneas Sylvius: „Risit Oriens **Latinorum** insaniam, qui sibi ipsi dissentientes aliorum unionem perquirerent!"

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

In meinem Verlage erscheinen:

Französische Classiker.

Neue, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

Nachstehende Werke sind bereits erschienen:

Montesquieu, Geist der Gesetze. Nebst Destutt de Tracy's Kommentar und Noten von Helvetius und Voltaire. Deutsch und mit Anmerkungen von Dr. A. Ellissen. 12 Theile. 1 Thlr. 18 Ngr.

Voltaire's Werke in zeitgemäßer Auswahl.

1r. u. 2r. Theil: Kandid oder die beste Welt. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von A. Ellissen. 2 Theile. 8 Ngr.

3r. u. 4r. Theil: Zadig oder das Geschick. Eine morgenländische Geschichte. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von A. Ellissen. 2 Theile. 8 Ngr.

5r. u. 6r. Theil: Der Hurone. Deutsch mit Anmerkungen von A. Ellissen. 2 Theile. 8 Ngr.

Rousseau, Bekenntnisse. Deutsch von G. Julius. 9 Theile. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — **über den Gesellschaftsvertrag,** oder Grundzüge des Staatsrechts. Deutsch von Dr. A. Marx. 4 Ngr.

— — **die neue Heloise.** Deutsch von G. Julius. 1—3. Theil. 12 Ngr.

Thiers' sämmtliche historische Werke. à Theil 5 Ngr.

1. Geschichte der französischen Revolution. Deutsch von Dr. W. Jordan. 1—3r Theil à Theil (8 Bogen aus der Petit) 5 Ngr.

Gallois, Geschichte der spanischen Inquisition. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.

George Sand's sämmtliche Werke. Mit einer kritischen Einleitung von Arnold Ruge.

1—4. Theil: Der Handwerker. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.
5—6. Simon. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.
7—15. Consuelo. Deutsch von G. Julius. 9 Theile. 1 Thlr. 6 Ngr.
16—18. Horace. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
19—20. André. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.
21. Pauline. Deutsch von Dr. L. Meyer. 1 Theil. 4 Ngr.
22. Leone Leoni. Deutsch von Dr. L. Eichler. 1 Theil. 4 Ngr.
23—24. Die letzte Aldini. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.
25—27. Indiana. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
28—30. Spiridion. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.

31—32. Theil: Der Corsar. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.
33—40. Die Gräfin von Rudolstadt. Deutsch von Dr. L. Meyer. 8 Theile. 1 Thlr. 4 Ngr.
41—44. Mauprat. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.
45—48. Briefe eines Reisenden. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Thle. 16 Ngr.
49—50. Die Mosaikarbeiter. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.
51—56. Lelia. Deutsch von Dr. W. Jordan. 6 Theile. 24 Ngr.
57—60. Jacques. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.
61—63. Valentine. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
64—65. Der Geheimsekretär. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.
66—69. Johanna. Deutsch von Dr. A. Diezmann. 4 Theile. 16 Ngr.

Ich habe diese neue Ausgabe der französischen Classiker dem Publikum einfach angezeigt. Jeder Gebildete kennt die großen Namen: **Montesquieu, Voltaire, Rousseau.** Ihr Verdienst um die Menschheit ist noch nicht erschöpft; ihre Gegner sind immer noch nicht verstummt. Sie sind auch jetzt wieder laut geworden und haben mein Unternehmen bei den Gerichtshöfen des Obscurantismus angeklagt. Aber die Philosophie hat Niemand zum Feinde als die Unwissenden, sagt ein römischer Consul, und das deutsche Publicum ist ihm beigetreten und hat mit gesundem Sinne die unwissenden Gegner der französischen Classiker durchschaut.

Das Unternehmen ist begründet, und ich werde es zu Ende führen! — Ausgezeichnete Schriftsteller interessiren sich thätig dafür und sind meiner Aufforderung zur Mitwirkung gerne nachgekommen. —

Es liegen bereits verschiedene Theile verschiedener Werke vor und wir hoffen im ganzen Verlaufe unserer Arbeit das Publicum bei seiner Theilnahme zu erhalten und ihm den Beweis zu liefern, daß wir mit Ernst und Hingabe den berühmten Schriftstellern, die wir in Deutschland wieder herzustellen oder neu einzubürgern gedenken, uns widmen.

Von den neuen Classikern ist es zudem bekannt genug, wie viel schwieriger, als die altclassischen Franzosen, ihre hinreißende, lebensvolle und unsern gedrückten Verhältnissen völlig entwachsene Form zu erreichen ist. Wir erinnern an **George Sand's Schilderungen** und **Lamennais' Volksschriften.** Um so belehrender und anregender dürfen wir aber auch hoffen, daß gerade diese Schriften wirken werden, selbst da, wo wir die Nachsicht unserer Leser am meisten nöthig haben werden. —

Die Verlagshandlung aber darf mit Zuversicht dem Urtheile der Zukunft entgegensehen, denn das Unternehmen ist selbst ein Theil dieser Zukunft, der Annäherung nämlich zweier Nationen, die so sehr dazu geschaffen sind, sich gegenseitig zu ergänzen, zu heben und zu fördern, und deren Verhältniß, wenn auch von trüben und unwissenden Köpfen für den Augenblick zu beunruhigen, doch ernstlich und auf die Länge sicherlich nicht wieder feindselig zu gestalten ist.

Otto Wigand.

D. K..

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Das centrale Föderativ-System

Leipzig 1844

Eur. 293 h

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10405784-2